This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 84 619

Napoleon I.

und die Frauen

von

Friedrich Masson

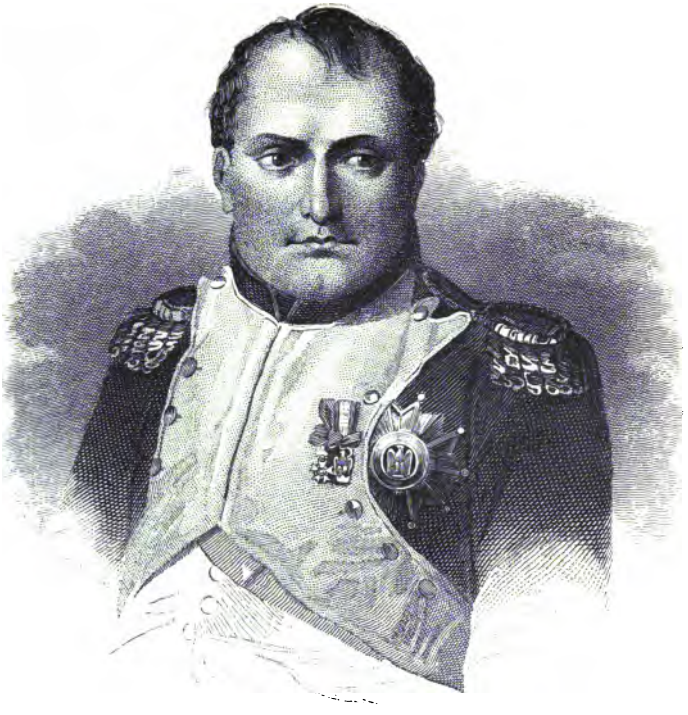
Übertragen
von

Oscar Marschall von Bieberstein

Mit 49 Illustrationen und 2 Facsimile-Briefen

6.—8. Tausend

Leipzig
Heinrich Schmidt & Carl Günther



Napoleon

Napoleon

UNIV. OF CALIFORNIA

Napoleon I.

und

die Frauen.

von

Friedrich Masson.

Mit 49 Abbildungen
und 2 Briefen in Facsimile.

Uebertragen

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

6. Auflage.

Leipzig,
Heinrich Schmidt & Carl Günther.
1899.

Fournier
Collection

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Die Jugend	1
Heirathspläne	16
Joſephine de Beauharnais	29
Die Citoyenne Bonaparte	44
Madame Fourès	59
Die Verzeihung	70
Die Graſſini	80
Die Damen vom Theater	92
Die Vorleſerinnen	108
Joſephines Salbung	123
Madame X.	138
Stephanie de Beauharnais	150
Eleonore	163
Hortenſe	172
Madame Walewska	184
Die Scheidung	225
Marie Louiſe	240
Die Inſel Elba	272
Die Hunderttage	286
Schlußbemerkungen	297

DC204
M32

Fournier
Collection

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Die Jugend	1
Heirathspläne	16
Joſephine de Beauharnais	29
Die Citoyenne Bonaparte	44
Madame Fourès	59
Die Verzeihung	70
Die Graſſini	80
Die Damen vom Theater	92
Die Vorleſerinnen	108
Joſephines Salbung	123
Madame X.	138
Stephanie de Beauharnais	150
Eleonore	163
Hortenſe	172
Madame Walewska	184
Die Scheidung	225
Marie Louiſe	240
Die Inſel Elba	272
Die Hunderttage	286
Schlußbemerkungen	297

Illustrationsverzeichniß.

	Seite
Charles Bonaparte (Vater Napoleons)	2
Ankunft Napoleons in Frankreich	5
Noch nicht veröffentlichtes Porträt Bonapartes	8
Bonaparte in Valence	11
Laetizia Bonaparte (Mutter Napoleons)	14
Bonaparte, Leutnant der Artillerie	17
Bonaparte, Leutnant der Artillerie	19
J. B. J. Bernadotte (Prinz von Ponte-Corvo, König von Schweden)	24
Dem kleinen Eugen Beauharnais wird der Degen seines Vaters durch Bonaparte zurückgegeben	30
Frau Talma in der Rolle von Mylady Clara	33
Erster Besuch Bonaparte's bei Josephine	36
Josephine	39
Porträt der Madame Bonaparte	48
Madame Tallien	49
Joseph, König von Spanien	52
Frau von Staël	57
Napoleon in Aegypten	65
Josephine Grassini (1775—1850)	85
Fräulein Mars	94
Eine Carricatur (Rivalität zwischen den Schauspielerinnen Georges und Duchesnois)	98
Fräulein Georges (Margarethe Josephine Weymer)	104
Elisa	111
La Princesse Borghese	119
Josephine	126
Die Kaiserin Josephine	130
Napoleon I. Gesalbt vom Heiligen Vater in Paris	134
Cardinal Fesch	136
Caroline Murat	153
Hortense	173
Hortense	176
Napoleon auf der Terrasse von Saint-Cloud, umgeben von den Kindern der Familie	181
Napoleon und die Gräfin Walewska auf dem Hofball in Warschau	192
Bonaparte und sein Stern	226
Scheidungsscene	237
Napoleon und Marie Louise	241
Das Bett Napoleons	245
Porträt der Kaiserin Marie Louise	250
Der Empfang Napoleons und Marie Louises in Compiègne	255
Marie Louise	261
Der Herzog von Reichstadt	264
Der Kaiser, die Kaiserin und der König von Rom	269
Talleyrand	275
Napoleon (Vater und Sohn)	287
Der Traum	292
Tod Napoleons auf der Insel St. Helena am 5. Mai 1821	295
Das Grab auf St. Helena	307
Der tote Kaiser	310
Paolina Bonaparte, Principessa Borghese	314
Facsimile-Brief Napoleons an Josephine	46
Facsimile-Brief Napoleons an die Gräfin Walewska	208

UNIV. OF CALIFORNIA

I.

Die Jugend.

Paris, Donnerſtag, 22. November 1787.
Hotel Cherburg, Four St. Honoré.

Ich kam aus der Oper. Haſtigen Schrittes ging ich unter den Bäumen des Palais royal auf und ab. Meine Seele, bewegt von den ihr eigenen lebhaften Empfindungen, machte mich unempfindlich gegen die herrſchende Kälte; als aber die geiſtige Thätigkeit zu erlahmen begann, ſpürte ich bald die rauhen Einflüſſe der Jahreszeit und verfügte mich unter die Colonnaden. Gerade als ich durch das Gitter ſchritt, fiel mein Blick auf ein weibliches Weſen. Die Geſtalt, die große Jugend, die ſpäte Stunde — kein Zweifel, ich hatte eine Dirne vor mir. Sie blieb ſtehen, nicht etwa in herausfordernder, ſondern in einer ihrer Perſönlichkeit entſprechenden Weiſe. Dieſe . . . (das fehlende Wort iſt im Manuſkript völlig unleſerlich) ſetzte mich einigermaßen in Erſtaunen, dieſe Schüchternheit ermunterte mich. Ich redete ſie an! Ich, der ich mehr als irgend ein Anderer von der Abſcheulichkeit ihres Gewerbes durchdrungen bin, der ich mich von einem Blicke ſchon beſudelt fühle. Allein ihre

bleiche Geſichtsfarbe, ihre ſchwächliche Geſtalt, der dünne Ton ihrer Stimme laſſen mich keinen Augenblick ſchwanken. Entweder, ſo dachte ich bei mir ſelbſt, kann mir dieſe Perſon zu nützlicher Beobachtung dienen, oder — es iſt bloß ein Troddel.

Charles Bonaparte.

(Vater Napoleons).

„Sie frieren," frug ich, „und doch wollen Sie hinaus unter die Bäume?"

„O! die Kälte, mein Herr, hat einen belebenden Einfluß auf mich und ich muß meine Soiree doch beenden."

Die Gleichgültigkeit, mit welcher sie diese Worte ausstieß, und das Geschäftliche ihrer Antwort gefielen mir, so daß ich mich ihr anschloß.

„Sie scheinen," begann ich wieder, „von schwächlicher Gesundheit, ich wundere mich, daß Sie Ihres Gewerbes nicht überdrüssig sind."

„„Dame", man muß doch etwas thun, mein Herr."

„Das mag sein; sollte es aber keinen Erwerb geben, welcher Ihrer Gesundheit zuträglicher wäre?"

„Ich wüßte nicht: man muß doch leben."

Ich war erfreut, daß sie mir in solcher Weise Rede stand: das war unbedingt ein Erfolg, wie er noch keiner meiner bisherigen Bemühungen in dieser Richtung hin zu Teil geworden war.

„Sie müssen aus irgend welchem nordischen Gebiet sein; Sie trotzen aller Kälte."

„Ich bin aus Nantes in der Bretagne, Monsieur."

„Ich kenne die Gegend wohl. Sie müssen, Madame, mir das Vergnügen machen und mir die Geschichte des Verlustes Ihrer Unschuld erzählen."

„Ich fiel einem Offizier zum Opfer."

„Kränken Sie sich darüber?"

„Gewiß, das läßt sich doch denken!" (Die Stimme bekam dabei einen so weichen Klang, bekam etwas so Rührendes, wie ich es bisher noch nicht bemerkt hatte.) „Natürlich! Meine Schwester ist jetzt gut etablirt — warum ich nicht?"

„Warum sind Sie nach Paris gekommen?"

„Der Offizier, welcher mich in's Verderben stürzte — den ich verabscheue — ließ mich im Stich: ich mußte vor der Empörung meiner Mutter flüchten. Es stellte sich ein zweiter ein, der mich nach Paris führte; er verließ mich! Ein dritter, mit dem ich drei Jahre zusammen lebte, that desgleichen. Obwohl Franzose, ging er

nach London in Geschäften und blieb dort. Lassen Sie uns zu Ihnen nach Hause gehen, mein Herr."

„Und was sollen wir da machen?"

„Nun: wir wärmen uns und Sie . . ."

Ich war weit entfernt, Bedenken zu haben. Ich hatte mit ihr geschäkert, damit sie nicht davonliefe, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlte durch meine Redewendungen, in welchen ich ihr Ehrbarkeit vorheucheln und — dieselbe nicht zu besitzen, später beweisen wollte.

* * *

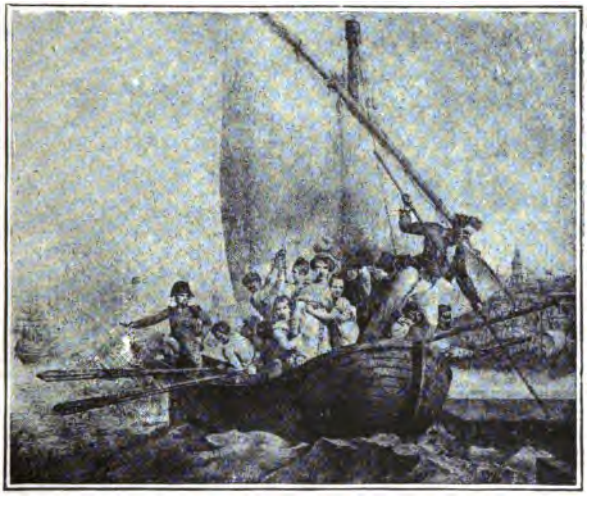
An dem Tage, an welchem Bonaparte die obigen Bemerkungen zu Papier brachte, war er achtzehn Jahre und drei Monate alt — er war am 15. August 1769 geboren.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die oben erwähnte Person überhaupt das erste weibliche Wesen war, an welches er sich heranmachte, und wenn wir in aller Eile die Geschichte seiner Kindheit überfliegen, so werden wir für unsre Vermuthung mancherlei Fingerzeige finden. Er selbst hat ja die wichtigsten Daten niedergeschrieben, und sie haben sich in Fällen, in denen eine Nachforschung stattfand, stets als vollkommen untrüglich erwiesen.

Er reiste am 15. December 1778 — er war damals neun und ein halbes Jahr alt — von Ajaccio nach Frankreich. Was er an Erinnerungen in Bezug auf Frauen seiner corsischen Heimath mit herübernahm, beschränkte sich auf die an seine Amme, Camilla Carbone, verwittwete Ilari, an seine alten Bonnen und an eine kleine Schulgefährtin, mit Namen Giacominetta, auf die er noch in St. Helena oft zu sprechen kam. Er hat in späteren Jahren seine Amme mit Wohlthaten überschüttet, ebenso deren

Tochter, Frau Tavera, und deren Enkelin, Frau Poli, für die er bei der Taufe den Namen „Fauſtina“ ſelbſt ausgeſucht hatte. Wenn er für ſeinen Milchbruder, Ignatio Ilari, nichts thun konnte, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß dieſer ſehr jung in engliſche Seedienſte eingetreten war.

Von den beiden Bonnen, unter deren Obhut er als Kind geſtanden hat, iſt die eine, Minana Saveria, bis zu ihrem Tode



Ankunft Napoleons in Frankreich.
(Nach einer Lithographie v. Raffet.)

in der unmittelbaren Nähe von Madame Bonaparte geweſen; die andere, Mammucia Caterina, lange vor der Einſetzung des Kaiſerthums geſtorben, ebenſo wie jene Giacominetta, für welche er als Kind ſo viele Naſenſtüber eingeheimſt hatte.

Auf der Schule von Autun, auf der er vom 1. Januar bis zum 12. Mai 1779 verblieb, auf der Brienner Schule, der er vom Mai 1779 bis 14. October 1784 angehörte, auf der Militär-

schule in Paris, auf der er ein Jahr, d. h. vom 22. October 1784 bis 30. October 1785 zubrachte, gab es keine weiblichen Wesen. Nur muß man hinzufügen, wie Madame d'Abrantès es thut, daß Bonaparte trotz der überaus strengen Verordnungen der Militärschule, acht Tage, unter dem Vorwand einer Fußverstauchung, bei Herrn Permon, Conti-Platz Nr. 5, zubrachte, er war damals sechzehn Jahre alt.

Ein Ereigniß, welches etwa dem vom 22. November 1787 vorangegangen wäre, könnte mithin nur in die Zeit seines Austritts aus der Militärschule und seiner Rückkehr nach Paris fallen. Bonaparte reiste am 30. October 1785 nach Valence, von Valence nach Corsica am 16. September 1786, also nach etwa einjährigem Aufenthalt. Er ist von Corsica erst am 12. September 1787 zurückgekehrt und dann hat er seine Reise nach Paris gemacht.

In Corsica ist ihm in Bezug auf das schöne Geschlecht sicher nichts zugestoßen, ebensowenig in Valence, während seines zehnmonatlichen dortigen ersten Aufenthaltes. Er war damals noch sehr schüchtern, ein wenig melancholisch, und sehr beschäftigt mit Lectüre und schriftlichen Arbeiten, dabei bemüht, sich in die Gesellschaft einzuführen und eine gute Aufnahme seitens derselben zu finden. Durch Herrn de Tardivon Abt zu Saint Ruff, an welchen er durch die Familie Marbeuf empfohlen war, wurde er in die ersten Valenzer Häuser, das heißt bei Madame Grégoire du Colombier, Madame Lauberie de St. Germain und Madame de Laurencin eingeführt.

Dies sind Damen, welche, dem kleinen Adel oder dem vornehm lebenden Bürgerstande angehörig, als die Spitzen der Gesellschaft galten; sie waren nicht ohne Argwohn in Bezug auf die Moralität der Offiziere, und würden ihre Töchter nicht dem

Umgange mit jungen Leuten, an denen ein sittlicher Makel haftete, ausgesetzt haben.

In Bezug auf Caroline du Colombier, der die Mutter etwas mehr Freiheit ließ, hatte Bonaparte vielleicht damals unbestimmte Heirathsgedanken, obwohl er kaum erst siebzehn Jahre alt und die Dame älter war als er. Auf alle Fälle aber war die Art, wie er ihr den Hof machte, durchaus ehrbar und zurückhaltend, man möchte sagen knabenhaft und ganz à la Rousseau, dem Rousseau der Demoiselle Galley. Wenn er mit Fräulein du Colombier Kirschen pflückte, sollte er dabei nicht auch gedacht haben: „Oh! daß meine Lippen Kirschen wären, und ich sie ihr zuwerfen könnte.“ Die junge Dame heirathete einen Herrn Garempel de Bressieux, einen früheren Offizier, der sie auf sein in der Nähe von Lyon gelegenes Schloß führte. Etwa zwanzig Jahre später also Ende des Jahres XII, erhielt Napoleon, welcher sich damals im Lager von Boulogne aufhielt, von der schönen Kirschenpflückerin einen Brief, in welchem sie ihm ihren Bruder empfahl. Napoleon antwortete mit rückkehrendem Courier, indem er versicherte, daß er die erste Gelegenheit ergreifen werde, Herrn du Colombier nützlich zu sein: „das Andenken an Ihre Frau Mutter und Sie,“ so schrieb er ihr, „war mir immer theuer. Ich entnehme Ihrem Briefe, daß Sie in der Nachbarschaft von Lyon wohnen, muß Ihnen also Vorwürfe machen, daß Sie nicht gekommen sind, während ich dort war, da ich mich doch stets außerordentlich freuen würde, Sie zu sehen.“

Diese Mahnung ging nicht verloren; als der Kaiser auf dem Wege zu seiner Krönung nach Mailand durch Lyon kam — es war am 22. Germinal des Jahres XIII (12. April 1805) — zählte Madame de Bressieux zu den ersten Personen von Rang, die sich vorstellen ließen. Sie war sehr verändert, hatte sehr ge-

altert; sie war nicht mehr hübsch, es war mit einem Wort nicht mehr die Caroline von damals. Doch gleichviel: Alles was sie wünschte, wurde ihr zu Theil: die erbetenen Streichungen in der Emigrantenliste, ein Amt für ihren Gemahl, ein Lieutenantspatent

Noch nicht veröffentlichtes Porträt Bonapartes.
(Kreidezeichnung eines Mitschälers auf der Schule zu Brienne.)

für ihren Bruder. Im Januar 1806, beim Jahreswechsel, brachte Madame de Bressieux sich beim Kaiser in Erinnerung und bat ihn um Nachrichten über sein Befinden. Napoleon antwortete eigenhändig; 1808 ernennt er sie zur Ehrendame bei Madame

Mère, und den Gemahl zum Präsidenten des Wahlcollegiums im Departement der Isère, 1810 erfolgte dessen Ernennung zum Reichsbaron.

In gleich dankbarer Erinnerung bewahrte er Alle, welche ihm in jungen Jahren Freundlichkeiten erwiesen hatten, so daß Niemand darunter zu nennen wäre, dessen Glück er nicht gemacht und dessen er nicht, in der Gefangenschaft sogar noch, gern gedacht hätte. Die Damen erhalten einen womöglich noch größeren Antheil an dieser Dankbarkeit, als die Männer, und selbst wenn er Veranlassung hatte, sich über sie zu beschweren, es genügte ihm, wenn sie in Bezug auf ihn selbst nur eine einigermaßen milde Stimmung gezeigt hatten.

Wenn das Fräulein Lauberie de Saint-Germain ihrem Vetter, Herrn Bachasson de Montalivet, den Vorzug vor Bonaparte, der eine Zeit lang glaubte, sie heirathen zu können, gab, so hat er es ihr nie nachgetragen: er förderte die Laufbahn des Herrn de Montalivet, den er erst zum Präfecten des Manche-Departements und dann zu dem der Seine-et-Oise, dann zum Generaldirector der Chausseen und Brücken, zum Minister des Innern und zum Reichsgrafen mit einer Dotation von 80000 Frcs. beförderte. Die Dame selbst, von der er wohl später sagte, er habe „ihre Tugenden geliebt und ihre Schönheit bewundert," ernannte er im Jahre 1806 zur Palastdame der Kaiserin. Allein sie stellte Bedingungen. „Ew. Majestät kennen," so sprach sie, „meine Gedanken über die Mission der Frauen auf Erden. Die Gunst, die vielbeneidete, welche Ew. Majestät die Gnade haben, mir zu erweisen, würde mir zum Unglück werden, weil ich davon absehen müßte, meinen Gemahl zu pflegen, wenn er die Gicht hat, meine Kinder zu nähren, wenn die Vorsehung mir solche schenkt." Der Kaiser, welcher erst finster drein-

geschaut hatte, verbeugte sich gleich darauf mit freundlicher Miene und rief: „Ah! Madame Montalivet, Sie stellen mir Bedingungen, ich bin daran nicht gewöhnt, — allein, ich unterwerfe mich. Seien Sie einfach Palastdame. Man wird Alles so einrichten, daß Sie Gattin und Mutter in dem Sinne bleiben können, wie Sie es wünschen.“ Madame Montalivet hatte sozusagen gar keinen Dienst am kaiserlichen Hofe, das verhinderte Napoleon jedoch nicht, ihr besondere Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er hatte für ihre Familie eine große Vorliebe. „Sie sind“, pflegte er von den Montalivets zu sagen, „von strengster Rechtlichkeit und voller Treue, ich traue ihrer Anhänglichkeit viel zu.“ —

Dies sind Erinnerungen, welche Napoleon von Valence mitnahm, sie sind der Art, daß jene jungen Damen stolz darauf sein könnten, sie hinterlassen zu haben. Von etwaigen sonstigen Beziehungen aus jener Zeit weiß man nichts; in Bonaparte's Aufzeichnungen begegnet man keinen: er erscheint als Hippolyt, der den Ruhm mehr liebt als die Frauen.

„Hätte ich die Zeit Sparta's und Roms mit der meinigen zu vergleichen,“ schreibt er, „so würde ich sagen: hier ist die Liebe die Herrscherin, dort der Patriotismus. Durch die entgegengesetzten Wirkungen, welche diese beiden Leidenschaften haben, müßte man sie für mit einander unvereinbar halten. Sicher ist, daß ein Volk, welches sich der Galanterie hingiebt, dasjenige Maß von Energie einbüßt, welches nothwendig ist, um zu begreifen, daß überhaupt Patrioten existiren können. Auf dem Punkt sind wir angelangt.“ —

Man kann wohl mit einer gewissen Sicherheit annehmen, daß jene Dirne vom Palais royal seine erste nähere Bekanntschaft mit dem zarten Geschlecht darstellt. Die Begebenheit, so bedeutungslos sie erscheint, giebt immerhin einen Fingerzeig für

Bonaparte in Valence. (Nach einem Bilde von Franz Flameng.)

seinen Charakter. Es treten bei der Gelegenheit seine damalige Weiberscheu, sein kritisirender Geist, seine plötzlichen Zugeständnisse, seine sonderbare Art und Weise zu fragen, die er zeitlebens beibehalten hat, hervor, es zeigt sich sein außerordentliches Gedächtniß, denn die Phrasen im Munde des Mädchens, ihre Worte sind naturtreu wiedergegeben — bis zu dem Ausruf „dame", der echt bretonisch ist.

Ob er die Unglückliche jemals wiedersah, ist zweifelhaft. Unter seinen Papieren aus der damaligen Zeit seines Aufenthaltes in Paris ist eine Dissertation über die Vaterlandsliebe, addressirt an eine „Demoiselle", vorhanden, allein man fragt sich, ob das eine Weide für die Besucherinnen der Colonnaden im Palais royal wäre.

Nach seinem kurzen Aufenthalt in Paris vom October bis December 1787 reist Bonaparte abermals nach Corsica und langt am 1. Januar 1788 dort an. Er verweilte ein halbes Jahr und kehrt am 1. Juni zu seinem in Auxonne garnisonirenden Regiment zurück. Nirgend zeigt sich die Spur einer Liebschaft. Dagegen will man wissen, daß er in Seurre, wohin Anfangs 1789 ein Theil seines Regiments verlegt wurde, Beziehungen erstens zu der Frau eines Salzspeicher-Beamten, zweitens zu einer Bauerngutsbesitzerin, bei welcher er Milch zu trinken pflegte, endlich zu der Tochter des Wirthes, bei dem er wohnte, gehabt habe. Das wären ihrer wohl zu Viele für die kurze Zeit von fünfundzwanzig Tagen, über deren Verwendung übrigens die noch vorhandenen Hefte und die darin enthaltenen Aufsätze eine andere Auskunft geben. Es muß jedoch erwähnt werden, daß, als Napoleon vierzehn Jahre später, am 16. Germinal des Jahres XIII (6. April 1805), durch Seurre kam, um sich nach Mailand zu verfügen, sein Kammerherr de Thiard ihm eine

„Demoiselle“ zugeführt haben soll, und daß er dieser für ihren „zwölfjährigen“ Sohn nebst pekuniärer Beihülfe eine Freistelle in einer Schule verschaffte. Das Alter, welches man dem Knaben giebt, schließt doch jeden Gedanken daran aus, daß Napoleon der Vater wäre. Wenn der Kaiser in Bezug hierauf irgend welche Voraussetzungen hätte haben können, so würde er weit mehr und ohne daß man es ihm abverlangt hätte, gegeben haben.

Auf seiner Heimathinsel, auf welcher er das ganze Jahr 1790 verweilte, zu Auxonne, dann zu Valence, dann von Neuem in Corsica, in Paris Mitte 1792 ist von Liebe gar keine Rede; ebensowenig während des ersten Feldzuges im Süden gegen die Föderalisten, ebensowenig in Toulon. —

Vier Jahre sind zu überspringen. Der Lieutenant ist zum Brigadegeneral avancirt; Bonaparte commandirt die Artillerie der Armee von Italien. Dieser Armee hat der Convent den Citoyen Louis Turreau, genannt Turreau de Lignières, eines seiner einflußreichsten Mitglieder, beigesellt. Der Herr ist begleitet von seiner jungen Frau; diese ist die Tochter eines Versailler Wundarztes, und trifft mit ihrem Gatten in Cairo, Piemont, wo sich gerade Bonaparte zu Ende des Jahres II aufhielt, ein. Bonaparte gefällt Herrn Turreau sehr, noch mehr aber seiner Frau. Eine Liaison aber kann man das sich entwickelnde Verhältniß zwischen dem General und ihr kaum nennen, die Dame war allzu flatterhaft, allein etwas mehr als eine flüchtige Liebelei war es doch wohl; die Erinnerung, welche Herr und Frau Turreau für die Talente des jungen Generals bewahrten, war so vortheilhaft, daß, als am 13. Vendémiaire der Convent in Gefahr war, es Turreau ebenso gut wie Barras zuzuschreiben ist, daß dem General Bonaparte das Commando der Truppen im Innern anvertraut wurde.

Laetizia Bonaparte.

Letizia Bonaparte

Laetizia Bonaparte (Mutter Napoleons).

Bonaparte, eingedenk der ihm erwiesenen Dienste, ernannte, sobald er in Italien das Obercommando übernommen hatte, Turreau, der nicht wieder gewählt war, zum Magazinverwalter. Turreau hatte auch auf diesem Posten seine Frau bei sich; über ihr leichtsinniges Betragen aber grämte er sich derart, daß er starb. Madame Turreau kehrte nach Versailles zurück, und lebte zur Zeit des Kaiserreiches dort in sehr dürftigen Verhältnissen. Eines Tages, gelegentlich einer Jagd, sprach zufällig Napoleon von ihr zu Berthier, und da dieser sie von Kind auf gekannt hatte, da er ja ebenfalls ein geborener Versailler war, so ließ er es sich angelegen sein, wiederholt an sie zu erinnern und der Kaiser gewährte ihr Alles, was sie verlangte, — mehr als sie verlangte. —

So sind denn die wenigen Liebschaften, welche in die Jugend Bonapartes fallen, entweder auf einige flüchtige Huldigungen ohne Folgen beschränkt, oder es handelte sich um ganz banale Vorgänge (die Broschüre, betitelt: Vierzig noch unveröffentlichte Briefe Napoleons, gesammelt von L. F., Paris 1825, verdient keinerlei Beachtung). Im Allgemeinen beachteten die Frauen den kleinen, hagern, blassen, schlecht gekleideten Offizier, der nichts auf sein Aeußeres gab, gar nicht. Er wiederum, ganz damit beschäftigt, sich emporzuschwingen, achtet ihrer nicht. Einen weiteren Grund für seine Enthaltsamkeit im Punkte der Liebe findet man wohl in seiner Mittellosigkeit. Wie andere arme Leute es thun, mußte er, um eine Frau zu haben, daran denken, zu heirathen.

II.

Heirathspläne.

In Marseille, bei seiner Schwägerin, der Madame Joseph Bonaparte, lernte der junge Offizier deren Schwester, Désirée (Eugenie) Clary, eine hübsche junge Dame von etwa sechzehn Jahren kennen, und ließ sich in Liebeshändel mit ihr ein, welche Désirée jedoch ernst nahm. „O, mein Geliebter," schrieb sie ihm, „nimm Deine Tage wohl in Acht und Du wirst auch die Deiner Eugenie erhalten, welche ohne Dich nicht leben kann." . . . „Gedenke Dessen, was Du mir geschworen hast, wie ich den Eid zu halten gedenke, den ich Dir ablegte."

Diese zärtlichen Briefe, diese unerkünstelten Herzensergüsse „Eugenies" sind im Brouillon, 65 Jahre, nachdem sie geschrieben waren, unter den Papieren der Schreiberin, welche sie wie Reliquien aufbewahrt hat, gefunden worden. Der Mode der damaligen Zeit entsprechend, hatte Fräulein Clary, welche in ihrer Familie Désirée gerufen wurde, sich für ihren Geliebten umgetauft, für ihn allein wollte sie einen Namen haben, den Niemand kannte, den keine anderen Lippen aussprachen.

Damals, in jenen grauenhaften Tagen, da allerwärts der Tod die Menſchen anſtarrte, der Tod der einzige Gedanke war, wurde bei den Frauen die Liebe zur Religion: ſie iſt damals zu einem heiligen Cultus geworden — die Liebe war das einzige, was von der civiliſirten Welt übrig geblieben war.

Bonaparte, Leutnant der Artillerie.
(Nach einem Bilde von Grenze.)

Die Bekanntſchaft zwiſchen Déſirée Clary und Bonaparte datirt vom Januar oder Februar 1795. Die Verlobung — falls eine ſolche in aller Form ſtattgefunden — müßte auf den 20. April, den Tag, an welchem der General nach Paris abreiſte, fallen; Joſeph und ſeine Frau Julie hatten das Heiraths-

projekt gefördert und innerhalb der Familie Clary war keinerlei Widerspruch zu befürchten. Der Vater, dem man die Worte in den Mund legt, er habe an einem Bonaparte in seiner Familie genug, war am 20. Januar 1794 gestorben. Seine kleine Désirée, welche, wie sie selbst angiebt, schreibt und später auch drucken läßt, noch nicht dreizehn oder vierzehn Jahre gewesen sein will, war damals ungefähr 17 Jahr, denn sie war 1777 geboren; sie war zwar abhängig von ihrer Mutter und einem Bruder, aber, wenn man ihre Charaktereigenschaft bedenkt, so darf man annehmen, daß sie damals schon von Niemandem als von sich selbst abhing.

Ihr Alter bot so wie so kein Hinderniß; es gehörte damals zu den Seltenheiten, daß sich die Damen später als mit achtzehn Jahren verheiratheten und nach dem eben entworfenen neuen Codex sollte das heirathsfähige Alter der Frauen schon mit dem dreizehnten Lebensjahre beginnen. Was die sonstigen Umstände betrifft, so hätte Désirée am Ende den jüngeren Bonaparte, der doch Brigadegeneral war, noch eher heirathen können, als ihre Schwester Julie den älteren Joseph, der stellungslos war. —

Bonaparte, der im Mai in Paris eintraf, überall schlecht empfangen wurde, und ohne alle Geldmittel war, hatte sich an diese Heirath mit all' seinen Hoffnungen geklammert. Kam sie nicht zu Stande, so blieb ihm, wie er meinte, nichts anderes übrig, als in türkische Dienste zu treten. Selbst als seine Lage sich einigermaßen zu bessern begann und er vom Wohlfahrts-Ausschuß bei den Kriegs-Entwürfen verwendet wurde, fühlte er doch immer, wie ungewiß und von wie zweifelhafter Dauer seine ihm zufällig gewordene Verwendung sei. Désirée allein wäre im Stande, ihn seiner Lage zu entreißen und er drängt fort-

während ſeinen Bruder Joſeph, ihm eine beſtimmte Antwort zu erwirken; Déſirée ſteht im Briefwechſel mit ihm, ſie bittet ihn um ſein Bildniß, er läßt es anfertigen und ſchickt es. Doch wo iſt ſie mit einemmal? Iſt ſie mit ihrer Schweſter und

Bonaparte, Leutnant der Artillerie.
(Nach einem Bilde von Philippoteaux.)

ihrem Schwager in Genua? Sie läßt nichts mehr von ſich hören. „Man muß," ſo ſchreibt er, „um nach Genua zu kommen, wie es ſcheint, den Lethe paſſiren." Déſirée iſt die „Schweigſame", der er immer den Vorwurf macht, daß ſie nicht ſchriebe.

Plötzlich aber dringt er auf eine „definitive" Antwort. Joseph soll mit dem Bruder Désirée's sprechen. „Theile mir das Resultat mit und dann ist es fertig."

Am andern Tage, ohne die Ankunft seines Briefes in Marseille nur abzuwarten, schreibt er schon wieder: „Ich erwarte die Antwort mit Ungeduld: jetzt heißt es biegen oder brechen." Darauf geht ein voller Monat hin. es werden Worte der Erinnerung ausgetauscht — sonst nichts. Wie ging das zu?

Zwischen Bonaparte und dem kleinem Fräulein in Marseille — es war kaum hübsch zu nennen, hatte aber etwas Fesselndes, etwas Pikantes mit seinen schwarzen Brauen, seinen sanften Augen, seinem etwas aufgeworfenen Näschen, seinem lächelnden Munde, seinem sittsamen, zurückhaltenden und doch anschmiegenden Wesen — zwischen Désirée und den General hatte sich Paris geschoben, das unbekannte Paris, in welchem Bonaparte eben auftauchte mit seinen schiefgelaufenen Stiefeln, seiner schäbigen Uniform und seinem Gefolge von zwei Hungerleidern von Adjutanten: Paris mit seiner aus Eleganz, Grazie, Täuschungen und Blendungen aller Art zusammengesetzten Frauenwelt, mit diesen Wesen, deren geschminkte Wangen den Augen einen magischen Glanz zu geben schienen, deren Toiletten alle Conturen der Gestalt zeigten und Alles zu betonen schienen, was einem begehrenswerth sein könnte, die das, was zu verbergen wäre, unbeachtet ließen oder gar mit besondern Zierrathen ausstatteten. Diese Wesen, wie geschaffen zu Freude und Lust, diese in Treibhäusern gezogenen, im schwülen Dunst der Welteitelkeit zu üppiger Reife gediehenen Früchte, schienen sie nicht trotz ihres falschen Colorits und der aufputzenden Kniffe des Händlers, in ganz anderer Weise lecker, als jene etwas grünen, auf stiller

Flur gediehenen Früchte, mit dem wenn auch frischen, doch etwas säuerlichen Geschmack?

„Hier allein," so schreibt Bonaparte, „unter allen Orten der Erde, nur hier verdienen die Frauen, das Steuer zu führen. . . . . Eine Frau bedarf nur eines Aufenthaltes von sechs Monaten in Paris, um zu wissen, was ihr gebührt und welcher Art ihre Herrschaft ist." Einige Tage später: „Die Frauen, deren es in Paris die schönsten der ganzen Welt giebt, werden hier zu einem Mittelpunkt der wichtigsten Angelegenheiten."

Gewiß, es sind die schönsten der Welt — ja wohl, die schönsten! Diese Frauen von dreißig und fünfunddreißig, von vierzig Jahren sogar, bewandert in der Kunst, Liebe einzuflößen, mehr als in der, selbst zu lieben — und der junge General, der nichts anzubieten hatte, als seine Hand, bot diese der Reihe nach den Damen: de Permon, de la Bouchardie, de Lesparda an und wartete inzwischen, daß der Vendémiaire herankomme und Madame de Beauharnais ihn beim Wort nähme.

Für Désirée gab es nur noch Schweigen, das vollkommenste Schweigen; eine Klage läßt sich von dort vernehmen, so sanft, so zärtlich, daß sie in den Ohren klingt wie eine Harfe, die man zerbricht.

„Sie haben mich unglücklich gemacht für den Rest meines Lebens," schreibt sie, „und ich bin schwach genug, Ihnen zu verzeihen. Sie sind also verheirathet! Es ist der armen Eugenie nicht länger erlaubt, Sie zu lieben, an Sie zu denken . . . Mein einziger Trost ist jetzt, zu wissen, daß Sie von meiner Treue überzeugt sind, mein einziger Wunsch — der Tod. Das Leben ist für mich eine furchtbare Qual, seit ich es Ihnen nicht mehr weihen kann. Sie verheirathet! Ich kann mich nicht in diesen Gedanken finden, er tödtet mich . . . ich kann's nicht

überleben. Ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß ich meinen Verbindlichkeiten treu bin, trotzdem Sie die Bande zerrissen haben, welche uns einten: ich werde nie einem Anderen angehören, werde mich nie vermählen. Ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück und Gedeihen in Ihrer Ehe, daß die Gattin, welche Sie erwählten, Sie so glücklich mache, wie ich es mir vorgenommen hatte und wie Sie es verdienen. Aber inmitten Ihres Glückes vergessen Sie Eugenie nicht und beklagen Sie deren Schicksal."

Für Bonaparte, der zu vergessen unfähig war, mußte diese Liebe, die er in höherem Grade eingeflößt hatte, als er sie selbst empfand, in ihrer Erinnerung sehr schmerzlich sein; ohne es selbst gewahr zu werden, hatte er sich von einer Kinderei zu einem ehrgeizigen Vorhaben hinziehen lassen, um schließlich ein junges Mädchenherz zu brechen.

Es hatte den Anschein, als habe er sein ganzes Leben daran gedacht, sich Verzeihung zu erwirken für sein damaliges Handeln. Seit dem Jahre 1797 beschäftigt ihn unaufhörlich der Gedanke an eine vortheilhafte Verheirathung Désirées, welche damals, im November, mit ihrer Schwester und ihrem Schwager in Rom war, wo letzterer als Gesandter der französischen Republik bei Pius VI. fungirte. Bonaparte übergiebt dem General Duphot, der nach Rom geht, ein warmes Empfehlungsschreiben, nennt ihn einen ausgezeichneten Offizier und bezeichnet eine Verbindung zwischen ihm und Désirée für wünschenswerth und überaus vortheilhaft. Duphot gefällt auch, seine Verlobung mit Désirée steht bevor — da fällt er dem Attentat vom 28. December zum Opfer, Désirée's Robe ist bespritzt mit dem Blute ihres zukünftigen Gatten!

Endlich, nachdem sie verschiedene Partien ausgeschlagen

hatte, erklärte sie sich — Napoleon war auf seinem Zuge in Aegypten — bereit, dem General Bernadotte zum Altar zu folgen, diesem unerträglichen Jacobiner, diesem Schulmeister, diesem Bearner, der vom Gascogner weder die lebhaften Alluren noch den schlagenden Witz hat, dessen berechnende Schlauheit sich in stetem Doppelspiel zeigt, der die Staël für die bedeutendste Frau hält, weil sie die pedantischste von allen ist — der seinen Honigmond damit hinbringt, seiner jungen Frau Abhandlungen zu dictiren. Von Kairo aus, wohin die Nachricht von der Vermählung Désirée's gelangt, schreibt Bonaparte, dem diese Wahl nur mißfallen kann, denn Bernadotte war ihm stets feindlich gesonnen, und beglückwünscht die junge Frau.

Von ihr kam, als er aus Aegypten zurückgekehrt war, das erste Bittgesuch: sie wünschte, Bonaparte möchte ihren eben gebornen Sohn über die Taufe halten — einen Sohn! Bonaparte hatte keinen — seinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, versagte ihm das Geschick. Désirée, als wollte sie sich an der rächen, welche sie so gern die „Alte" nannte, an Josephine, welche sie haßte, schmückte sich mit dem Stolz der Mutter, und Bonaparte, der damals ganz hingegeben war an Ossians Muse, giebt dem Täufling den Namen „Oskar".

„Wenn Bernadotte," so sagte später Napoleon, „Marschall von Frankreich, Prinz von Pontecorvo und König wurde, so hat er das einzig und allein seiner Heirath zu verdanken." . . . „Seine schlechten Streiche während des Kaiserreiches sind ihm stets aus demselben Grunde verziehen worden."

Und was waren das für Streiche! Begonnen hatte Bernadottes Opposition schon mit dem 18. Brumaire. Trotzdem wird er am folgenden Tage in den Staatsrath berufen — später zum Obergeneral der Ostarmee ernannt. Als solcher

geht er ſoweit, ſich gegen den erſten Conſul zu verſchwören und ſeine Armee zu dieſem Zwecke zu mißbrauchen — man kennt jetzt alle näheren Umſtände dieſer Anſchläge — welche Strafe traf ihn dafür? Gar keine! Nur wollte Bonaparte

J. B. J. Bernadotte.
(Prinz von Ponte-Corvo, König von Schweden.)

ihn entfernen und als Geſandten nach den Vereinigten Staaten ſchicken. Bernadotte lehnt nicht ab, aber er weiß ſo geſchickt zu manövriren, daß die Schiffe, welche ihn begleiten ſollen, nie ſegelfertig ſind.

Das Jahr darauf spielte die Moreau'sche Skandalgeschichte, und wenn auch diesmal Bernadotte mit einem blauen Auge davonkam, so war das nur möglich, weil Bonaparte es so wollte, und weil Bonaparte an Désirée dachte und für sie sorgte. Er that aber noch mehr. Er kaufte von Moreau alle dessen Besitzungen, das Gut Grosbois und das Palais in der Anjou-Straße; das letztere, welches er mit 400000 Frcs. bebezahlt hat, schenkte er Bernadotte!

Später, als der kaiserliche Hermelin ihn schmückte, machte er um Désirées willen Bernadotte zum Marschall von Frankreich, machte ihn zum Chef der achten Cohorte der Ehrenlegion, ernannte ihn zum Präsidenten der Wahlkörperschaft im Departement Vaucluse u. s. w. Ihretwegen verlieh er ihm eine Rente von 300000 Frcs. und schenkte ihm 200000 Frcs. in baarem Gelde, nebst dem souveränen Fürstenthume Pontecorvo. Um ihretwillen verzeiht er ihm sein Betragen bei Auerstädt, bei Wagram, bei Walcheren, verzeiht ihm zwei strategische Schnitzer, endlich eine Verschwörung, bei der Bernadotte, Fouché-Talleyrand in Gemeinschaft mit den Royalisten operiren und bei der es sich um die Rückkehr Ludwig „des Ersehnten" handelt.

Napoleon hat für Désirée alle möglichen Aufmerksamkeiten, welche unerklärlich wären, wenn man ihren Grund nicht in dem lebhaften Wunsch suchen müßte, Verzeihung zu finden. Als Bernadotte bei Spanden verwundet wurde, schreibt ihm Napoleon, nur um ihm zu sagen, wie sehr er sich freue, daß Mme. Bernadotte bei ihm sei und um hinzuzufügen: „Sagen Sie, ich bitte der Frau Marschallin tausend Artigkeiten in meinem Namen und fügen Sie einen sanften Vorwurf bei, daß sie mir über die Vorgänge in Paris kein Wort mitgetheilt hätte, ich behielte

mir vor, mich darüber persönlich mit ihr auseinanderzusetzen bei unsrem ersten Wiedersehn."

Für sie hebt er einen von den drei prachtvollen Pelzen auf, welche nach den Tagen von Erfurt ihm Kaiser Alexander geschenkt hatte. So hat er bei jeder Gelegenheit etwas Kostbares für sie bereit, — bei Hofe erschien sie garnicht, denn sie haßte, wie gesagt, Josephine und alle Beauharnais — bald waren es schöne Vasen von Sèvres-Porzellan, bald Gobelins. Dachte er nicht auch an *sie*, als er nach Walcheren Bernadotte nach Rom schicken wollte, um im Quirinal als General-Gouverneur mit 3 Millionen den kaiserlichen Hof zu repräsentiren, wodurch Bernadotte dem Borghese, welcher in Turin, der Elisa, welche in Florenz, beinah sogar dem Eugen gleichgestellt wäre, der in Mailand weilte?

Als Bernadotte Kronprinz von Schweden werden sollte — Eugen hatte sich, da er nicht abtrünnig werden wollte, bedankt — war dies nur möglich durch die wohlwollende Neutralität, welche Napoleon beobachtete. Wenn manchen Leuten die Politik Napoleons hier dunkel und verschleiert erscheint, so brauchen sie nur sein Herz in den Calcul zu ziehen und sie werden Alles begreifen: die Dame, die ihn so lebhaft interessirte, als Königin, seinen Pathen als königlichen Prinzen zu wissen — das war ein Ruhm, der ihm den Kopf benahm.

Er bestimmt eigenhändig die geringsten Kleinigkeiten für die Abschiedsaudienz Désirée's als Prinzessin von Schweden beim kaiserlichen Hof; er beschenkt Bernadotte aus seiner Privatschatulle mit einer Million und verleiht dem Bruder einen Titel und eine Dotation.

So hat er gewiß das vollste Recht, an Désirée zu schreiben: „Sie müssen seit lange schon davon überzeugt sein, daß ich

Ihnen und Ihrer Familie das lebhafteſte Intereſſe entgegenbringe.“

Vier Monate ſpäter hatte Bernadotte ſich ins Einvernehmen mit Rußland geſetzt, um gegen Napoleon zu operiren; weniger als ein Jahr ſpäter deuten die Beziehungen zwiſchen Frankreich und Schweden auf einen baldigen Bruch hin. Déſirée, welche ſich nur widerwillig zu einem kurzen Aufenthalte in Stockholm bequemt hatte, ſagte: ich dachte, Schweden wäre ſo etwas wie Pontecorvo, ein Gebiet, deſſen Titel wir annehmen. Déſirée beeilte ſich, in ihr Palais in der Rue d'Anjou zurückzukehren.

Daraufhin ſchrieb Napoleon mit aller nur erdenklichen Vorſicht an den Miniſter des Aeußern, dem ſchwediſchen Geſandten leichthin zu bemerken, daß es dem Kaiſer nicht lieb wäre, die Kronprinzeſſin nach Frankreich zurückgekehrt zu wiſſen, ohne vorher die Erlaubniß dazu erhalten zu haben; daß dies etwas völlig Ungebräuchliches wäre, und wie ſehr er bedaure, daß die Prinzeſſin unter den obwaltenden Verhältniſſen ihren Gemahl verlaſſen hätte. Déſirée ließ ſich das nicht anfechten: ſie bleibt ruhig wo ſie iſt. Im November, kurz vor Ausbruch des Krieges, ſchreibt der Kaiſer abermals. Cambacérès muß ſich zur Königin von Spanien (Julie Clary) verfügen, um ihr zu ſagen, der Kaiſer wünſche, daß ihre Schweſter, die Kronprinzeſſin von Schweden, nach Schweden zurückkehre, es ſei durchaus unpaſſend, daß ſie ſich zur Zeit in Paris aufhalte.

Es iſt nichts zu machen: Déſirée bleibt, ſie beſtellt nach wie vor ihre Toiletten bei Leroy, empfängt ihre Bekannten und hält offenes Haus. Sie beſucht mit ihrer Schweſter die Bäder, geht nach Auteuil, nach Paris zurück, als ob gar nichts paſſirte. Ja, es kommt ihr höchſt ſonderbar vor, daß die

Franzosen, welche sie empfängt, sich erlauben, den „ci-devant“ Marschall von Frankreich, der zum Obergeneral der combinirten Armeen im Norden Deutschlands geworden war, zu tadeln. Gut unterrichtete Personen wollen wissen, daß, wenn sie auch Napoleons dringende Ermahnungen an Bernadotte beförderte, sie zugleich auch mehrfach die Vermittlerin zwischen Bernadotte und Fouché-Talleyrand wurde.

Wenn es erwiesen wäre, daß Désirée die Schwäche des Kaisers für sie derartig mißbraucht hätte, daß sie wissentlich zwischen Verschwörern, die einander von Alters her gut kannten, ein Bindeglied abgab — ja, was sollte man dann wohl von ihr halten? Es ist besser anzunehmen, daß ihre große Vorliebe für Paris sie dort zurückhielt, auch mochte sie wohl ihre Schwester, ihre Nichten, ihre Bekannten nicht gern verlassen, ihre Gewohnheiten nicht aufgeben.

Sie war in Paris 1814 und wurde der Besuche des Kaisers von Rußland theilhaftig, wie andere. Sie war dort 1815 während der Hunderttage: am 17. Juni, vor der Schlacht von Belle-Alliance, bestellte sie bei Leroy ein Nankin-Reitkleid und ein Morgengewand von Thibet mit Valencienner Spitzen . . .

Jetzt war es „Eugenie“, die vergessen hatte!

III.

Joſephine de Beauharnais.

Als der Monat Vendémiaire des Jahres VI der Republik (Oktober 1795) zu Ende ging, ſtellte der Zufall gelegentlich eines Bittgeſuches die Vicomteß de Beauharnais und den General Bonaparte einander gegenüber.

Dieſer war ganz plötzlich aus dem Dunkel ſeiner bisherigen Exiſtenz herausgetreten: ſeine Name, geſtern noch kannte ihn Niemand, wird heut auf den Straßen, in den Geſellſchaften genannt. Dieſen Namen, den ſelbſt Barras kaum kennt — er ſchreibt ihn „Buona Parte“ — haben die Kanonen, welche die rebelliſchen Fractionen des Convents niederwarfen, in jedes Ohr gerufen.

Der zweite General der Armee des Innern, bald General en chef, befiehlt die Entwaffnung der Bewohner von Paris. Da meldet ſich im Hauptquartier ein Knabe und bittet um die Erlaubniß, den Degen ſeines Vaters behalten zu dürfen. Bonaparte, dem das Geſuch vorgetragen wird, nimmt Intereſſe an dem Knaben, er bewilligte ſeine Bitte. Es folgt ein Beſuch der

Mutter, die ſich bedanken will: es iſt eine Dame, eine Dame der großen Welt, eine „ci devant“ Vicomteß, es iſt die Wittwe eines Präſidenten der conſtituirenden Verſammlung, eines zur Hofgeſellſchaft zählenden Herrn, eines commandirenden Generals der Rheinarmee. Das iſt Alles viel, iſt ſehr viel für Bonaparte! Der Titel, der Rang, die Erziehung, die ungezwungene,

Dem kleinen Eugen Beauharnais wird der Degen ſeines Vaters durch Bonaparte zurückgegeben.

vornehme Art und Weiſe: zum erſten Mal ſieht ſich der ſechsundzwanzigjährige Provinzbewohner, welcher von den Armeen der Revolution eintraf, und von dem keine Frau, keine Frau im wirklichen Sinne des Wortes, die geringſte Notiz nahm, einer Dame gegenüber, einem dieſer begehrenswerthen, eleganten und ſeltenen Weſen, welche er nur auf weite Entfernungen, im Theater vielleicht, bisher geſehen hat. Er befindet ſich in einer

Lage, die ſeinem Stolz ungemein ſchmeichelt, es iſt ihm die Rolle eines Beſchützers angetragen, und indem er ſich zum erſten Mal darin verſucht, gefällt er ſich auch zugleich ausnehmend darin. Sie, die vielkluge Dame aber ſieht augenblicklich, mit wem ſie zu thun hat.

Eine Kreolin von der Inſel Martinique, mit ſiebzehn Jahren an den Vicomte de Beauharnais verheirathet, und zwar durch Vermittelung einer lebenserfahrenen Tante, welche öffentlich mit dem Marquis de Beauharnais, dem Vater des Obigen, zuſammenlebt: Joſephine Taſcher de la Pagerie hatte ſeit ſeiner Ankunft in Paris im Jahre 1779 ein gar ſorgenvolles Daſein geführt. Ihr Gemahl hatte ſie getäuſcht, hatte ſie verlaſſen, hatte ſich von ihr getrennt, ohne daß ſie irgend welche Schuld gehabt hätte. Es gab keine Zerſtreuung für ſie, keine Freude, denn ſie lebte bei ihrer Tante, deren zweideutiger Ruf es unmöglich machte, die gute Geſellſchaft aufzuſuchen. Da brach die Revolution aus, es kam zur Ausſöhnung mit ihrem Gemahl, der als Deputirter zu den Generalſtaaten zählte und die oben erwähnten hohen Aemter und Würden bekleidete. Dies war für ſie eine Spannezeit des Glückes, ſie hielt ihren Salon und ſah die vornehme Welt bei ſich. Dann kam „la terreur“. Beauharnais wurde ins Gefängniß geworfen, wurde guillotinirt; auch ſie wanderte ins Gefängniß, kam aber wunderbarer Weiſe wieder frei.

Als ſie nach dem 9. Thermidor das Gefängniß des Carmes verließ, war ſie etwas über dreißig Jahre als, hatte zwei Kinder und keinen Sou im Vermögen: was beginnen? Mit Hülfe der Beziehungen, welche ſie während ihrer Gefangenſchaft mit andern eingeſperrten Damen angeknüpft hatte, begann ſie ihre neue Lebensbahn. Es gelingt ihr mit Hülfe von Geldern, welche ihr von der fernen Inſelheimath zugehen, mit Hülfe von Schulden,

welche sie hier und dort macht, sich mit einem gewissen Aufwand zu umgeben. Ihre Wohnung in der Rue de l'Université giebt sie auf und miethet von Louise Julie Carreau, der Frau des berühmten Talma, für 4000 Livres baar oder 10000 Livres in Papier ein kleines Haus in der Rue Chantereine Nr. 6, welches sie am 10. Vendémiaire des Jahres III (Oktober 1794) bezieht.

Ein Jahr ist dahin! Der Schulden werden immer mehr und — kein Geld! In ihrer bewundernswürdigen kreolischen Sorglosigkeit zerbricht sie sich jedoch darüber den Kopf nicht, sie rechnet nicht nach, sondern hofft auf ein Wunder, welches sie aus aller Verlegenheit reißen soll — ein Wunder, ähnlich dem, welches der Tante erblühte, als sie den Marquis de Beauharnais gewann. Sie läuft von einem Vergnügen ins andre, zeigt sich dort, wo die damalige große Welt ihre Brennpunkte hatte, erscheint in jenen Gärten, in denen man für zwanzig Sous gute Gesellschaft findet; sie macht Bekanntschaften, durch deren Verwendung ihr einige Reste von den Ländereien, welche ihr Gemahl sein nannte, zurückgegeben werden. Leider verschwanden diese bald wieder aus ihrem Besitz und sie hat gar Nichts, weder Capital noch irgend welche sichere Revenue; als sie heirathete, erhielt sie nominell eine Mitgift von 100000 Francs, von denen sie 5% Zinsen beziehen sollte, aber der Vater war todt, die Mutter arm, und zu allem Unglück sind auch die westindischen Inseln von den Engländern blockirt. Von ihrer Tante, der Madame Renaudin, hatte sie zwar ein Grundstück als Eigenthum erhalten, allein dasselbe war längst verkauft. Von dieser Tante bezog sie auch kleine Unterstützungen, auch gab es gefällige Bankiers und Geldverleiher, welche ihre Tratten auf Martinique honorirten — allein der Credit ist erschöpft, das Agio nimmt zu. Was soll sie beginnen? —

Frau Talma in der Rolle von Mylady Clara
(Jugend Heinrichs V.)

Der General Bonaparte zieht am Hause der Rue Chantereine die Klingel, um der Vicomteß de Beauharnais seinen Gegenbesuch zu machen. Er hat keine Ahnung davon, daß das Haus der Citoyenne Talma gehört, welche zu der Zeit, als sie noch die „Demoiselle Julie" war, es von einem freigebigen Freunde, von dem sie erhalten wurde, zum Geschenk bekommen hatte; der General bemerkt auch nicht, daß das kleine Grundstück mit dem kleinen Gebäude, welches ganz am Ende von Paris, zwei Schritt entfernt von jener sich in Gärten verlierenden Rue St. Lazare liegt, kaum fünfzigtausend Francs werth ist: dies ist der Preis, der 1781 dafür gezahlt wurde und der auch im Jahre 1796 noch derselbe sein wird.

Durch die von dem Thürhüter — es gab in der That einen solchen — geöffnete Pforte betrat der General einen langen Gartenweg; auf dessen einer Seite, in einem Pavillon, sieht er den Stall mit zwei Rappen an der Krippe und eine rothbraune Kuh, auf der andern Seite in einer verschlossenen Remise einen alten abscheulichen Wagen. Der Pfad erweitert sich schließlich zu einem Vorgarten, in dessen Mitte sich der als Wohnung dienende Pavillon zeigt; er besteht aus einem Erdgeschoß mit vier sehr großen Fenstern, über welchen noch ein niederes Stockwerk liegt. (Die Küche befindet sich im Keller.) Bonaparte steigt die vier Stufen der steinernen Treppe empor, an welche sich eine Terrasse mit einfachem Steingeländer anschließt. Er betritt ein Vorzimmer, welches nur nothdürftig meublirt ist: hier ein eichener Schrank, dort ein andrer von Fichtenholz, ein kupferner Wasserständer — voilà tout!

Ein dienstbarer Geist, Gonthier ist sein Name, führt ihn in einen kleinen Salon, das Eßzimmer, in welchem er neben dem runden Tisch von Mahagoniholz auf einem der vier mit schwarzen

Pferdehaaren bezogenen Sessel Platz nehmen kann, falls er es nicht vorzieht, die an den Wänden hängenden und schwarz-eingerahmten Kupferstiche zu mustern. Von Luxus ist da wenig die Rede, allein es stehen doch hier und dort kleine Tische und Servanten aus Mahagoni oder dem gelben Holze von Guadeloupe mit Marmorplatten und Verzierungen aus vergoldetem Kupfer, dies sind Möbel, welche von alter Eleganz erzählen: in den beiden großen Glasschränken, welche in die Wände eingelassen sind, zeigt sich eine Theemaschine, Vasen, eine Menge von Tisch-geräth aus plattirtem Silber. Es giebt an wirklich echtem Silbergeräth im eigenen Hause nur vierzehn Löffel, fünfzehn Gabeln, eine Suppenkelle, sechs Eßlöffel und elf kleine Kaffee-löffel.

Der General Bonaparte aber wußte Nichts davon.

Josephine, von ihrem Kammermädchen, der Citoyenne Louise Compoint, besonders sorgfältig aufgeputzt, eilt aus ihrem Gemach in den Speisesaal, um ihren Gast, den ein glücklicher Zufall herbeigeführt, zu empfangen.

Wo anders kann sie dies schlechterdings nicht thun, denn das Erdgeschoß besteht außer aus diesem Speisesaal nur noch aus einem halbrunden Salon, den sie als Toilettenzimmer benutzt, und ihrem Schlafgemach. Dieses letztere Zimmer sieht recht einladend aus mit seinem Mobiliar in hellblauer, mit gelben und roten Streifen versehener Kattun-Polsterung, dem Ruhebett mit den hohen Lehnen, mit den zierlichen Schränken und Tischen aus braunem und gelbem Holz, mit der kleinen Marmorbüste neben einer Harfe von Renaud: die Büste stellt Sokrates vor. In dem Toilettenzimmer aber sind außer einem Klavier von Bernard sonst nur Spiegel: ein Spiegel über einem großen Toilettentisch, ein Spiegel über einer Commode, ein

anderer über einem Nachttiſch, einer in der Wand, ein Trumeau war auch vorhanden.

Erſter Beſuch Bonaparte's bei Joſephine.
(Nach dem Bilde von Gervet.)

Wie? Iſt das die Einrichtung dieſer eleganten Dame — nichts als das?

Sie ſpeiſt mit Ausnahme der Feſttage aus irdenem Geſchirr.

Für die Festtage aber hat sie ein Dutzend Teller von weißem und blauem Porzellan. Ihr Tafelgedeck besteht aus acht Tischtüchern und einigen Servietten, Alles derart verbraucht, daß bei der Inventuraufnahme alles auf vier Francs taxirt wurde.

Bonaparte aber weiß davon nichts.

Er weiß nicht, daß diese elegante und außerordentliche Frau, welcher er gegenübersteht, und deren unnachahmliche Grazie ihm den Kopf verdreht, deren gewählte Toilette seinen Augen ein Fest giebt, in ihrer Garderobe nur vier Dutzend zum Theil schon ganz verschlissener Hemden, zwei Dutzend Taschentücher, sechs Unterröcke, sechs Nachtjacken, achtzehn Linon-Halstücher und zwölf Paar seidene Strümpfe von verschiedenen Farben besitzt.

Für ihre äußere Ausstattung dagegen sind sechs Mousselin-Shawls, zwei Roben von Taffet in braun und violett, drei Roben von farbigem, gesticktem und drei von einfarbigem Mousselin, zwei Roben von Organdi, jenem zarten durchsichtigen Wollengewebe, drei andere von einem Canaderi benannten Stoff, eine Robe von dünner Seide, drei aus feiner Leinwand und eine endlich von gesticktem Linon vorhanden.

Unterkleider: wenige. armselige; Obergewänder: viele, prunkvolle — das ist die ganze Josephine. Dreizehn Roben, aber nur sechs Unterröcke!

Gleichviel! Was kümmert sich Bonaparte um Roben und Röcke! Er sieht nur die Frau.

Die Vicomteß de Beauharnais hat feines, castanienbraunes Haar, reich ist es gerade nicht zu nennen — damals wurden vielfach blonde, mit ein wenig Puder bestäubte Perrücken getragen. Die Haut, der kreolischen Race entsprechend, von etwas bräunlicher Färbung und im Gesicht schon welk, ist von der

Schminke weiß und rosig belebt. Die Zähne sind nicht mehr gut, allein man sieht sie kaum, obwohl der kleine Mund sich gern zu einem freundlichen Lächeln theilt, das so trefflich harmonirt mit dem sanften, unter langen dunklen Wimpern ruhenden Blick. Die Nase ist zart und fein, mit beweglichen Flügeln, an der Spitze etwas emporgerichtet. Die Züge in ihrem Ensemble haben einen milden, zärtlichen Ausdruck, die Stimme aber ist von eigenartigem, berückendem Klange — um diese Stimme zu vernehmen, blieben in späteren Jahren die Dienstboten horchend in den Corridoren von Malmaison und St. Cloud stehen. Der Kopf Josephines steht hinter der Bedeutung der etwas mittelgroßen Gestalt zurück, denn diese ist formvollendet bis herab zu dem kleinen, schmalen Fuß mit seinem hohen Spann und seiner schlanken Fessel.

Nirgends ist die schöne Kontur gestört, ist die Gestalt behindert, kein Corsett, kein Fischbein, keine Einschnürung hindert die Elastizität der Bewegung, beeinträchtigt die siegreiche Grazie. Nur sie unter allen Frauen ist graziös! Sie ist es: „selbst wenn sie schlafen geht", — so wird man später sagen hören.

Josephinens Aeußere ist einem sorgfältigen Selbststudium, ist der steten Controlle des guten Geschmacks unterstellt und von den Eingebungen der Koketterie belebt, die dem Zufall nicht das Geringste anvertraut, und dabei doch jenen unbeschreiblichen Zauber der Nonchalance wahrt, wie er den kreolischen Frauen meist eigen ist, jenen Zauber der Sinnlichkeit, der wie ein süß duftender Parfüm über dem sich Gehenlassen schwebt: wahrlich, das genügt, um die Männer zu bestricken, und der, welcher weit unerfahrener ist, als irgend ein Anderer, sollte eine Ausnahme machen? Einerseits bezaubert den General die „Frau", andererseits blendet ihn die „Dame" durch „die

ruhevoll-vornehme Haltung, wie ſie der alten franzöſiſchen Geſellſchaft ſo wohlſtand" — dies Bonapartes eigene Worte.

Sie merkt natürlich den Eindruck, den ſie hervorruft, ſie merkt, daß der General ihr bereits gehört: er kommt Tags darauf wieder, auch am dritten Tage ſtellt er ſich ein, bald kommt er alle Tage, und wenn er in der Umgebung Joſephines de Beau-

Joſephine.
(Eine Kreideſkizze von David.)

harnais Männer findet, welche der alten Hofgeſellſchaft angehörten, welche dem „kleinen Edelmann" gegenüber (das Wort ſtammt von ihm ſelbſt) die „grand seigneurs" ſpielen, wie Ségur, Montesquieu, Caulaincourt, und die Dame des Hauſes als Freundin, als ihres Gleichen behandeln, ſo gewinnt ſie dadurch in ſeinen Augen immer mehr; ihm entgeht ja der quasi kameradſchaftliche Ton dieſer Herren, die ihre Beſuche als Junggeſellen, das

heißt, ohne ihre Frauen, machen. Mitten heraus aus dem Jacobinerthum, in welchem er gelebt hat, dem er seine Beförderung verdankt, spürt der General eine unbeschreibliche Genugthuung, sich in einer solchen Gesellschaft zu bewegen. Dabei ist alles nur Schein, der Luxus, die Vornehmheit der Dame, die Gesellschaft und der Platz, welchen sie in derselben einnimmt, — für ihn aber ist alles Wirklichkeit.

Vierzehn Tage nach seinem ersten Besuch spricht man schon von einer „Liaison". Nach seinen Briefen zu schließen, ist zwar von weiter nichts als von Freundschaft die Rede, aber in dem Trubel jener Zeit, so sagt Einer, der es wissen kann, achtet man nicht besonders scharf auf Uebergänge und wechselnde Empfindungen: Alles vollzieht sich mit einer gewissen Geschwindigkeit.

Die Stimmung wird denn auch immer leidenschaftlicher. In Bezug auf ihn sehr erklärlich. In Bezug auf sie? Warum sollte man nicht annehmen, daß sie diesmal wirklich aufrichtig war? Die Aufgabe ist lockend, in diesem Bonaparte einen Wilden zu bändigen, den Löwen des Tages an der Kette spazieren zu führen. Für die gereifte Frau ist diese erwachende Leidenschaft, diese Gluth, sind diese Küsse, brennend als wären sie „unterm Aequator geboren", ist diese Raserei beständigen Verlangens eine Huldigung, die ihr beweist, daß sie noch schön ist, daß sie immer gefallen wird. Als Liebhaber ist er willkommen, aber als Gatte? — Doch der General ist bereits da und bietet seine Hand an, demüthig bittend, man möge sie annehmen.

Was hätte sie dabei zu verlieren? Sie ist dem Verderben nah, warum das Spiel nicht wagen? Er ist jung, voller Ehrgeiz, General en chef der Armee des Innern. Die Herren vom Directoire erinnern sich, daß er den Feldzugsplan für den

italieniſchen Krieg entworfen hat; Carnot iſt bemüht, ihm den Oberbefehl für den bevorſtehenden Feldzug zu verſchaffen. Vielleicht ein Rettungsanker. Wozu verpflichtet ſie ſich weiter? Zu einer Heirath? Dagegen giebt es im Nothfall ein Mittel, die Scheidung. Von einem Prieſter, einem religiöſen Act iſt ja zur Zeit keine Rede. Es handelt ſich nur um einen Contract für eine Zeitdauer, wie ſie den Betheiligten paßt, welcher weder für das Gewiſſen der Frau, noch für die frühere geſellſchaftliche Welt Bedeutung hätte, welcher bei einem geſchickten Spiel jedoch Etwas einbringen müßte, denn dieſer junge Militär kann hohe Stufen erklimmen, und wenn er im Felde fiele, würde dies Unglück immerhin eine Penſion einbringen.

Trotz alledem aber muß ſie vorſichtig ſein: zunächſt muß ſie ihr Alter verheimlichen, denn ſie will weder ihrem ſechsundzwanzigjährigen Zukünftigen, noch irgend Jemandem einräumen, daß ſie bereits ihr zweiunddreißigſtes Lebensjahr hinter ſich hat. Herr Calmelet, ihr Vertrauter, Vormund ihrer Kinder, verfügt ſich alſo, begleitet von einem Individuum, Namens Leſourd, zu einem Advokaten. Sie erklären Beide, auf das Beſtimmteſte zu wiſſen, daß Marie Joſephe Taſcher, Wittwe des Citoyen Beauharnais, auf der Inſel Martinique geboren iſt, daß es ihr jedoch zur Zeit unmöglich iſt, ihren Geburtsſchein zu extrahiren, indem die Engländer die Inſel blockiren. Das iſt Alles: keine weitere Erklärung, und auch auf dieſer fehlt das Datum. Mit dem notariellen Actenſtück ausgeſtattet, konnte Joſephine vor jedem Beamten des Civilgerichts die Erklärung abgeben: ſie wäre am 23. Juni 1767 geboren, während ſie doch in Wahrheit ſich bereits am 23. Juni 1763 auf unſrem taumelnden Erdball eingeſtellt hatte. Weitere Nachforſchungen würde man ja ſo wie ſo nicht anſtellen.

In Bezug auf ihr Vermögen überließ sie ebenfalls Alles dem Bereich der Einbildung; und hier sollte man glauben, lägen größere Schwierigkeiten. Bonaparte aber nimmt Alles so hin, wie sie es thut. Bei verschlossnen Thüren, der Adjutant Lemarrois war der einzige Zeuge, wird der seltsamste Heirathscontract, den man sich nur denken kann, abgeschlossen. Von einer Gütergemeinschaft, von welcher Gestalt immer, ist keine Rede, vielmehr soll eine unbedingte Trennung des beiderseitigen Besitzes bestehn, die Kinder der ersten Ehe ausschließlich dem Unterhalt von Seiten der Mutter unterstehen, deren jetziges Witthum, in Höhe von 15 000 Livres Rente, ihr verbleibt, auch wenn sie abermals Wittwe wird; in diesem Falle soll eine Ansichnahme Alles dessen stattfinden, was sie als ihr Eigenthum erklärt. Von eingebrachtem Gut ist keine Rede.

Ein Inventar wurde zunächst nicht aufgenommen; die Aufnahme fand erst zwei Jahre später statt. Und diese zwei Jahre brachten Erkleckliches ein! Der General erklärte in jenem Contract seinerseits, daß er „keinerlei Grund und Boden besäße, auch sonst kein Eigenthum als seine Garderobe und Kriegs-Equipirung. Das Alles von ihm geschätzt auf . . . .“ Der Nominalwerth wird von ihm bescheinigt.

Das war also in der That, wie der Notar der Mme. de Beauharnais gesagt hat, nichts als: la cape et l'epée.

Der General kam später zu der Ansicht, daß seine Erklärung überflüssig sei und ließ sie im Contract einfach streichen.

Derselbe trägt das Datum des 18. Ventose des Jahres IV (8. März 1796). Am darauffolgenden Tage findet die Civiltrauung statt, und der höfliche Beamte giebt dem Gatten achtundzwanzig statt sechsundzwanzig, der Gattin aber neunund-

zwanzig ſtatt zweiunddreißig Jahre. Dieſer Maire hatte eine Manie für das Gleichmachen! Als Zeugen fungirten: Barras, Lemarrois, der noch nicht majorenn iſt, Tallien und der unvermeidliche Talmelet. Von einer Einwilligung der Eltern beider Ehegatten iſt keine Rede: man hat die Eltern weiter nicht zu Rathe gezogen.

Zwei Tage nach dieſem wichtigen Ereigniß iſt Bonaparte ſchon unterwegs zur Armee von Italien. Mme. Bonaparte bleibt in der Rue Chantereine wohnen.

IV.

Die Citoyenne Bonaparte.

Von Paris nach Nizza ſind elf Nachtquartiere, von jedem, ja faſt von jedem Poſthauſe, wo er Relais nimmt, ſchreibt Bonaparte an die Citoyenne Bonaparte, Rue Chantereine. In dieſen Briefen iſt Alles Leidenſchaft, von ehrgeizigen Gedanken Nichts, ſo ſicher iſt Der, der ſie ſchreibt, ſeines Glückes. Kein Zweifel an ſich ſelbſt, keine Ungewißheit betreffs der Zukunft; ein ſo unbedingtes Vertrauen, daß er es auszudrücken für überflüſſig hält, keine Andeutungen über ſeine Pläne, keine Beunruhigung in Betreff der Mittel; man muß an jene Fürſten vor zwei Jahrhunderten denken, die zum Schlachtfeld eilen, um den Sieg zu befehlen — Nichts als Er und Sie, Nichts als lauter Liebe.

Während er in Nizza die Horden, aus denen er eine Armee formiren ſoll, mit kurzen Worten bändigt, mit einem Stirnrunzeln zügelt, während er die meuteriſchen Generäle, die den „kleinen Kerl“ (Augereaus Bezeichnung Maſſena gegenüber) zum Teufel wünſchen, beſänftigt, zu derſelben Zeit, in der ſeine

Anordnungen für Organisation, Bewaffnung, Unterhalt der Soldaten, welche in der Erstürmung der Alpen ihr militärisches Debut haben sollen, sich verdoppeln, vervielfältigen, fliegt Brief auf Brief zu Josephine.

„Wenn ich soweit bin, das Leben zu verfluchen, lege ich die Hand auf's Herz, es schlägt in der Erinnerung an Dich, dort ruht Dein Bildniß, ich betrachte es. Die Liebe ist für mich das absolute Glück und Alles scheint mich anzulächeln — nur dann nicht, wenn ich von Dir getrennt bin."

Dieses Bildniß, dessen zerbrochenes Glas ihn eines Tages so in Verzweiflung brachte, daß er darin eine Todesbotschaft findet, er trennt sich nicht davon, er zeigt es Jedem, es ist sein Amulet.

Es ist die Anbetung eines Gläubigen! Wenn die Soldaten es wüßten, sie würden nicht darüber lachen, denn ihr Hirn wie das seinige erfüllt eine überirdische Vision. Bonaparte ist der General, der für diese seltsame Armee paßte. Oben steht Er, einsam mit seinen sechsundzwanzig Jahren, seinem unbeweglichen Gesicht, diesen magern, blassen Zügen unter den langen Haaren, die von Puder bestäubt ins Graue schimmern, mit diesen unergründlichen Augen, deren Blick ins Tiefe trifft, der unterwirft, der Furcht einflößt. Weiter nach unten ein Abenteurer, wie Augereau, der von allen Armeen Europas desertirte, der alle Welt duzt und die Allüren eines Raufboldes hat, ein Mensch wie Massena, der einstige Schmuggler, der gelegentliche Seeräuber, der ebenso hinter den Frauen her ist, gleichviel, welcher Art sie sind, wie hinter dem Gelde, gleichviel, woher es kommt.

Wohl möchten sie ihn stürzen, den kleinen „ci-devant", den man ihnen zum Chef aufnöthigte. Aber er schaut ihnen in die Augen, und vor dem Bezwinger strecken sich knurrend die

Lettre VIIIe

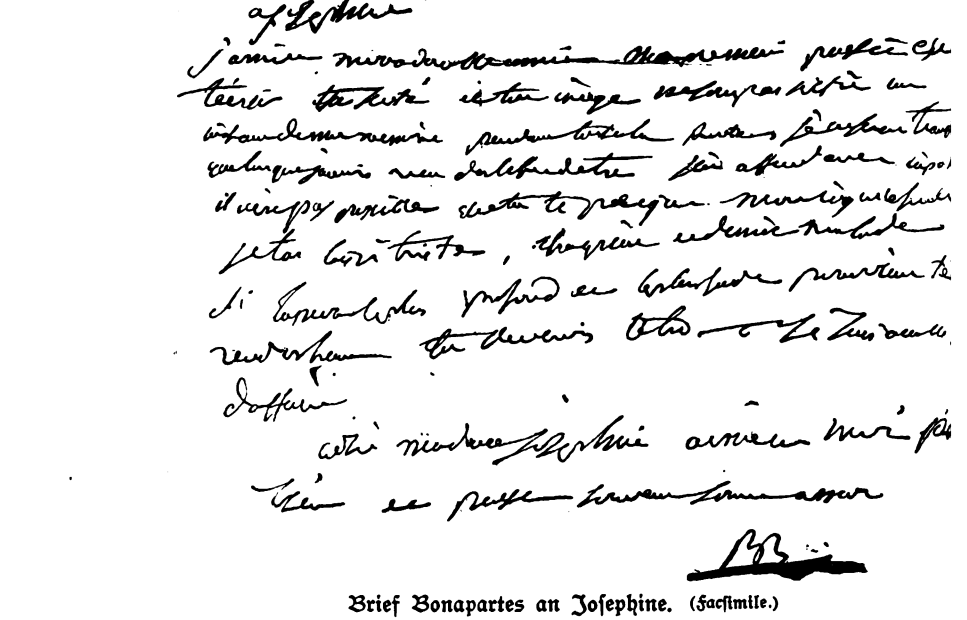
ARMÉE
d'ITALIE

LIBERTÉ, ÉGALITÉ.

Au Quartier-Général de Brescia le 13 ventôse
le an 4.me de la République Française.

BONAPARTE

Général en Chef de l'Armée d'Italie.



Brief Bonapartes an Joſephine. (Facſimile.)

Ungethüme. Die Soldaten und Offiziere — im Allgemeinen, denn es ſind auch Banditen darunter, wie Landrieux — brauchen nicht in ſolcher Weiſe behandelt zu werden: mit dem erſten Worte ſind ſie gewonnen. Sie kommen der Mehrzahl nach von jener Armee der öſtlichen Pyrenäen, wo ſie ſich in der Tugend der Entſagung zu üben Gelegenheit hatten und ein Jeder hat etwas von der Art La Tour d'Auvergnes: ſie denken an Nichts, als Ruhm und Vaterland. Man kann ſehen, wie in dieſem Kriege Offiziere eine Beförderung als Beleidigung auffaſſen, Corporale das Gefecht wieder herſtellen, Soldaten zu Generälen werden, die Kunſt der Strategie errathend. Es iſt als ob ein elektriſcher Strom des Genies durch Reih und Glied ginge: dieſelbe Todesverachtung überall, dieſelbe Munterkeit im Angeſicht des Todes, der freudige Stoicismus, und für die Liebe in all dieſen jungen Herzen dieſelbe Begeiſterung. Aus dem Grunde allein ſchon iſt Bonaparte, ſie zu befehligen, der Rechte. Siegen, erobern, das iſt das beſte Auskunftsmittel, ſie bald wieder zu ſehen, ſie um ſich zu haben, immer mit ihr zuſammen zu ſein.

Für ſie innerhalb von vierzehn Tagen im Monat April des Jahres 1796 ſechs Siege, einundzwanzig eroberte Fahnen, Piemont zu capitulieren genöthigt, „Dank ſei Euch, Soldaten!"

Ja, dank ihnen wird Joſephine kommen, Junot, welcher mit den Kriegstrophäen nach Paris geht, wird ſie bei ſeiner Rückkehr mitbringen — Bonaparte muß ſeine Gemahlin haben! „Schnell! Ich ſage Dir vorher, daß, wenn Du zögerſt, Du mich krank finden wirſt. Die Strapazen und Deine Abweſenheit, das iſt zu viel auf einmal." Und das iſt nicht etwa eine Lüge in der Abſicht, ſie herbeizuziehen; ein fortwährendes Fieber brennt in ihm, ein beſtändiger Huſten erſchöpft ihn, macht ihn hektiſch

und der eine, der unaufhörliche Gedanke, „Du wirſt kommen, nicht wahr: Du wirſt hier neben mir ſein, an meinem Herzen, in meinen Armen! Nimm Flügel: komm, komm!“

Keine andere Frau gab es für ihn als dieſe. In Cairo (Piemont) führte man die Maitreſſe eines piemonteſiſchen Offiziers vor ihn: ſie iſt jung, von wunderbarer Schönheit. Sein Auge flammt, als er ſie ſieht: es war nur ein Blitz. Er behält die Offiziere bei ſich, empfängt voll ruhiger Würde die Gefangene und — läßt ſie nach den Vorpoſten führen und ihrem Geliebten zurückgeben.

Portrait der Madame Bonaparte.
(Nach einem colorirten Stich v. Bonneville.)

Vielleicht war ſeine Handlung nur eine politiſche — in Mailand aber, als die Graſſini ihm heiße Liebe bot, und, abgewieſen, ſo ergreifende, ſo lyriſche Klänge in ihren Melodien fand, daß die ganze Armee muſikaliſch wurde, bezahlte er die Sängerin, die Liebhaberin jedoch nicht. Nur eine Frau iſt für ihn Frau, und die Luſt, die er an ihr findet, iſt all ſeine Luſt.

Was macht ſie nur, daß ſie immer noch nicht da iſt?

Jenun — mit den Soldaten zu ziehen, das hat keinen Reiz für ſie. Da iſt es doch weit beſſer, in Paris zu bleiben und von den Leiden, die jene ſich auferlegen, einen bequemen Vortheil zu ziehen, zu den eleganteſten Damen, zu den Königinnen des neuen Paris zu zählen. Bonaparte verſorgte ſie doch jetzt reichlich und dann — wer in Paris könnte der Gemahlin des ſiegreichen Generals der Armee von Italien Credit verweigern! Sie iſt bei allen Feten, allen Partien, allen Empfängen im

Palais Luxembourg, ſie findet mit Barras den Glanz fürſtlicher Zeiten wieder, neben Madame Tallien hat ſie den erſten Platz.

Sie ſitzt vorn in der erſten Reihe, als Junot dem Directorium die Fahnen übergiebt, ſie entfernt ſich am Arme Junots, ihr fällt ein gut' Theil des allgemeinen Triumphes zu. Wenn ſie im Theater ihre Loge betritt, erhebt ſich das Parterre und

Madame Tallien.

richtet beglückwünſchende Zurufe an ſie. Und dann dieſe offiziellen Feſtlichkeiten! Das Feſt „der Dankbarkeit und der Siege", ſchien es nicht, als ob es ihr gelte? Und dann Paris! Für Paris iſt ſie derart eingenommen, daß ſie nirgend wo anders ſein möchte, und während der achtzehn Jahre, welche ihr noch zu leben übrig ſind, heißt es immer und ewig: nur Paris nicht verlaſſen!

Er wartet, hofft, wird zornig, er ist von Eifersucht, Unruhe, Verlangen gequält, schreibt Brief auf Brief, schickt Courier über Courier. Was macht sie in aller Welt? Woran denkt sie nur? Offenbar hat sie einen neuen Liebhaber gefunden, „einen neunzehnjährigen," ohne Zweifel. „Wenn's wahr wäre . . . zittere vor dem Dolch des Othello!"

Sie lächelt und sagt in ihrem kreolischen Leichtsinn „Bonaparte sei närrisch geworden."

Allein man muß doch einen passenden Vorwand finden. Joseph Bonaparte ist in Paris, um zur Abreise zu drängen, Junot, so viel Vergnügen es ihm auch macht, sich den Parisern als Husar zu zeigen, muß zur Armee zurück.

Auf Cherasco folgte Lodi und jetzt ist die Armee in Mailand: es erwartet sie ein Palais, kein Bivuak mehr. Was soll sie nur für eine Lüge erfinden! Eine Krankheit? Das ist zu alt und abgenutzt, aber eine Krankheit, wie sie die ahnungsvollen Freuden junger Mütter zu begleiten pflegt — das wäre etwas, à la bonheur. Sowie Bonaparte diese Nachricht hat, ist er wie umgewandelt: „Ich habe mir," so schreibt er demüthig, „Dir gegenüber so viel vorzuwerfen, daß ich gar nicht weiß, wie ich es wieder gut machen soll. Ich mache Dir Vorwürfe, daß Du in Paris bleibst, und Du bist krank. Verzeih mir, meine Theure. Die Liebe, welche Du mir eingeflößt hast, brachte mich um den Verstand, ich werde ihn kaum je wiederfinden. Man wird mich von diesem Leiden nicht curiren . . . Ein Kind also, bewunderungswürdig wie seine Mutter, wird in Deinen Armen ruhn, Dich ansehn Tag für Tag. Ich Unglücklicher, ich würde mich mit einem einzigen Tage begnügen."

An demselben Abend schreibt er an Joseph: „Ich bin in Verzweiflung. Meine Frau, Alles, was ich auf der Welt liebe,

iſt krank. Mir vergehn die Sinne; ſchaurige Ahnungen bewegen meine Gedanken. Ich beſchwöre Dich, ſage mir die Wahrheit: wie geht es ihr? Seit unſerer Kindheit ſind wir Beide, Du und ich, verbunden, nicht durch Blutsverwandtſchaft allein, ſondern durch zärtliche Freundſchaft: ich bitte Dich, Joſeph, wende ihr all Deine Sorge zu, thue für ſie, was ich ſelber zu thun mir zum Ruhme rechnen würde. Du allein kannſt meine Stelle vertreten, Du biſt der einzige auf der Welt, für den ich eine wahre und dauernde Freundſchaft fühle. Nach ihr, nach meiner Joſephine, biſt Du der einzige, der mir einiges Intereſſe abgewinnt. Beruhige mich. Sei aufrichtig. Du weißt, daß ich nie geliebt habe, und daß Joſephine die erſte Frau iſt, die ich bewundere. Ihre Krankheit bringt mich zur Verzweiflung. Die ganze Welt verläßt mich, Niemand ſchreibt mir. Ich bin einſam, meinen Befürchtungen preisgegeben: meinem Unglück. Auch Du ſchreibſt mir nicht. Wenn ſie wohl iſt, wenn ſie die Reiſe machen kann, ſo wünſche ich ſehnlichſt, daß ſie kommen möge. Ich *muß* ſie ſehen, *muß* ſie an mein Herz drücken. Ich liebe ſie bis zum Wahnſinn, ich kann ihr nicht länger fern bleiben. Wenn ſie mich nicht mehr liebt, dann hätte ich auf der Welt nichts mehr zu ſuchen. Lieber Freund, nimm Dich meiner an. Richte es ſo ein, daß mein Courier keine ſechs Stunden in Paris bleibt, daß er zurückkehre und mir das Leben wiederbringe . ."

Er kann ſich nicht mehr halten; er droht, daß, wenn Joſephine nicht käme, er ſeinen Abſchied nehmen, Alles im Stich laſſen und ſelber kommen werde. Endlich begreift Joſephine, daß es mit Vorwänden und Ausflüchten vorbei iſt, denn daß ſie guter Hoffnung wäre, konnte ſie Joſeph unmöglich einreden, da ſie doch nach wie vor alle Geſellſchaften beſuchte, ſich von keiner Fete ausſchloß.

Sie mußte alſo reiſen. Verzweifelt und in Thränen ſchwimmend, mit lautem Geſtöhn beſteigt ſie nach einem Abſchiedsſouper im Luxembourg den Wagen mit ihrem Hunde Fortuné, mit Joſeph, Junot, dem Citoyen Hippolyte Charles, der dem Adjutanten, General Leclerc, beigegeben iſt und der Citoyenne Louiſe Compoint. Die letztere ſpeiſt an demſelben Tiſch wie ihre Gebieterin und iſt ebenſo gekleidet wie Joſephine.

Joſeph, König von Spanien.
(Nach dem Bilde v. R. Lefèvre, Stich v. Ruotte.)

Ihr Zimmer in der Rue Chantereine iſt durchaus nicht das einer Dienerin, es iſt mit ſeinen Vorhängen und Portieren aus ſiameſiſchen Geweben, mit ſeinen ſchönen Leuchtern aus goldgeränderten Alabaſtern, mit den Figuren aus Sèvres-Biskuit, mit ſeinen ſchönen Kommoden im Stil der Regence eleganter als das von Madame. Louiſe Compoint iſt eben Joſephines Vertraute, welcher ſie, obwohl es zum Zerwürfniß mit ihr kam, bis 1805 eine Penſion zahlen wird.

Auf der Reiſe, welche an ſich ſchon lang iſt, welche man aber abſichtlich allſeitig noch in die Länge zu ziehen ſuchte, ſetzte Junot ſich ins Einvernehmen mit Mademoiſelle Louiſe, und Joſephine fand heraus, daß ihr Herr Charles nicht ganz gleichgültig war. Es beunruhigte ſie daher weiter nicht, daß ihre Favoritin ihr abſpenſtig gemacht und ihr vorgezogen ward.

Ende Juni war die Geſellſchaft abgereiſt, am 8. Juli war ſie noch immer nicht in Mailand, jedoch ziemlich nahe dabei;

Bonaparte, der gezwungen war, der Armee Wurmſers die Spitze zu bieten, beſchwört Joſephine, in Verona mit ihm zuſammenzutreffen. „Ich bedarf Deiner nothwendig," ſchrieb er ihr, „oder ich werde ſehr krank werden." Sie aber erwartet ihn in Mailand, wohin er nun eilt. Zwei Tage der Hingebung, der Liebe, der Zärtlichkeit — dann ſteht man vor der großen Kriſe von Caſtiglione.

Ernſt war die Lage, die Gefahren drohend. Es handelt ſich nicht einmal mehr darum, ob man die Niederlage wird vermeiden können, ſondern darum, ob man dem Untergange wird entrinnen können. Mitten unter den Befehlen, welche die Zuſammenziehung der Diviſionen anordnen unter Plänen, erſonnen um das Unglück zu mildern, in dem Augenblick, wo des Schickſals Würfel fallen, wo ſein Glück zu ſtraucheln ſcheint, wo Bonaparte zum erſten Mal in ſeinem Leben an ſich ſelbſt irre wird, geht jeden Tag ein Brief, ein langer Brief voller Liebe und Zärtlichkeit ab: „Oh! Ich bitte Dich, zeige mir nur einen einzigen Deiner etwaigen Fehler. Sei weniger hinreißend, weniger graciöſe, weniger zärtlich: vor Allem weniger gut. Sei nur nie eiferſüchtig, weine nie; Deine Thränen berauben mich der Vernunft, machen mein Blut brennen. Komm, ſei wieder mit mir, damit wir, ehe der Tod da iſt, einander ſagen können: Glückliche Tage waren uns beſchieden!"

Am andern Tage, am darauffolgenden Tage, und alle die anderen Tage, an welchen er von ihr getrennt iſt, dieſelbe Extaſe der Leidenſchaft. Küſſe regnen herab auf die Geſtalt Joſephines und wenn ſie nur „auf eine Nacht, eine Stunde käme" — er bittet, er beſchwört ſie, er befiehlt. Ein wenig unterwürfiger, als bisher, denn im Angeſicht dieſes eroberten Landes, dieſer fanatiſirten Armee wird es ihr ungefähr klar, daß Bonaparte von jener

Rasse ist, der man zu gehorchen sich wenigstens den Anschein geben soll, unternimmt sie es also wirklich, ihn aufzusuchen. Eine seltsame Fahrt mitten durch das Heer, halb Flucht, halb Triumphzug: bald wird sie in den Städten des neuen Italiens als Souveränin begrüßt, bald ist sie im Feuer der österreichischen Batterien. Die Wagen werden umgeworfen mitten unter den siegreichen oder versprengten Truppen — Liebe mitten im Rasseln der Trommeln, im Geknatter des Kleingewehrs, Liebe beim Lichtscheine bombardirter Städte! . .

Ist sie bei ihm, so ist er den ganzen Tag in Anbetung wie vor einer Gottheit versunken; geht sie fort, so eilt Courier auf Courier ihr nach. Von jedem der Dörfer, deren Namen er unsterblich macht, gehen Briefe ab, in denen er den Ausdrücken der Zärtlichkeit, des Vertrauens, der Erkenntlichkeit eifersüchtige Drohungen mischt. Ihr, der bejahrten Geliebten, der erfahrenen Weltdame gegenüber ist es der Schrei durstiger Sinnen des sechsundzwanzigjährigen Mannes, welcher bisher in strenger Keuschheit lebte. Es ist die ununterbrochene Klage eines Verlangens, welches Krankheit, Fieber und die fortwährende Anstrengung des grübelnden Hirns steigert.

Ohne es gewahr zu werden, entnimmt er die Ausdrücke des Verlangens seiner Erinnerung an Rousseaus „nouvelle Héloise", indem er den Phrasen des Autors noch Superlativ giebt. Nicht als ob er unaufrichtig, die Liebe nur ein Vorwand für stilistische Uebungen wäre, nein: dies ist seine Art zu lieben, und er versteht es nicht, von der Liebe in anderer Form zu reden und wird es nie verstehen. Zu der Zeit war er ja noch der ergebene Schüler Jean Jacques, und wie bei Allen, die das „Wunderkraut" gepflückt, blieb auch sein Herz für immer davon durchduftet.

Für Josephine aber existirt das Wunderkraut nicht; sie fühlt sich schnell ermüdet von dieser fortwährenden Exaltation; gewiß, es ist reizend, so geliebt zu werden, es war ihr interessant, neu, aber man wird es überdrüssig und die Ungeschicklichkeiten eines Verlangens, welches etwas Brutales, etwas Unerfahrenes zu gleicher Zeit hat, sind nicht geeignet, die alternden Sinne zu verjüngen. Gewiß ist mit diesem Trubel auch Angenehmes verbunden, wie z. B. die Geschenke der Städte, die Spenden der Generäle, die „douceurs“ der Lieferanten. Ebenso verschwenderisch, wie unvorsichtig, immer der Versuchung preisgegeben und ihr erliegend, nimmt sie höflich an und giebt launisch aus. Sie hat keine Ahnung davon, daß sie unrecht thut, sie folgt ihrem Instinkt, weiß aber doch die Sache so zu machen, daß Bonaparte nichts erfährt. Sie weiß, daß er gewisse Bedenklichkeiten hat, die ihr und der Gesellschaft, in der sie gelebt hat, fremd sind — man muß ihn nehmen, wie er ist.

Gleich in den ersten Tagen hat er sich sehr heftig über ein Kästchen mit Medaillen ausgesprochen, welches Josephine erhalten hatte und wieder herausgeben mußte.

Von da an sollte er nichts mehr erfahren, und wenn er Verdacht schöpfte, so wurden hinter pfiffigen Lügen, für welche Josephine Mitschuldige zu werben wußte, die Perlenhalsbänder, die Diamanten, die werthvollen Bilder und die unschätzbaren Alterthümer versteckt.

Bonaparte wußte auch manches andere nicht. Er wußte z. B. kaum, daß ein Herr Charles existirte, dieser Herr Charles, Leclerc's rechte Hand, der mit Josephine aus Paris gekommen ist und in Mailand blieb, wo er in den Straßen die coquette Uniform eines chasseur à cheval spazieren führt, und jedesmal, wenn der General das Palais Serbelloni verläßt, sich dort

einstellt. Zwar behauptet Josephine, daß Monsieur Charles nur da ist, sie zu zerstreuen, sie lachen zu machen, behauptet sie verhalte sich ihm gegenüber in platonischer Stimmung; Herr Charles aber ist ein kräftiger, junger Mann, ganz Fleisch und Blut, von unerschütterlicher Zuversicht, sehr aufgeweckt, sehr lebhaft, sehr gewandt, wirft mit Calembours um sich; wo es auf Kraft und Geschicklichkeit ankommt, sucht er seines Gleichen. Er ist das Bindeglied geworden zwischen der stets geldbedürftigen Josephine und den Lieferanten, welche sich einbilden, sie hätten die Gemahlin des General en chef nötig. Herr Charles ist freigebig wie ein Steuerpächter und dabei stets von bester Laune, so gerade heraus wie ein echter Husar. Aber — plötzlich schöpft Bonaparte doch Verdacht und Charles wurde, wie man sagt, festgenommen und zwar nicht wegen seiner Beziehungen zu den Lieferanten. Er verläßt die Armee, geht nach Paris zurück und Josephine bringt ihn als Associé bei der Compagnie Bodin, die große Proviantlieferungen hat, unter.

Herr Charles war für Josephine eine willkommene Zerstreuung gewesen, er war aus Paris, dem Paris, welches sie so sehr liebte, dem gaukleriſchen, liederlich-lustigen Paris. Sie bedurfte eines Charles, um der entsetzlichen Langeweile zu steuern, die sie verspürte. „Ich langweile mich viel“ schrieb sie an die Tante, und in der That langweilte sie ja auch mit Ausnahme von Paris Alles: die rasende Liebe ihres jungen Gatten, Mailand, Genua, wo sie von dem Magistrat wie eine Königin empfangen wurde, Montebello, wo sie förmlich Hof hielt. Florenz, Venedig: wie langweilig im Vergleich zu Paris!

Nun reist Bonaparte allein ab und läßt sie zurück. Sie kommt auf den Gedanken, Rom zu besuchen, wenigstens sagte sie so, jedenfalls trifft sie erst später in der Rue Chante-

Frau v. Staël.
(Nach dem Gemälde v. Gérard.)

reine, jetzt Rue de la Victoire, ein, in diesem Hause, in welches sie für 120000 Frcs. Mobiliar schaffen ließ — dieses Haus von 52400 Frcs., welches Bonaparte erst in vier Monaten, d. h. am 31. März 1798 erstehen wird.

Ja, Josephine hatte aus ihrer Reise durch Italien und die Schweiz, die einer Apotheose glich, aus dieser Rückkehr in das Vaterland an die Seite eines Mannes, dessen Namen auf allen Lippen ist, und dessen Namen sie trägt, recht ansehnlichen Vortheil gezogen. Bonaparte war schon einen Monat von Mailand abgereist, noch war sie nicht zurück. Erst Ende December traf sie ein.

Obwohl damals in Napoleon die Liebe zu Josephine nicht mehr in ihrer früheren leidenschaftlichen All-Gewalt fortbestand, so ist Josephine doch immer noch die einzige Frau, welche er liebt und lieben kann. Hiervon giebt er öffentlich Zeugniß, indem er zur Staël sagt: „Ich liebe meine Frau.“ Es mißfällt ihm durchaus nicht, wenn er die Behauptung hört, er wäre maßlos eifersüchtig. Und dabei ist Josephine nicht mehr hübsch: „Sie ist beinahe vierzig Jahre alt und man sieht es ihr an.“ Was hat das aber auf sich? Für Bonaparte altert sie nicht und nachdem der Taumel vorüber, ist ihm von seiner Liebe doch noch eine so warme und dankbare Erinnerung geblieben, daß sein ganzes Leben lang Josephine, was immer sie ihm anthue und was immer geschehen möge, die einzige Frau bleibt, welche über seine Sinne, über sein Herz eine nie schwindende Gewalt ausübt.

V.

Madame Fourès.

Auf der Commando-Brücke der Fregatte „Océan“, auf welcher Bonaparte ſich und ſein Schickſal am 29. Floreal des Jahres VI eingeſchifft hatte, ſah er, ſo lange er konnte, nach dem Tüchlein, mit welchem Joſephine vom Ufer aus ihm Lebewohl winkte. Noch liebt er dieſe Frau, wenn auch nicht mehr mit dem verzehrenden Feuer der erſten Tage, aber mit der Dankbarkeit ſeiner befriedigten Sinne und ſeines verwöhnten Herzens. Er liebt ſie als die Inkarnation der Grazie, der Eleganz. Er iſt mit ihr übereingekommen, daß ſie, ſobald Aegypten erobert iſt, und er zweifelt nicht im Geringſten an dieſer Eroberung, ſie zu ihm kommen, daß eine Fregatte ſie abholen und daß ſie inzwiſchen ein Bad beſuchen ſolle. Aber, ſo aufrichtig Joſephine auch im Verſprechen war, die Idee, abzureiſen, ſich weit zu entfernen, verwirrt und erſchreckt ſie, und dann war ſie ja in Paris wieder ganz in die alten Gewohnheiten verfallen. Die Geſellſchaften, die große Welt, vor allem ihre Mailänder

Bekanntſchaften hielten ſie feſt: Bonaparte aber war unterrichtet worden und paßte auf.

Er iſt ſeit ſeiner Ankunft in Alexandrien voll Unruhe, der alte Verdacht kehrt wieder. Er will alles wiſſen, er fragt, man antwortet. Er nimmt Diejenigen, mit denen er ſich am meiſten befreundet glaubt, die ihm am wenigſten die Wahrheit vorenthalten können, bei Seite — er iſt erpicht darauf, Alles zu wiſſen, was man ſich in Italien von Joſephine erzählt hat.

Was geſchehen iſt, ehe er Joſephine heirathete, ging ihn ſeiner Meinung nach nichts an. Wenn er von Mailand aus ihr unter dem 23. Prairial des Jahres IV ſchrieb: „Alles gefiel mir bis auf die Erinnerung an Deine Irrthümer und die betrübende Scene vierzehn Tage vor unſerer Verheirathung," ſo giebt er damit einen Schlüſſel zu ſeinem Charakter und ſeiner Auffaſſung der Liebe. Das Recht, welches er auf das Herz, den Geiſt, die Sinne dieſer Frau hat, datirt für ihn erſt von dem Tage an, wo ſie ſich auf eigene Entſchließung hin durch einen Schwur bindet, wo ſie ſeine Liebe annimmt, die ſie zu theilen ſcheint. Aber von dieſem Tage an gehört ſie auch ihm, ihm allein, und wenn ſie ihn täuſcht, iſt es aus mit ihr.

So wie dem General die Augen geöffnet und die Illuſionen, in welchen er gelebt hatte, verſchwunden waren, tauchte der Gedanke an eine Scheidung in ihm auf: er hält die Bande, die ihn an ſeine Gattin knüpften, für zerriſſen. Wäre er in ſeiner Unkenntniß geblieben, würde er ihr unzweifelhaft die Treue bewahrt haben, ſo gut in Aegypten wie in Italien. Aber wozu ſich fortan noch Gewalt anthun? Weshalb bei der entſetzlichen Langweiligkeit des ägyptiſchen Feldzuges Zerſtreuungen, welche vor einigen Monaten allerdings noch einen Verrath an der treuen Geliebten dargeſtellt hätten, die aber jetzt in ſeinen Augen

nichts wären als Schwächeanwandlungen eines neunundzwanzigjährigen Mannes, aus dem Wege gehen?

Es kam ihm in den Sinn, sich an den Frauen Afrikas zu ergötzen, wie es so viele seiner Offiziere thaten. Man führt ihm gleich ein halbes Dutzend zu, allein ihre Art und Weise, ihre Fettleibigkeit vor allem, ist nicht nach seinem Geschmack. Er will nichts von ihnen wissen und schickt sie fort. Denn Niemandem vergeht jetzt so leicht der Appetit, Niemand ist für Gerüche so empfindlich, Niemandes Herz ist so reizbar, so empfindlich wie das Bonapartes.

Besser traf er es im „Tivoli égyptien", einem dem Pariser Tivoli nachgemachten Gartenlokal, welches ein Emigrirter, früherer Garde du Corps und einstiger Mitschüler Bonapartes auf der Schule zu Brienne, in Kairo eingerichtet hatte. Wie in Paris wurden dort allerhand Spiele vorgeführt an Strickschaukeln, an Holzpferden, es traten Jongleure, Schlangenmenschen, eingeborene Tänzerinnen u. s. w. auf, man schlürfte Eis und hörte der Militär-Musik zu. Alles wäre vortrefflich gewesen, hätte man auch das Personal aus dem Pariser Etablissement gehabt, Europäerinnen aber gab es fast gar nicht, und sehr viele der sich langweilenden Offiziere heiratheten Aegypterinnen.

Mit der Armee waren allerdings einige Frauen aus Europa mitgekommen, welche auch im Tivoli verkehrten, allein es waren ihrer nur wenige. Vor dem Abmarsch war der strenge Befehl erlassen, daß alle Offiziersfrauen bei den Depots der Halbbrigaden in Frankreich zurückbleiben sollten. Die, welche bis Kairo vorgedrungen waren, hatten in Männerkleidung dem Befehl getrotzt, waren den visitirenden Ronden entschlüpft und hatten in irgend einem versteckten Schiffsraum ihre Ueberfahrt bewerkstelligt.

Es waren kecke, kriegerische Weiber, die an Abenteuer gewöhnt und stets bereit waren, wie zum Beispiel die Frau des General Verdier, mit dem Gewehr zu hantiren. Unter ihnen war die hübscheste eine Blondine; sie hatte einen schönen Teint, schöne Zähne, war sehr kokett und wurde in Kairo vergöttert.

Sie hieß Marguérite Pauline Bellisle, und war eine Modistin aus Carcassonne; sie hatte sich von dem Neffen der Geschäftsinhaberin, einem hübschen Lieutenant vom 22. Regiment der Chasseurs à cheval, mit Namen Fourès, heirathen lassen. Mitten in den Honigmond dieser Ehe war wie ein Blitz die Ordre zur Einschiffung nach Aegypten gefahren. Die junge Frau hatte sich als Chasseur à cheval verkleidet und auf demselben Schiff eingenistet, mit welchem ihr Gatte segelte. In Kairo hatte sie sich dann wieder in Frauenkleider geworfen, verkehrte wenig mit den übrigen Offizieren und die Verbindung des jungen Paares galt allgemein als ein erbauliches Muster.

Auf dem Fest, welches am 20. Frimaire des Jahres VII (1. December) auf dem Esbekieh zu Kairo gegeben wurde, bei dem nach der Truppenbesichtigung Conté eine Montgolfiere aufsteigen ließ, welche, wie man annahm, die Bewohner in Erstaunen versetzen würde, in Wirklichkeit aber gar keinen Eindruck auf sie machte, fesselte Madame Fourès die Blicke der beiden jungen Adjutanten Bonapartes, Merlin und Eugen de Beauharnais; ihre Bewunderung nahm einen so lebhaften Ausdruck an, daß der General aufmerksam wurde.

Er begegnet an demselben Abend im Tivoli der vielbewunderten Dame noch einmal, wirft ihr jetzt seinerseits Blicke zu, nähert sich ihr, sagt ihr einige Artigkeiten und verweilt dabei längere Zeit. Dienstfertige Geister, die sich unter gewissen Ver-

hältniſſen überall finden, miſchen ſich in die Sache; allein, ſei es nun Tugend oder Abſichtlichkeit, die kleine Blondine iſt nicht ſo leicht zu haben. Verſicherungen, Erklärungen, Briefe, reiche Geſchenke müſſen vorausgehen, ehe man miteinander einig wird. —

Am 17. December erhält der Lieutenant Fourès unerwartet den Befehl, ſich einzuſchiffen, diesmal ganz allein auf dem Kutter „Chaſſeur", Capitän Laurens, mit dem Auftrage, die italieniſche Küſte anzulaufen, und dem Directoire Depeſchen zu bringen. In Paris ſoll er ſich bei Lucian und Joſeph Bonaparte vorſtellen und dann ſchleunigſt nach Damiette zurückkehren: er kam ſchneller zurück als man gedacht hatte.

Am Tage der Abreiſe Fourès aber hatte Bonaparte deſſen Frau zum Diner bei ſich, zugleich mit noch einigen anderen franzöſiſchen Damen, ſie ſitzt bei Tiſch neben ihm und er überhäuft ſie mit Galanterien. Plötzlich aber, eine Ungeſchicklichkeit vorſchützend, wirft er eine Karaffe mit Eiswaſſer um, die ſich über die Toilette ſeiner Nachbarin ergießt. Unter dem Vorgeben, ſie müſſe dieſelbe wieder in Ordnung bringen, lockt er ſie in ſeine Privatgemächer: „Der Anſtand war gewahrt", ſagt man. Nur währte die Abweſenheit des Generals und der Dame etwas lange, ſo daß die Tafelgäſte an der Zufälligkeit des Vorfalls zu zweifeln begannen.

Jeder Zweifel aber hatte ein Ende, als man erfuhr, daß in aller Eile ein Haus in der Nähe des Palaſtes Elfi Bey, in welchem das Quartier des Generals war, gemiethet und möblirt worden ſei. Kaum aber war Madame Fourès dort eingezogen, als ihr Gemahl wieder eintraf.

Der „Chaſſeur" war am 28. December unter Segel gegangen und am darauf folgenden Tage von dem engliſchen Schiff „Lion"

genommen worden. Die Engländer, welche aufs Genaueste wußten, was sich in der französischen Armee zutrug, waren so maliciöse, Herrn Fourès, unter dem Versprechen, in dem gegenwärtigen Kriege nicht gegen England zu dienen, in Freiheit zu setzen.

Fourès, den Marmont in Alexandrien zurückzuhalten sich die erdenklichste Mühe gegeben hatte, kam wuthentbrannt daher und ließ seine Gattin in ziemlich roher Weise für die Freiheiten büßen, die sie sich genommen hatte. Um sich seinen Brutalitäten zu entziehen, verlangte Madame Fourès die Scheidung, welche auch in Gegenwart eines Kriegscommissars rechtens vollzogen wurde. Als Fourès von dem Kriegszuge nach Syrien zurückkehrte, wurde er sofort wieder mit einem dringenden Auftrag nach Frankreich geschickt und der Marine-Commissar angewiesen, seine Reise nach Möglichkeit zu fördern.

Nach der Scheidung hatte Madame Fourès ihren Mädchennamen Bellisle wieder angenommen, der bei der Armee sowohl wie früher in Carcassonne die gefällige Verdrehung in „Bellilote" erfahren hatte. Sie machte großen Aufwand, empfing die Generäle bei sich, und im Palais Elfi Bey die wenigen französischen Damen der Armee; man sah sie auf der Promenade bald im Wagen mit Bonaparte, während der diensthabende Adjutant nebenher ritt, Eugen Beauharnais ebenso gut wie die andern, bald im Generalscostüm, den dreieckigen Hut auf dem Kopf, auf einem arabischen, für sie besonders zugerittenen Pferde, dahersprengen. „Das ist unsre Generalin," sagten die Soldaten, die Schönredner nannten sie „Clioupâtre".

Um den Hals, an einer langen goldnen Kette hängend, trug sie das Miniatur-Portät ihres Liebhabers. Das Verhältniß war ein völlig öffentliches und setzte Niemanden in Erstaunen.

Napoleon in Aegypten.

(Von Barthélemy und Méry. Lithographie von Raffet.)

In allen Hauptquartieren der französischen Armee konnte man seit 1792 junge Frauen in Männerkleidern finden, welche nicht selten Adjutantendienste versahen, wie die Damen de Fernig, zuweilen aber auch noch andern Dienst thaten, wie Illyrine de Moreney, Ida Saint Elme und Andre.

Männerkleider waren damals in allen Garderoben der auf freiem Fuß lebenden Damen zu finden, und die Gewohnheit der Generäle, ihre Maitressen oder auch ihre Frauen mit in den Krieg zu nehmen, hatte sich tief eingewurzelt, so daß fast Keiner ihr entsagte.

Eugen nahm einiges Aergerniß an diesen Zuständen, blieb aber doch der Adjutant seines Stiefvaters, der sich immer noch mehr in Bellilote verliebt hatte, so daß er derselben kein Geheimniß daraus machte, Josephine verstoßen zu wollen, und daß er davon geredet hatte, sie, die Modistin von Carcassone, zu heirathen, falls sie ein Kind haben würde. Aber „die Närrin versteht sich nicht darauf," sagte er übellaunig. Worauf die Närrin antwortete: „Wahrhaftig, an mir liegt's nicht."

Während des Feldzuges in Syrien blieb die Fourès in Kairo und Bonaparte schrieb ihr die zärtlichsten Briefe. Als er nach Abukir sich an Bord des „Muiron" zur Rückkehr nach Frankreich einschiffte, gab er Befehl, daß die Geliebte sobald als möglich wieder mit ihm zusammentreffen und mit dem nächsten segelfertigen Kriegsschiff ihm nachfolgen sollte.

Kléber aber war andrer Ansicht; als Nachfolger Bonapartes im Oberbefehl hielt er den Besitz Bellilotes offenbar für eine mit seinem Range verknüpfte Prärogative, und setzte der Abreise Hinderniß auf Hinderniß entgegen. Endlich, dank dem Einfluß Desgenettes, konnte die Dame in Gesellschaft Junots und einiger der Expedition angehörender Gelehrten, der Herren Rigel, Lalle-

mand und Corancez jun., auf einem neutralen Schiff, „Amerika“ hieß es, die Reise antreten!

Die „Amerika“ aber wurde ebenfalls, wie damals der „Chasseur“, von den Engländern gekapert; die gefangene Bellilote, und zwar ohne Ehrenwort, wieder freigelassen — sie langte in Frankreich an, als Alles zu Ende war, das heißt, die Aussöhnung zwischen Bonaparte und Josephine stattgefunden und der 18. Brumaire aus ihrem Liebhaber den ersten Beamten der Republik, welcher für Jedermann ein Muster von Ehrenhaftigkeit und Sittenstrenge sein soll, gemacht hatte.

Man sagt, Bonaparte habe Bellilote den Aufenthalt in Paris verboten, das ist unwahr, denn sie hat sich ungenirt in allen Theatern gezeigt, er hat es nur abgelehnt, sie zu empfangen. Geld aber konnte sie bekommen, soviel sie nur wollte.

Im Jahre 1811 am 11. März schenkte er ihr noch 60000 Frcs., er hatte in der Nähe von Paris ein Schloß für sie gekauft und sie an einen Emigranten, Herrn Henry de Ranchoup, früheren Infanterie-Offizier, verheirathet.

Die Hochzeit fand in Belleville im Jahr 1800 statt, und der Mann, der aus einer angesehenen Familie der Auvergne, welche in der Nachbarschaft von Craponne ansässig war, stammt, erhielt als Hochzeitsgeschenk das Vice-Consulat zu Santander, das er 1810 mit dem Consulat zu Gothenburg vertauschte.

Mme. de Ranchoup scheint ihrem Gatten auf seine auswärtigen Posten nicht gefolgt zu sein und Paris fast nie verlassen zu haben. Sie war dort 1811, auch noch 1813. 1814 ging sie in den ersten Salons ein und aus: sie war in dem der Baronin Girard, der Comteß Sucy, der Baronin Brayer zu finden. Sie hat sich auch in der Litteratur versucht; bei Delaunay veröffentlichte sie einen zweibändigen Roman „Lord

Wentworth". Beſſer aber iſt es, von dem Roman zu ſprechen, welchen ſie durchlebt hat.

Auch als Malerin hat ſie ſich verſucht; es exiſtirt ein Selbſtporträt von ihr, auf welchem ſie ein Sternblümchen zerpflückt; ſie ſucht nach dem „über alle maßen", und findet das Orakel in „garnicht". Der Kopf drollig und lebendig. ein wenig „Modiſtin", hat kurze, à l'enfant friſirte Haare. Die Figur iſt zart und appetitlich, die Arme wirklich ſchön — das Ganze anmuthig und friſch was dem Ausdruck an Vornehmheit fehlt, erſetzt Munterkeit und Chic.

Gegen das Jahr 1816 wurde ſie von ihrem Gatten geſchieden, verkauft ihr werthvolles Mobiliar und begiebt ſich mit einem gewiſſen Jean Auguſte Bellard, einem früheren Offizier der Kaiſergarde, nach Braſilien. In Paris war das Gerücht verbreitet, ſie ſuche in Verbindung mit St. Helena zu treten und die Entweichung Napoleons zu ermöglichen.

Dem iſt jedoch nicht ſo, denn erwieſenermaßen haßte ſie den Kaiſer und trug Anſichten zur Schau, die man „lilienweiß" nennen muß. Mme. d'Abrantès, welche ſich zum Echo der obigen Gerüchte machte, wurde übrigens von Mme. Ranchoup ſelbſt widerlegt.

Als „alte Freundin Bonapartes" wäre ſie noch 1815 leicht in Mißhelligkeiten mit der Polizei gerathen; 1825 erſt kam ſie in Geſellſchaft jenes Bellard nach Paris zurück. Sie bringt Poliſander- und Mahagonihölzer mit, die ſie verkauft, ſie läuft bis 1837 in Geſchäften hin und her, um ſich dann wieder in Paris feſtzuſetzen. Sie fährt mit ihren literariſchen Arbeiten fort und veröffentlicht wieder einen Roman mit dem Titel „Eine Burgherrin des zwölften Jahrhunderts." In einer beſcheidenen Wohnung der Rue de la Ville l'Evêque, inmitten

von ſich in aller Freiheit bewegenden Affen und Vögeln, erlebte ſie ihr zweiundneunzigſtes Lebensjahr; am 18. März 1869 iſt ſie erſt geſtorben. Ihre geiſtige Thätigkeit war noch friſch, ſie ſchrieb, malte, ſpielte die Harfe, kaufte Bilder, unterhielt Beziehungen zu den Damen, die ſie einſt gekannt hat, ja, ſie ſchließt neue Freundſchaften — unter andern mit Roſa Bonheur.

Ueber ihren Kunſtſinn gewinnt man ein Urtheil, wenn man ihre dem Muſeum von Blois vererbten Bilder anſieht. Es ſind Copien nach Raphael, Tizian, Lenardo, Boucher; einige andere ſtellen Originale vor und nennen ſich Reynolds, Terburgs, Carlo Marattis; auch zwei neuere Bilder ſind darunter, das eine von Roſa Bonheur, das andere von Compte-Calix; die Jeſuskinder, Zigeuner, Darſtellungen der Venus, der Pſyche, Amoretten, Eremiten ſind vertreten, aber keine einzige Erinnerung an das Palais Elfi Bey, an den Mann, der ihr ganzes Leben hätte ausfüllen ſollen. Mme. de Ranchoup, Gräfin von Ranchoup, wie ſie ſich nannte, hatte vor ihrem Tode alle Briefe, welche Napoleon ihr geſchrieben hatte, verbrannt.

Sie hat, wie es ſcheint, ſogar die Erinnerung an dieſe Liebe vertilgen wollen, der ſie doch immerhin einige Neugier von Seiten der Weltgeſchichte verdankt, dieſer ſehr jungen, ſehr ſinnlichen Liebe, welche manche naive Färbung hat, welche aber, und das iſt wichtig, ſchon damals bei Bonaparte das gebieteriſche Verlangen verräth, ein Kind zu haben, dem er mit ſeinem Namen die Erbſchaft ſeines Ruhmes hinterlaſſen könne.*)

*) In Folge der dem Buche vorhergehenden Veröffentlichung dieſes Capitels im „Figaro“ ſchrieb ein Herr Boutin aus Craponne an eine Zeitung im Departement der Haute Loire: „Mme. de Ranchoup wohnte

VI.

Die Verzeihung.

Joſephine war zum Diner bei Gohier, dem Directorial-präſidenten, im Luxembourg, als plötzlich die Nachricht von der Landung Bonapartes in Fréjus anlangte. Joſephine hatte inzwiſchen ſozuſagen vergeſſen, daß es noch einen Bonaparte gäbe, ſchien wenigſtens gar nicht mehr daran zu denken, daß

in Craponne vom Monat Auguſt 1812 bis zum März 1814; die Familie Ranchoup, welche aus Craponne ſtammte, hat dasſelbe ſchon Anfang des 18. Jahrhunderts verlaſſen, die Grundſtücke haben die Familien Torillon und Saſſelanges erworben. Man hatte ſie längſt vergeſſen, als der Generalſecretär bei der Präfectur, Herr Barrès, an Herrn Gallet, damals Notar in Craponne, ſchrieb, er möge für Mme. Ranchoup, welche auf kaiſerlichen Befehl dorthin verwieſen wäre, eine paſſende Wohnung ermitteln. Einige Tage ſpäter traf denn auch eine junge, etwas auffällige Dame in Begleitung einer Zofe ein, gab ſich für eine Ehrendame der Kaiſerin aus, und erklärte, ſie käme, um ihrer Geſundheit wegen Landluft zu genießen. Sie erhielt viel Zeitungen, las dieſelben ſtets, indem ſie ſich vor das Haus des Herrn Gallet ſetzte. Manchmal ſah man ſie rauchend am Fenſter ſtehn, zum Erſtaunen der Craponner Damen, welche von ihr ſo gern lächerlich gemacht wurden. Zuweilen ging ſie in Geſellſchaft eines Hundes ſpazieren. Der Hund hatte ein ſchwarzes Fell, zart wie Seide, ſie liebte ihn ſehr, nahm ihn auch mit in die Kirche, zum Entſetzen aller Gläubigen. Beim Herannahen der erſten Invaſion verließ ſie die Stadt." Im Nachtrage A findet der Leſer noch einiges Weitere in Bezug auf die „ci devant Bellilote."

derſelbe zurückkehren könne, ſo ſehr hatte ſie ſich das Leben nach ihrer Art zurecht gelegt, ſo ſehr hatte ſie bereits die „ſich tröſtende Wittwe“ geſpielt.

In Aegypten hatte Bonaparte, wie erwähnt, ſchon über eine Scheidung nachgedacht, in Frankreich ſchien zunächſt die Abweiſung Joſephines eine Nothwendigkeit zu ſein.

Von Barras, der ſich zum Liebhaber nicht eignete, und deſſen Einfluß außerdem immer mehr abnahm, deſſen amtliche Vollmachten auch zu Ende gingen, hatte ſie ſich losgemacht, ſich dagegen ſeit dem Eintritt Gohiers in die Regierung nach dem Staatsſtreich vom Prairial des Jahres VII dieſem angeſchloſſen.

Dieſer Bürger der guten Stadt Rennes, welcher Sittenreinheit und eine wahrhaft ſpartaniſche Mäßigkeit zur Schau trug, war unter der „terreur“ Juſtizminiſter geweſen. Er war es, der die geſetzlichen Formeln erfunden hatte, die Fouquier-Tinville zur Ausführung brachte. Er war der Caſuiſt der Guillotine geweſen. Nichts giebt ſo ſehr den Ausdruck des ſittlichen Ernſtes, als das Sinnen über ſchiedsrichterlichen Wahrſprüchen! Die Scheinheiligkeit deckt die verletzte Amtsehre. Gohier alſo galt als überaus nüchterner Mann. Dieſe Eigenſchaft hatte ihm auch die Pforten des Directoriums geöffnet, und hatte Joſephine herbeigezogen, die ihm von ihren Paſſionen erzählte: Gohier rieth ihr, ſich ſcheiden zu laſſen und Charles zu heirathen. Joſephine aber, obwohl keineswegs abgeneigt, hatte doch Bedenken; mit ihren Schwägern Joſeph und Lucian hatte ſie vollſtändig gebrochen, ſie gehörten zu den heftigſten Gegnern Gohiers. Ihnen zur Seite ſtanden alle die, welche die Rückkehr des Generals erwarteten, erſehnten und in Rechnung zogen, welche mit ihm Frankreich wieder herzuſtellen wünſchten;

mit Gohier dagegen waren alle Feinde Napoleons, die ſchlimmſten darunter: Bernadotte, Championnet, Jourdan, Moulin. Die Jacobiner hatten dieſen Gohier nur entdeckt, um mit ihm, dem tugendhaften Civilbeamten der Republik, dem militäriſchen Eroberer Schach zu bieten. Je mehr Gohier Bonaparte gegenüber feindlich geſinnt war, deſto mehr behagte er Joſephine, und um ſich den Schutz Gohiers völlig zu ſichern, war ſie auf den Gedanken gekommen, mit dem jungen Gohier ihre Tochter Hortenſe zu vermählen, die ſie ſtets zur Verfügung der Intereſſen hielt, welche ſie gerade im Auge hatte.

Alles ging gut, man ſpeiſte en famille, als die Nachricht plötzlich aufs Tiſchtuch fiel:

Bonaparte gelandet und auf dem Wege nach Paris!

Wie geſchwind die Couriere auch ſein mögen — er folgt ihnen ſicherlich auf dem Fuße; ſicherlich hat er die Quarantäne nicht gebrochen, um ſich in huldigenden Städten aufzuhalten. Da bleibt zum Berathen für Joſephine gar keine Zeit. Jetzt kommt es darauf an, keck zu ſein; in dieſem Sinne wendet ſie ſich an Gohier:

„Präſident! Glauben Sie ja nicht, daß Bonaparte mit Abſichten kommt, die ſich gegen die Freiheit richten. Trotzdem müſſen wir uns aber zuſammenthun, damit nicht Elende derſelben Gewalt anthun.“

Dann wird ſchnell nach Poſtpferden geſchickt. Joſephine will dem Rückkehrenden entgegeneilen, jede Auseinanderſetzung vermeiden, ſich in ſeine Arme werfen, ſeinen Sinnen die alte Liebe vorgaukeln, will im Wagen neben ihm in Paris, in das Haus der Rue Chantereine, jetzt Rue de la Victoire, einziehn, will mit ihm die Deputirten, darunter die Bonapartes, die diesmal noch nicht ſprechen werden, oder wenn ſie ſprechen

würden, kein williges Ohr fänden, empfangen. Nur nicht zögern wie damals, als es sich um die Abreise nach Italien handelte: diesmal keine Louise Compoint, kein Fortuné, kein Gepäck! Ihr Wagen fliegt auf der Bourgogner Chaussee dahin.

Allein Bonaparte kommt auf einem anderen Wege, und während Josephine von ihrem Wagen spähende Blicke am äußersten Horizont schweifen läßt, ist er schon in Paris in der Rue Victoire angelangt. Sie ist zu einem Umwege über Lyon genöthigt und langt erst drei Tage nach ihm an. In diesen drei Tagen aber ist Bonaparte in der Absicht einer Scheidung nur noch bestärkt worden, er hat Brüder, Schwestern, Mutter befragt. Ueber die schlechte Aufführung Josephines in Mailand und während der letzten siebzehn Monate in Paris giebt es keinen Zweifel mehr. Dabei scheint es, als hätten die Bonapartes nicht Alles gesagt, was sie wußten, das Mitgetheilte genügt aber schon. Der Entschluß ist gefaßt, unabänderlich wie es scheint, und von der beifälligen Zustimmung der Geschwister getragen.

Freunde, welche er in seine Verdrießlichkeiten einweiht, stellen ihm allerdings die Sache in anderem Lichte vor; sie weisen darauf hin, daß der jubelnde Empfang, der ihm bei seiner Rückkehr seitens des Volkes zu Theil wurde, ihn binde und verpflichte, daß die französische Nation von ihm wohl ihr Heil, aber kein Aergerniß erwarte, daß es seine erste Pflicht sei, den Staat wieder herzustellen, und daß er wohl noch warten könne, seine Frau fortzuschicken; daß er sich nur lächerlich mache, wenn er sich selbst öffentlich als betrogenen Ehegatten hinstelle und daß in Frankreich sich lächerlich machen soviel heißt, als sich selbst umbringen. — Vergebens!

„Sie geht," sagte er, „was man darüber denkt und spricht,

iſt mir gleichgültig. Man wird ein oder zwei Tage lang ſchwatzen, am dritten nicht mehr.“ Es giebt keine Erwägung, die ihn berührt, beſänftigt, kein Intereſſe, ſei es noch ſo groß, das den Vortritt vor ſeiner Entrüſtung hätte.

Um jede Bewegung, die ihn umſtimmen könnte, zu vermeiden, läßt er beim Haushälter Alles, was ihr gehört, ihre Juwelen u. ſ. w., deponiren. Mit ſeinen Brüdern will er am anderen Tage zuſammentreffen, um die Formalitäten zu beſprechen. Eingeſchloſſen in ſeine Gemächer im erſten Stock — wartet er.

Endlich trifft Joſephine ein; ſie iſt außer ſich, ſcheint doch die Parthie ſo gut wie verloren. Unterwegs, vielleicht zum erſten Mal in ihrem Leben, hat ſie ernſtlich nachgedacht, und die ganze Erſchrecklichkeit ihrer Lage iſt ihr vor Augen getreten. Gelingt es ihr nicht, Bonaparte zu ſehen, ihn zurückzuerobern, was ſoll dann aus ihr werden? Ein Zeitvertreib, wie Herr Charles, iſt wohl gut für einen Tag, einen Monat, ein Jahr. Wie hat ſie nur ſo unvernünftig ſein können, dieſen Mann, wenn auch nicht zum Liebhaber zu nehmen, doch als ſolchen öffentlich gelten zu laſſen! . . . Dann kommt Barras, dann die Uebrigen, dann ihr gegen die Bonapartes geführter Krieg — und ihre Schulden, ach, ihre Schulden!

Joſephine weiß nicht mehr, wo ihr der Kopf ſteht, ſie verſteht es nicht, zu rechnen; ſie hat nur immer gekauft, ohne zu bezahlen, in der Einbildung, ſie habe ihre Conten beglichen, wenn ſie geringfügige Theilzahlungen gab; ſchon ſchleppt ſie, wie ſie das während des ganzen Kaiſerthums bis zu ihrer letzten Stunde thun wird, hinter ſich her ein Gefolge von Gläubigern, welche ihr unaufhörlich neue Gelegenheiten zu Ausgaben bieten; ſie weint, bricht in Wehklagen aus, verliert den Verſtand: ſie

ergeht sich in den seltsamsten Entwürfen, giebt sich Gott anheim, verschreibt ihre Seele dem Teufel, und so wie sie wieder etwas Zeit gewonnen hat, bildet sie sich ein, gerettet zu sein.

So steht es mit ihr in diesem Augenblick.

Ihren Lieferanten schuldet sie, wie es hieß, zwölfhunderttausend Frcs. Das ist sehr wahrscheinlich: es ist ja die gewöhnliche Ziffer, mit der sie fallirt. Allein, es kommt noch etwas hinzu: sie hat im Canton Glabbaix, Departement der Dyle, für 1 195 000 Frcs. Nationalgüter gekauft, davon blieb sie zwei Drittel schuldig — ein Drittel sollte die Tante Renaudin, die inzwischen Madame de Beauharnais wurde, bezahlen, dieser aber fehlt zu der Summe noch der erste Sou. Josephine kaufte am 2. Floréal des Jahres VII vom Citoyen Lecouteulx die Herrschaft Malmaison für 225 000 Frcs., Spiegel, Einrichtung, Vorräthe sollten 37 516 Frcs. kosten; 9 111 Frcs. mußten für die Besitztitelübertragung gezahlt werden. Das Mobiliar hat sie bezahlt mit dem „Preis der ihr gehörenden Schmucksachen und Diamanten".

Sie könnte allerdings sagen, daß Bonaparte, der vor seiner Abreise nach Aegypten sich Malmaison ansah, dafür 250 000 Frcs. geboten hat, und daß das ungefähr der Preis ist, für den sie sich verbindlich gemacht hat. Allein Bonaparte hatte, nachdem er Malmaison in Augenschein genommen, auch das Schloß Ris angesehen, dann ein Grundstück in Burgund im Auge. Josephine hatte von ihm keinerlei Vollmacht in der Angelegenheit erhalten. Sein baares Vermögen hatte er in den Händen seines Bruders Joseph deponirt, durch Joseph ließ er Josephine ihre 40 000 Frcs. jährlicher Rente auszahlen, diesem Bruder allein hatte er seine Absichten eröffnet; denn aus Aegypten schrieb er nicht ein

einziges Mal an seine Gattin. Wenn Joseph einen Posten von 15 000 Frcs. bei Lecouteulx berichtigte, so liegt eine Quittung vom 17. Messidor des Jahres VII im Namen des Generals vor, und Josephine schuldet diese Summe, da sie ihre Vermählung unter der Wahrung der Gütertrennung vollzogen wissen wollte.

Nichts gehörte ihr, nicht einmal das Haus in der Rue de la Victoire: Bonaparte hat es gekauft und bezahlt. Sie hat nur ihren Schmuck, diesen in Italien gesammelten Schmuck, mit dem sie gern paradirt und der, wie eine Dame sich ausdrückt, werth wäre, in der Fabelwelt von „Tausend und eine Nacht" eine Rolle zu spielen. Außerdem hat sie noch Bilder, Statuen, Antiquitäten, ihre Kriegsbeute. Das bedeutet alles so gut wie Nichts gegenüber von Dem, was sie schuldig ist.

Sie ist also mit einem Wort auf die Straße gesetzt, ist auch nicht mehr jung genug, um Glück zu machen. Die Jahre werden immer deutlicher in ihrem Gesicht, das auch unter dem beständigen Gebrauch der Schminke litt, ihre Gestalt allerdings ist noch elastisch und graziös. Seit sechzehn Jahren verheirathet — als Kreolin schon reif mit dem zwölften Jahr — Tercier erzählt, er habe ihr ums Jahr 1776 oder 78 schon den Hof gemacht — ist sie bei weitem älter als eine gleichalterige Frau unter unsern klimatischen Verhältnissen, sie ist mit 37 Jahren beinahe schon eine alte Frau.

Scheitern jetzt ihre Pläne, so ist sie verloren ohne Rettung; sie hat den Abgrund vor Augen und klammert sich halb verzweifelt an eine letzte Hoffnung: daß Bonaparte sie sehen und sich erweichen lassen wird.

In das Haus ist es ihr zwar gelungen einzudringen, aber noch nicht in die Zimmer Bonapartes; sie hat vergeblich an die Thür geklopft: jetzt kniet sie neben derselben nieder, man hört

ſie weinen und hört ſie jammern. Bonaparte macht nicht auf. Stundenlang, einen ganzen Tag hindurch ſpielt die Scene. Er läßt Nichts von ſich hören. Schließlich überkommt Joſephine die Erſchöpfung und ſie ſchleicht die Treppe hinab; allein ihre Kammerfrau, Agathe Rible, führt ſie vor die Thür zurück und läuft, um die Kinder herbeizuholen. Nun knieen alle drei, Joſephine, Hortenſe und Eugen, weinend vor der geſchloſſenen Thür.

Plötzlich wird dieſelbe aufgeſtoßen: ohne ein Wort zu ſagen, die Augen in Thränen ſchwimmend, die Züge noch zuckend von dem langen, ſchweren Seelenkampfe, ſteht Bonaparte da mit ausgebreiteten Armen!

Das iſt die Verzeihung!

Keine Verzeihung, der die Reue folgt, keine Verzeihung, die auf die Vergangenheit zurückgreift und ſich ſpäter gelegentlich Waffen daraus ſchmiedet, nein, ein großherziges, ein umfaſſendes Verzeihen, ein Vergeſſen aller begangenen Sünden — die Abſolution.

Bonaparte beſitzt die erſtaunliche Fähigkeit, ſich nicht erinnern zu können, ſobald er wieder Vertrauen gewinnt, Fehler, Verbrechen, welche er nicht ſtrafen wollte, auch als nicht begangen anzuſehen, ſie in ſeinem untrüglichen Gedächtniß zu verwiſchen. Er verzeiht der Frau nicht allein, ſondern, und das iſt vielleicht eine noch ſeltenere Tugend, er bekümmert ſich nicht weiter um ihre Helfershelfer. Er that Nichts, um dieſe Feinde in ihrem Fortkommen zu hindern, aber wenn er unerwartet Einem derſelben begegnete, ſo erbleichte er plötzlich.

Er ſelbſt iſt nicht ohne Schuld: er hat ſeine Frau nicht gehörig bewacht. Es iſt ein Mann in den Harem eingedrungen; er *mußte* zudringlich werden, das iſt eine ſeinem Geſchlecht innewohnende Nothwendigkeit, die Frau *mußte* erliegen, das iſt

einmal die Bestimmung ihrer Natur. Wenn diese Frau nicht mehr geliebt ist, muß sie fortgeschickt werden, ist sie aber noch geliebt, so bleibt nichts übrig, als ihr zu verzeihn — das ist Bonapartes Ideengang. Wozu Vorwürfe? Vor dem fait accompli fühlt er sich entwaffnet, er ergiebt sich, er nimmt die Sache wie sie liegt, die Menschen wie sie sind, er fordert von den Frauen keine Keuschheit, die sie nicht besitzen — das ist vielleicht weniger französisch als türkisch, aber es ist so.

Allein von nun an wird man vorsichtig sein; als erste Regel soll es fortan gelten, daß niemals ein männliches Wesen, unter welchem Vorwande es auch sei, mit seiner Gemahlin allein sein darf, daß diese bewacht und überwacht werden soll bei Tage wie bei Nacht. Er sieht darin eine Bedingung für seine eheliche Sicherheit. Und wenn er diese Regel in Bezug auf Josephine von der er Kinder zu haben nicht mehr erwartet, nicht allzu streng einhält, so wird man sehen, wie streng er in Bezug auf seine zweite Frau daran festhält.

Josephine also triumphirt, triumphirt über die Bonapartes, die, nachdem sie die Heirath bedauert hatten, den Bruch gewünscht, vorbereitet und beinah zu Stande gebracht hatten.

Am Tage nach der tragischen Scene und der Aussöhnung wird Lucian, der eifrigste Förderer der Scheidung, zu seinem Bruder citirt, und — im Schlafgemach Josephines empfangen: der General liegt im Bett.

Wozu über die Schulden viel Worte verlieren? Könnte man annehmen, daß Bonaparte, nachdem er verziehn hat, vor einer Summe Geldes Halt machen würde? Er bezahlt am 21. Brumaire die 1 195 000 Frcs. für die Nationalgüter im Departement Dyle, welche später als Mitgift für Marie Adelaide, genannt Adele, die natürliche Tochter des verstorbenen Herrn

de Beauharnais, dienen werden, als dieſe am 8. Frimaire des Jahres XIII durch Joſephine an den Capitän François Michel Auguſtin Lecomte verheirathet wurde. Bonaparte bezahlt ferner die 225 000 Frcs. für Malmaiſon, bezahlt 1 200 000 Frcs. Schulden an die Lieferanten, oder vielmehr 600 000 Frcs., denn die Forderungen ſchrumpften plötzlich auf die Hälfte zuſammen.

Joſephine, welche eine Schuldenlaſt von beinah 2 Millionen vom Halſe hat, ſieht wohl ein, daß ihr für eine ſolche Freigebigkeit Opfer auferlegt ſind, und bringt dieſelben, indem ihre Aufführung, allem Anſcheine nach wenigſtens, fortan tadellos iſt; ſie hat, wie ſie ſagt, zu große Furcht, ihre „position“ zu verlieren.

Den Gohiers beeilt ſie ſich, ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen: ſie hat das Ehepaar zu einem Frühſtück am 18. Brumaire eingeladen. Da Gohier nicht kam, hat ſie Madame Gohier veranlaßt, ihren Mann zu bewegen, daß er unter der neuen Regierung eine hervorragende Stellung annehme. Gohier, wie immer ſittlich ſtreng, lehnt voll Empörung ab. Allein, nachdem er zwei Jahre lang „gemault“ hat, richtet er ein Bittgeſuch an den erſten Conſul und erhält durch Joſephines Vermittlung das General-Commiſſariat zu Amſterdam, in welchem er ſich ſo wohl gefiel, daß er zehn Jahre dabei blieb, und wohl bis an ſein Lebensende geblieben wäre, wenn nicht im Jahre 1810 dieſer Poſten überhaupt eingegangen wäre; nach New-York zu gehen, lehnte er damals ab, indem er vorzog, eine erkleckliche Penſion zu nehmen, welche ihm auch unter der Reſtauration fortgezahlt worden iſt.

Er blieb nichts deſto weniger Republikaner und ſein Leben ſchloß mit einem — „Civilbegräbniß“.

VII.

Die Graſſini.

Bonaparte konnte verzeihn, konnte ſich zwingen zu vergeſſen, aber er konnte ſich im Jahre VIII nicht wieder zu dem machen, der er geweſen war, als er Joſephine kennen lernte; unerfahren in der Liebe, ſeine Sinne berauſchend im Beſitz einer Frau — einer Dame.

Mit Madame Fourès ging auch die Blüthe ſeiner Jugend dahin, jene preisloſe Friſche, die vor den Zwanzigern liegt. Drängt nicht die Erinnerung zu Vergleichen?

Er hat inzwiſchen am Wechſel Gefallen gefunden und weder die Abſicht mehr, noch die Kraft, ein treuer Gatte zu ſein.

Sein Wunſch wäre es, daß Joſephine fortan für ihn weniger die Geliebte, als die Freundin, weniger die Gattin als die Vertraute, daß ſie eine Frau wäre voll guter Rathſchläge, wenn er ihr an traulichen Abenden ſeine intimen Gedanken in Bezug auf die Geſellſchaft, welche er kennen zu lernen keine Zeit hatte, ausſpräche: daß Joſephine eine milde, umſichtige Krankenpflegerin wäre, wenn ein Unwohlſein ihn in ſeiner Bahn

ſtörte, daß ſie ihm eine Art mütterlicher Sorgfalt zuwende, ihn anhöre, bedaure, ihn verzärtle, daß er ſeinen Kopf auf ihre Knie legen könnte, damit ſie ihn ſtreichle mit leichter, tändelnder Hand — als wäre er wieder ein kleiner Knabe geworden. Sonſt ſollte ſie noch ſeine Gattin, ſeine Geliebte, ſein denn ſie iſt und bleibt für ihn die am meiſten zu Begehrende. Er dürfte ſich jedoch vor ihr weder geniren noch Zwang auferlegen, ſie müßte, ohne ungeduldig zu werden, ſowohl ſein melancholiſches Geſtöhn anhören, als ſeine Scherze hinnehmen, ohne Zeichen von Ermüdung müßte ſie ſtets zum Reiſen bereit ſein, zum beſtändigen Wechſel von Platz zu Platz: immer auf ihn warten, während er nie auf ſie zu warten braucht; ohne ſeine fieberhafte Thätigkeit zu theilen, müßte ſie ſich doch Allem beigeſellen, was ihm zu unternehmen einfiele, den vierſpännigen Wagen beſteigen, den er ſelbſt kutſchirt, an den Jagden, am Barreſpiel theilnehmen, ihn ins Theater begleiten, ſtets ein Lächeln auf den Lippen, ein ſanftes Tönen in der Stimme.

Auch hat er für Joſephine in ſeinen politiſchen Plänen eine beſondere Rolle bereit. Dieſem Frankreich, welches er wieder aufrichten will, fehlen ſeiner Meinung nach zwei ſeiner urſprünglichen Elemente: Adel und Geiſtlichkeit. Er will es auf ſich nehmen, die letztere wieder herzuſtellen, er rechnet auf Joſephine, um jenen herbeizuziehn. Ohne ſich über die geheimnißvolle Hierarchie klar zu ſein, der die alte franzöſiſche Geſellſchaft unterworfen war, ohne Verſtändniß für die feinen Abſtufungen, welche die verſchiedenen Schichten der damaligen Geſellſchaft unterſchieden, und für die unüberſteiglichen Kluften, welche ſie von einander trennten, ſtellt er ſich dieſe Geſellſchaft nur in ihrem Ganzen dar: Joſephine habe, ſo meint er, zu derſelben gehört, und könnte ſie zu ihm zurückbringen, ſie wäre

die natürliche und auserſehene Vermittlerin für Emigranten, Hofleute, den Adel, kurz für Alle, welche zur vornehmen Welt gehört hatten; ſie würde Wohlthaten ſpenden, Gunſtbezeugungen bieten, Unrecht wieder gut machen; ſie würde allmählich aus dem feindlichen Lager alle jene Deſerteure zurücklocken, deren Rückkehr ins Vaterland Bonaparte wünſcht; ſpäterhin würde ſie dann als verbindendes Glied dienen zwiſchen den alten und den neuen Geſellſchaftseinrichtungen.

Gewiß eine ſchöne und wohlerdachte Rolle! Joſephine hatte auch alles Zeug dazu: den erforderlichen Anſtand, die höfiſche Form, die Eleganz; ſie beſaß in hohem Grade die Fähigkeit, am richtigen Platz ein liebenswürdiges Wort zu finden, auch Geſchenke in verbindlicher Weiſe zu geben; ſie hatte den Tact, bei Empfängen ein gemeſſenes, faſt reſpectvolles Weſen zu zeigen, ihre Geſchmeidigkeit machte es ihr möglich, in allen Lagen ſich zurechtzufinden — leider aber fehlten ihr gerade die alten Beziehungen, welche Bonaparte ihr zutraute; diejenigen, welche ſie ſeit der Revolution angeknüpft hatte, konnten nichts nutzen, ſondern nur ſchaden. Auch hat der erſte Conſul gleich am erſten Tage ſeiner Erhebung den Bruch mit dieſen Leuten angekündigt.

Joſephine war alſo anfänglich ziemlich vereinſamt: mit dem ſtufenweiſen Emporſteigen Bonapartes aber ſchwanden auch allmählich die Hinderniſſe, die Unterſchiede verwiſchten ſich, und Ehrgeiz kam zur Geltung.

Unter den Emigranten, wie in Paris ſelbſt, fängt man an, darüber nachzuſinnen, welche Beziehungen, und wären ſie noch ſo flüchtig, man zu den Beauharnais, oder zu den Taſcher geltend machen könnte; man betont Beziehungen, von denen man bisher nichts hatte wiſſen wollen, man nimmt zu Subaltern-

beamten, zu alten Dienern ſeine Zuflucht, um ſich einzuführen; ja mit der Zeit ergießt ſich ein förmlicher Strom jener alten Welt in den gelben Saal der Tuilerien, oder in den Stuck-Saal von Malmaiſon. Dieſe Entwickelung der Dinge dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Joſephine eine Taſcher war, und eine Beauharnais wurde, wäre irrthümlich; ſie hat ſich eingeſtellt, weil Bonaparte Joſephine in ſeine Glücksbahn hineingezogen hatte. Man ſuchte ſie auf, weil ſie Madame Bonaparte iſt nnd dem großen Meiſter ſo nahe ſteht; man würde ſich bei ihr einſtellen, gleichviel welchen Namens und Urſprungs ſie wäre, einzig deßwegen, weil ſie der Trabant des Geſtirns iſt, welches zu leuchten beginnt. Joſephine ſelbſt mißt ſich allerdings ein gut Theil Verdienſt an dieſer Bewegung zu, und macht Bonaparte glauben, daß ſie ihm in dieſer Richtung von unſchätzbarem Nutzen ſei, das ſeltſamſte aber dabei iſt, daß es ihr auch wirklich gelang, Bonaparte zu überzeugen. Er bildet ſich ein, er habe die Prieſter für ſich gewonnen, warum ſollte er nicht glauben, Joſephine hätte die Edelleute erobert?

War Joſephine zufrieden, zu ſo hohen Ehren emporgeſtiegen zu ſein, fand ſie Freude und Genugthuung in den ihr geſtellten Aufgaben? Man hätte es annehmen können. Man hätte auch glauben ſollen, die von ihr begangenen Fehltritte hafteten in ihrer Erinnerung, ſie wäre dankbar für die ihr gewordene Verzeihung; man hätte denken ſollen, ſie würde mit der Zeit auch Notiz von dem Abſtand in den beiderſeitigen Lebensjahren nehmen, ſie müſſe gegen Schwächen, welche ſie ſelbſt an den Tag gelegt hatte, nachſichtig ſein, ſie müſſe ihrem Gemahl Verhältniſſe nachſehen, welche weder ihren Rang beinträchtigen, noch der Zuneigung Abbruch thaten, welche er ihr ſtets bewies, Verhältniſſe, welche bei dem Grauen Bonapartes vor jedem

Skandal, und der lebhaften Erkenntniß Dessen, was er sich selbst schulde, in der peinlichsten Weise geheim gehalten wurden.

Josephine aber dachte anders: von einer etwa neuerwachten physischen Liebe für ihren Gemahl war keine Rede, ebenso wenig von einer durch Bewunderung und Dankbarkeit hervorgebrachten idealen Liebe, die so rein und allmächtig war, daß sie in fürchterliche Eifersucht umschlug — Josephine dachte nur an sich selbst, an ihre „position". Sie sagte sich, daß, wenn Bonaparte jetzt anfinge, den ehelichen Verkehr mit ihr zu meiden, er sich auch bald von ihr würde scheiden lassen. Sie war voll banger Befürchtungen, sie verlebte schreckliche Tage. Sie spionirte hinter Bonaparte her, ließ ihn auf Schritt und Tritt beobachten, bezahlte Aufpasser, langweilte und ärgerte ihn mit thränenreichen Scenen, mit nervösen Anfällen, machte einen Jeden, der sich ihr näherte, zum Vertrauten; an Stellen von Ereignissen stellte sie boshafte Erfindungen, ja sie leistete heilige Eide, Dinge mit eigenen Augen gesehen zu haben, welche lediglich in ihrer Phantasie existirten.

Dabei waren die ersten Galanterien des Consuls Bonaparte von gar keiner Bedeutung. In Mailand, am Tage seines Einzuges als Triumphator am 14. und 15. Prairial, hatte man ein Concert improvisirt, an welchem zwei der bedeutendsten Gesangskünstler Italiens, Marchesi und Grassini mitwirkten. Die Letztere ist 27 Jahre alt (in Varese 1773 geboren), sie ist in ihrem Aeußern das nicht mehr, was sie vor zwei Jahren war, als sie, begeistert für Bonaparte, versuchte — vergeblich versuchte, dessen Blick auf sich zu locken und ihn Josephine abspenstig zu machen.

Sie fing schon an, etwas wohlbeleibt und schwer zu werden; der charakteristische Kopf, mit seinen markirten Zügen,

Joſephine Graſſini (1773—1850).
(Nach dem Bilde der Frau Vigée Lebrun.)

seinen kohlschwarzen Brauen und seinen dichten schwarzen Haaren hatte an Ausdruck verloren. Wohl ist noch Schönheit vorhanden, aber es ist die Schönheit, die den Gassen der italienischen Städte angehört. Augen wie Feuer, ein brauner Teint; dabei hat sie ein nach Liebe verlangendes Temperament — vielleicht ist's nur Schein, um die Männer zu locken und zu täuschen. Sie hat schon unzählige Liebhaber gehabt — keinen aus pecuniärem Interesse, denn käuflich ist sie nicht, auch ist keiner darunter, den sie nicht am ersten Tage als „Engel" bezeichnet hätte: allein diese Honigmonde kamen nie über das erste Viertel hinaus!

War nun allerdings die Schönheit der Sängerin schon im Schwinden begriffen, die Reinheit ihrer Töne, der Ausdruck ihres Gesanges standen noch auf der Höhe. Die Grassini hat sich wenig um Prinzipien ihrer Kunst gekümmert, sie ist die Kunst selber. Etwas Schöneres als ihre Stimme, ein Contralto, läßt sich nicht denken, sie ist gleich rein in ihrer ganzen Ausdehnung. Man hört nicht die Sängerin, man hört die Muse. Es giebt keine höhere Vertreterin der ernsten Oper wie sie. In ihr lebt die ganze Gewalt der tragischen Kunst, das schaurig Schöne bringt sie zum Ausdruck, wie keine Andere. Für die Opera buffa taugte sie nicht.

Bonaparte war von jeher der Musik, namentlich der Vokalmusik, überaus zugethan; mit der Zeit ließ seine Vorliebe für den Gesang alle andern Zweige der Kunst weit hinter sich; er beschützte die letzteren aus Politik, weil er das Grandiose liebte und an die Unsterblichkeit dachte. Er hatte aber an der Musik und dem Einfluß, den sie auf ihn ausübte, eine wirkliche Freude; sie wirkte beruhigend auf seine Nerven, sie wiegte ihn in

Träumereien, ſchmiegte ſich an ſeine melancholiſchen Stimmungen, erwärmte ihm das Herz.

Dabei prägten ſich Arien und Melodien nur ſchlecht ſeinem Gedächtniß ein, er kennt keine Noten. Die Muſik aber kann ihn derart erregen, daß er nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt iſt, daß er nicht mehr weiß. was er thut — daß er z. B. dem Sopraniſten Crescentini die eiſerne Krone verleiht.

In der Graſſini iſt es weit weniger die Frau, die ihn bezwingt, als die Sängerin; — ſie aber harrte ſeiner ſchon ſeit zwei Jahren in voller Bereitſchaft.

Am Tage nach dem Concert nahm ſie ihr Dejeuner in den Gemächern des Conſuls, Berthier war dabei. Man kam dahin überein, daß ſie vor Bonaparte in Paris eintreffen, und daß ſie am Theater „de la République et des arts“ ein Engagement finden ſollte.

Das vierte Bulletin der Armee von Italien beſchäftigt ſich mit dieſer Angelegenheit, unzweifelhaft nur deshalb, damit Joſephine kein Aergerniß daran nehme. Es heißt darin: „Der General en-chef Berthier und der erſte Conſul nahmen an dem Concert Theil, welches, obwohl improviſiert, doch ſehr gefiel. Der italieniſche Geſang hat einen ſtets neuen Zauber. Die berühmte Bellington, die Graſſini und Marcheſi werden in Mailand erwartet. Man verſichert auch, daß ſie nach Paris gehen werden, um dort Concerte zu geben.“

Mit welcher Vorſicht verfuhr nicht Bonaparte, um ſeine Untreue vor Joſephine zu verſtecken! Die Daten ſind ungenau, der Name der Bellington maskirt den der Graſſini!

Während dieſen Mailänder Tagen vor und nach der Schlacht von Marengo benutzte Bonaparte jede freie Stunde, um die Sängerin zu hören, denn dieſe zauberhafte Stimme

weicht nicht aus seinem Ohr: sie gilt ihm als die schönste Trophäe seines Feldzuges; sie soll seinen Triumph feiern, sie soll den Sieggesang anstimmen.

Für das Fest vom 14. Juli, „fête de la concorde" genannt, soll die Grassini in Paris sein und mit dem Tenor Bianchi ein italienisches Duett singen, für dessen sofortige Componirung der Minister des Innern Sorge zu tragen hat, und welches „von der Befreiung Cisalpiniens und dem Ruhm unserer Waffen" handeln soll. Es soll ein schönes italienisches Schaustück mit guter Musik sein, so bestimmt Bonaparte.

Dreiundzwanzig Tage später ist das ganze offizielle Frankreich in der Invalidenkirche, dem Tempel des Mars, versammelt. Das Innere war „geschmackvoll und pompös decorirt," sagt der „Moniteur". Sowie der erste Consul seinen Platz eingenommen hatte, begann das Duett, das eigentlich aus zwei italienischen Gesängen bestand, die hinter einander vorgetragen wurden. „Wer könnte", sagt der „Moniteur", Maringo (sic) besser feiern, als Die, denen das Ereigniß Ruhe und Glück verheißt."

Etwas kühn war es immerhin von Bonaparte, seine Maitresse bei dieser offiziellen Feier singen zu lassen, und hätte man eine Ahnung von seinem Verhältniß gehabt, die Kleffer würden nicht gefehlt haben. Es scheint, daß, zur Zeit wenigstens, Niemand eingeweiht war, selbst Josephine nicht, welche sich an das Bulletin hielt. Uebrigens waren Bonapartes Beziehungen zur Grassini nicht von irgend welcher Dauer. Die Künstlerin hatte, als sie Mailand verließ, berauscht von einem bisher vergeblich gehofften Erfolge, sich eingebildet, sie werde nicht allein auf dem Theater, sondern auch in der Politik eine große Rolle spielen: bei ihrem gutherzigen Naturell hatte sie von Mailand aus einen ganzen Stoß von Bittschriften und Vorschlägen ihrer

Landsleute mitgebracht, um sie bei Gelegenheit dem ersten Consul zu unterbreiten.

Bonaparte aber wollte nichts davon wissen, daß man, wenn es ihm einfiel, von Liebe zu sprechen, ihm mit Politik antworte. Außerdem verlangte er, daß die Grassini sich nirgends zeige, daß sie in dem kleinen Hause der Rue Chantereine in völliger Abgeschiedenheit lebe. Das paßte ihr ganz und gar nicht; sie hatte sich ein anderes Leben gedacht, eine Reclame vor Allem nach italienischem Muster, ihr Name, ihre Person, ihr Talent überall im Vordergrunde. Da die Treue nicht grade ihre starke Seite war und sie sich zum Sterben langweilte, so entschloß sie sich kurz, mit dem Violinisten Rode einen Liebesbund zu schließen: Bonaparte erfuhr es und brach mit ihr, aber weder Rode, der vor seinem Glück keine geringe Furcht hatte, noch die Grassini hatten darunter zu leiden.

Ja, der Consul bewilligte ihnen zweimal den Saal des théâtre de la République für Concerte (17. März und 10. October 1801). Das zweite fiel besonders glänzend aus; es wurden 13 868 Frcs. vereinnahmt.

Giuseppina Grassini kehrte zu ihrem früheren Leben, dem eines wandelnden Gestirnes zurück. Bald ist sie in Berlin, bald in London, Mailand, Genua, im Haag, überall bewundert und gefeiert, hat Engagements bis zu dreitausend Pfd. Sterling für fünf Monate. Als sie durch Paris kam, klopfte sie an die Thür der geheimen Gemächer in den Tuilerien; die Pforte that sich auf: es passirte jedoch Nichts, was nicht auch öffentlich hätte vor sich gehen können.

Josephine hatte man unterrichtet. „Ich habe in Erfahrung gebracht," schreibt sie an eine vertraute Freundin, „daß die Grassini seit zehn Tagen in Paris ist. Ich glaube, sie ist die

Veranlassung an all meinem Kummer. Ich versichere Dir, meine Liebe, wenn ich die geringste Schuld hätte, ich würde sie Dir offen bekennen. Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du Julie (Kammerjungfer) schicktest, um zu wissen, ob Jemand Eintritt hat. Suche auch zu erfahren, wo das Weib wohnt."

Ganz Josephine! Was geht die Grassini sie an? Weiß sie nicht, daß zwischen dieser und Bonaparte ein ernstes Verhältniß gar nicht besteht und daß es sich überhaupt jetzt nur um Erinnerungen handeln kann, an denen keinerlei Verlangen betheiligt ist. Aber sie muß einmal spioniren, muß Waffen herbeischaffen! Ihre Beschwerden, ihre Klagen über Bonaparte richtet sie an eine Frau, die dieser nicht leiden mag, der er so zu sagen den Zutritt in die Tuilerien verboten hat — ist das nicht ganz Josephine?

Es scheint übrigens, daß, als Napoleon 1807 die Grassini wieder nach Paris rief, Josephine sich dadurch nicht mehr aus der Fassung hat bringen lassen. Die Sängerin, die Frau ist ausgeschlossen, erhielt 36000 Frcs. Fixum, 15000 Frcs. an jährlichen Gratificationen, 15000 wurden ihr als Pension zugesichert. Es wurde ihr einmal in jedem Winter der Saal der großen Oper, oder der der italienischen Oper zur Verfügung gestellt, um zu eigenem Benefiz ein Concert zu geben. Ihren Urlaub stand es ihr frei zu benutzen, wo immer sie wollte, ihren Titel als „erste Sängerin Seiner Majestät des Kaisers und Königs" konnte sie in allen großen Städten glänzen lassen.

Leider sollte der stolze Titel sie nicht gegen Straßenräuber schützen. Am 19. October wurde sie auf einer Reise unweit Rouvrai (Côte d'or) in ihrem Wagen von vier Straßenräubern überfallen. Es waren Deserteure eines schweizerischen Regiments,

ſie thaten ihr Gewalt an, mißhandelten ſie ſonſt noch, und raubten ihr alles Gepäck. Wenn bereits zwei Tage darauf der Arm des Geſetzes die Banditen erreichte, der Commandeur der Nationalgarde von Viteaux, Durandou, zwei erſchoß und einen dritten gefangen nahm, wofür er vom Kaiſer den Orden der Ehrenlegion erhielt, ſo war das für die Graſſini kein Troſt. Jährlich bis 1814, erhielt ſie aus der Schatulle Napoleons 70000 Frcs. Beim Publikum aber ſchwand mit den Jahren der Enthuſiasmus für ſie, dies zeigte ſich deutlich im November 1813, als die Oper „Horatier und Curiatier" von Cimarosa zur erſten Aufführung kam. Im théâtre de la cour aber ſind ihre Erfolge zur Zeit noch immer dieſelben, obwohl die Sängerin ſich ihrem 40. Lebensjahre nähert; es ſind immer noch dieſelben Aufmerkſamkeiten ſeitens des Kaiſers, dieſelbe Freigebigkeit. Zu Dank hielt ſie ſich allerdings nicht verpflichtet. Als der Kaiſer geſtürzt war — ſei es nun aus Geldnoth, ſie war ja eine große Spielratte, ſei es aus Vorliebe für berühmte Männer — kurz, ſie machte ſich an den Herzog von Wellington.

Dieſer hatte eine merkwürdige Leidenſchaft für Ueberreſte Napoleons und der napoleoniſchen Zeit; ſo wollte er z. B. durchaus vom Maler David gemalt ſein, weil dieſer Napoleon gemalt hatte. David lehnt ab. Die 42jährige Graſſini aber hat er ſich als Sängerin und Maitreſſe ſichern können — in zirpenden Grillen ſoll man kein Herz ſuchen!

VIII.

Die Damen vom Theater.

Die Graſſini war eine Vorübergehende, und wenn Joſephine eiferſüchtig auf ſie war, ſo dauerte diesmal ihre Beunruhigung nicht lange. Zu den geheimen Gemächern des Kaiſers in den Tuilerien aber hatten andere Damen vom Theater Zutritt, deren häufige Beſuche ſozuſagen Gewohnheit wurden; es waren Damen, die ſich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, an die der Kaiſer einzig den Anſpruch ſtellte, während der kurzen Zeit, die er ihnen widmete, liebenswürdig und hingebend zu ſein: von einer Zuneigung war keine Rede.

Für Joſephine genügt freilich ihr bloßes Kommen, ſie verlor beinahe den Verſtand vor Aufregung; ſie hatte ſozuſagen fortwährend die Hand auf der Thürklinke; ſie durcheilte, ein Licht in der Hand, Corridore und Treppen, um die Beſucherinnen zu überraſchen, eine Scene zu ſpielen und den Gemahl ſeines Unrechts zu überführen.

Ohne Joſephine würde man von den meiſten dieſer Liebeleien nichts wiſſen; ſie iſt es, die ſie erzählt und wieder erzählt, auch wohl erfindet, denn keine lügt wie ſie!

Diese Romane einer Viertelstunde erscheinen freilich bedeutungslos; Napoleon aber hat sie erlebt, und sie zu durchblättern ist deshalb lohnend, weil man in ihnen gewisse Seiten seines Charakters offenbart findet, die sich sonst nirgends zeigen.

Mit Ausnahme der Grassini, vielleicht auch der Madame Branchu, die jedoch so häßlich war, daß es fast wie ein Scherz erscheint, sie mit ihm in Verbindung zu bringen — er mag ja immerhin eine Zeit lang hingerissen gewesen sein von dem großen Talent der lyrischen Tragödin, welche in ihrer Dido, Alceste, und Vestalin unerreicht war — mit Ausnahme dieser Beiden ist keine Sängerin zu verzeichnen.

Auch keine Tänzerin, und doch war es gerade eine Zeit, in der Tänzerinnen Mode waren. Mlle. Clotide z. B., die für 100000 Frcs. monatlich dem Fürsten Pignatelli gestattet sich als ihr Freund auszugeben und dem Admiral Magaredo, den Fürsten mit einer jährlichen Zuschußprämie von 400000 Frcs. zu überbieten. Da ist auch die Bigottini, die mit beiden Händen nahm und sich vor Kindern nicht scheute, wenn sie nur reiche Väter hatten; auf diese Weise sammelte sie Millionen für ihre Descendenz.

Auch keine Schauspielerin ist zu verzeichnen, weder die berühmte Mlle. Mars, noch Mlle. Devienne, die unvergleichliche Soubrette, deren sprühender Geist aber versagte, als der Kaiser ihr, zur Jagd reitend, begegnet und ihr eine Liebenswürdigkeit sagt, noch Mlle. Mézeray, die allerdings viel mit Lucian Bonaparte beschäftigt ist, noch Mlle. Gros, die das Glück Joseph Bonapartes war.

Vielleicht 1808 Mme. Leverd, die nach einer einzigen Vorstellung in Saint Cloud unter das Personal des Hoftheaters aufgenommen wurde. Sicherlich war es nicht Herr Rémusat,

Fräulein Mars.
(Nach dem Porträt von Gérard, phot. von Braun.)

der kaiserliche Intendant, welcher zu ihrer Aufnahme behülflich war, da dieser Herr später, trotz der ausdrücklichen Befehle des Kaisers, versessen darauf war, sie zu verfolgen — wer also?

Sie war reizend, graziös, kokett, begehrenswerth — aber besaß einstweilen noch wenig Talent.

Wenn Napoleon wirklich ein Augenmerk auf sie geworfen, sich für sie erwärmt hätte, so wäre sie als Schauspielerin die einzige. Seine Individualität, sein Temperament führten ihn den Tragödinnen zu.

Damals war die Blüthezeit der Tragödie am Théâtre français: Eine Parterre von literaturkundigen Männern, welche keine ihren Göttern zugefügte Beleidigung durchgehen lassen, ein Parterre von Soldaten, welche für edle und stolze Gefühle ein offenes Herz haben, dazu ein Personal, vortrefflich gewählt und eingeübt. Für diese Künstler, welche Bonaparte schützt und fördert, spart er weder Kritik noch Geld. Er hält Das, was der tragische Schauspieler zu sagen hat, für eine Unterweisung, welche dem Volke gilt, und welche weniger der literarischen Erziehung desselben, als seiner moralischen Entwicklung dienen soll.

Er sagt zu Goethe: „Die Tragödie sollte die Schule für Fürsten und Völker sein; das ist das Höchste, wonach der Dichter streben sollte.“ Und eines Abends, als er sich zur Ruhe niederlegte: „Die Tragödie erwärmt die Seele, erhebt das Herz; sie kann und soll Helden schaffen.“ Damals war es auch, wo er sagte: „Wenn Corneille lebte, ich würde ihn zum Fürsten machen.“

Er liebt kein Drama, das nicht einen ergreifenden Stoff behandelte; die Comödie, die ihm in Molière und Beaumarchais aufwieglerisch, in Le Sage widerwärtig erscheint, liebt er nicht; jämmerlich in ihrer Unwahrscheinlichkeit erscheinen ihm die

Stücke des Fabre d'Eglantine. Für Farcen hat er kein Verständniß.

Alles, was Pointe, Wortspiel heißt, alle Dialoge, welche nicht aus dem Gegenstande selbst hervorgehn, die nicht, wie er sagt, „der Geist der Sache sind", sondern einfach geistreich, klingende Verse, geschickte Couplets, den Schwalm von Worten, welcher fast für Gedanken gelten könnte, das Alles verachtet er, er überhört es. Die Tragödie erscheint ihm allein vornehm, kraftvoll. Nichts Gemeines ist an ihr. Er hört seines Gleichen, die Könige, die Helden, die Götter, er hört sich selber reden. So, nur so, und in dieser Sprache will er zur Nachwelt sprechen, wenn der Lauf der Zeit es zuläßt, sein Leben auf die Bühne zu bringen.

Bei seiner großen Vorliebe für die Tragödie wendet er sich, jemehr er emporsteigt, zu den Darstellern derselben hin: das ist natürlich. Den verschmitzten Mienen der Soubretten, den aufstaffirten Reizen der Koketten, der falschen Naivität von Naturmenschen begegnet er an seinem Hofe, diese Figuranten auf der weltlichen Bühne achten auf ein Zeichen seiner Hand, aber Phädra, Andromache, Iphigenie, Hermione, das sind übernatürliche, fast göttliche Wesen, welche die Geschichte und die Dichter mit all ihren Juwelen geschmückt haben. Seine Einbildung bemächtigt sich ihrer, und wenn er auf der Bühne die Schauspielerinnen sieht, die diese Rollen darstellen, so sind *sie* es nicht, nach denen er verlangt, sondern die Heldinnen selbst. Wenn er sie rufen läßt, so thut er sich selbst dadurch keinen Abbruch, denn die Befriedigung eines sinnlichen Gedankens tritt in den verschleierten Schatten der Poesie.

Wenn dem vielbeschäftigten Mann, der Bagatellen so wenig Zeit wie möglich einräumen kann, der wenig vertraut ist mit

höfischen Phrasen, und die Verachtung nicht zu verstecken bemüht ist, welche Die ihm einflößen, welche, der Botschaft eines Kammerdieners folgend, sich einfinden, brutale Worte entfallen, so sind sie nicht der Ausdruck von Cynismus. Einer seiner ihm allernächst stehenden Diener sagt: „Allem, was in den Bereich der Sinnlichkeit fällt, gab er einen poetisch gefärbten Namen, selbst seine derben Ausdrücke sind nichts als eine Maske, hinter der sich eine Art von Befangenheit versteckt, die ihm, gegenüber von Frauen, eigen war. Er spielt den Prahlhans, und schmückt sich mit einer Untugend, die ihm nicht eigen ist. So wollte er auch auf St. Helena in der Unterhaltung stets mehr vertraut mit der sinnlichen Empfindung der Liebe erscheinen als mit der idealen Seite derselben: damals, wo Keiner in so hohem Grade von tiefen Gefühlen bewegt war wie er."

Das Verlangen wurde bei ihm nicht durch physischen Reiz, sondern durch eine Seelenstimmung, durch überreizte Einbildung hervorgerufen; ist aber die Betreffende bei der Hand, so ist die Phantasie auch schon erblaßt, sind seine Gedanken schon wieder von Geschäften in Anspruch genommen. Er arbeitet, und Alles, was ihn von der Arbeit abzieht, ist ihm ermüdend, ist ihm langweilig. Man macht ein Geräusch an der Thür, um ihn aufmerksam zu machen: „Sie soll warten"; man tappt von Neuem: „Sie mag sich entkleiden"; man tappt nochmals: „Sie mag gehn." Und er fährt zu arbeiten fort.

So war es auch, wie man sagt, mit Mlle. Duchesnois, aber sie war an solche Auftritte gewöhnt. Vielen wird es unbekannt sein, auf welche Weise die Dame beim Théâtre français ankam. Es war zu Anfang des Consulats. Ein junger, der eleganten Welt angehörender Mann, welchem eben

La Couronne Théâtrale disputée par les Demoiselles Duchesnois et Georges Weimer

Eine Caricatur. (Rivalität zwiſchen den Schauſpielerinnen Georges und Duchesnois.)

eine Erbschaft zugefallen ist, feiert in einem Landhause, unweit von St. Denis, im Kreise von Freunden das glückliche Ereigniß. Man frühstückt, versucht sich auch im Jagdsport, und endet damit, sich zu langweilen. Man schickt also nach einem damals bekannten Hause in der Chaussee d'Antin, um einige seiner gefälligen und stets für ein Gastmahl aufgelegten Bewohnerinnen kommen zu lassen. Jedermann trifft seine Wahl; Eine bleibt übrig, von der allgemein behauptet wird, sie wäre „zu häßlich". Sie hat aber sehr schöne Augen, eine entzückend schöne Gestalt; neben dem Ausdruck der Herzensgüte liegt in ihren Gesichtszügen der der Traurigkeit und eines sie plötzlich anwandelnden Ekels. Man amüsirt sich im Garten beim Barrespiel; sie springt wie ein Reh und die leichten Gewänder verrathen die graciöse Geschmeidigkeit der Glieder. Es liegt Musik in ihrer sanften Stimme. Sie erscheint auch gebildeter, klüger als ihre Gefährtinnen. Sie dauert einem der jungen Leute, und er unterhält sich mit ihr, nimmt sie schließlich bei sich auf, und spricht von ihr zu Legouvé. Dieser macht auch einen Besuch, um sie zu sehen und Verse declamiren zu hören. Legouvé ist erstaunt, giebt ihr einige Anweisungen und führt sie bei Madame Montesson ein, wo sie mit dem General Valence zusammentrifft, der sie dem Schutz der Madame Bonaparte empfiehlt und ihr ein Debut erwirkt. Sie giebt zum ersten Mal am 16. Thermidor des Jahres X die Phädra; ein oder zwei Jahre später hatte sie den Auftritt in den geheimen Gemächern der Tuilerien. Es giebt bei den Frauen Erinnerungen, die durch nichts zu vernichten sind. Mlle. Duchesnois hatte aus der Zeit, da sie Dienerin und Bewohnerin des Hauses in der Chaussee d'Antin gewesen war,

eine gewisse melancholische Scheu: sie hatte die oft gehörte Phrase „sie ist zu häßlich“ im Gedächtniß bewahrt.

Auch Thereſe Bourgoin wurde fortgeschickt. Sie ist es, die in einem unhöflichen Brief an die Marschallin und Herzogin von Frankreich, die ihren entflohenen Papagei wieder haben wollte, schrieb: „weder gesehen noch gekannt“, und „Iphigenie auf Tauris“ unterzeichnet. Sie hatte gegenüber von solcher Verachtung, wie sich denken läßt, nicht die Unterwürfigkeit der Duchesnois. Der ihrer Eitelkeit widerfahrenen Beleidigung gesellte sich ein materieller Nachtheil, nämlich der Verlust eines reichen Liebhabers, Seiner Excellenz des Ministers des Innern Monseigneur Chaptal's. Nach ihrem zweiten, vielfach bekrittelten Debut hatte er sie kraft seiner Autorität am Théâtre français untergebracht. Er hatte zuvor Mlle. Dumesnil gebeten, der Debutantin einige Rathschläge zu ertheilen und in einem zur Veröffentlichung gelangten Brief dieser Dame eine Gratification des Ministeriums in Aussicht gestellt, ihr dafür gedankt, daß sie die Muße ihrer Zurückgezogenheit dazu verwenden wolle, sich eine ihrer und der dramatischen Kunst würdige Schülerin heranzubilden. So stellte Chaptal sich mit Mlle. Bourgoin gewissermaßen öffentlich zur Schau. Die Bourgoin mit ihren offenen Gesichtszügen, ihrem aufgeweckten Wesen, ihrem schalkhaften Lächeln, ihren schönen, klaren Augen, mit einem Blick, den man hätte keusch nennen mögen, mit ihren pikanten Scherzen, verdiente den Namen, den man ihr gegeben, sie war die „Göttin der Freude und des Genusses“, und — für einen Fünfzigjährigen eine begehrenswerthe Maitresse. Chaptal hätte den Schein mehr wahren müssen und nicht so weit erblinden dürfen, daß er die Bourgoin für eine Tugend hielt. Napoleon war so boshaft, ihn in dieser Beziehung aufzuklären. Eines Abends, als er ihn

zur gemeinschaftlichen Arbeit zu sich geladen, ließ er auch die Demoiselle kommen, deren Ankunft in Gegenwart von Chaptal gemeldet wird. Napoleon gab Befehl, daß sie warten solle, er hat sie, wie man sagt, alsdann wieder fortgeschickt. Chaptal aber, sowie die Bourgoin angemeldet war, raffte seine Papiere zusammen und war auf und davon. Am nämlichen Abend noch gab er seine Entlassung als Minister des Innern.

Die Dame aber begann von der Zeit an den Krieg gegen ihren Beleidiger. In Petersburg, wohin sie nach dem Frieden von Tilsit ging, setzt sie ihren Bewunderern alle erdenklichen boshaften Histörchen vor, welche damals in Paris über Napoleon gang und gäbe waren.

In Erfurt wiederum rächt sich Napoleon an ihr, indem er dem Kaiser Alexander Geschichten von der Bourgoin erzählt und ihn vor den leichtsinnigen Indiscretionen der Demoiselle warnt, was ihrer Laufbahn als einer Priesterin der Liebe entschieden schadete.

Als die Restauration kam, stellte die Bourgoin ihre Königstreue zur Schau, welche um so begeisterter war, als sie nach ihrer Vorstellung durch den Herzog von Berry sich „tausendfach" an die Bourbons geknüpft fühlte. Sie schmückte sich während der Hunderttage mit den königlichen Farben, man läßt sie gewähren. Aber als dann später der Herzog von Berry sie nicht wieder annahm, ließ ihre bourbonische Begeisterung sichtlich nach. —

Mit der Duchesnois und der Bourgoin kam es also zu wenig oder zu gar nichts; die George aber schickte Napoleon nicht fort.

Als diese sich zum ersten Mal in den Tuilerien einstellte, hat er sie zwar mit den Worten verhöhnt: „Du hast die

Strümpfe anbehalten, haſt häßliche Füße.“ Vor dem ſonſt ſo ſchönen Geſchöpf, über deſſen Vollendung er bewundernd ſtaunt, entſchlüpfte ihm dieſe Bemerkung unwillkürlich. Auch iſt Niemand ſo eigen in Bezug auf Füße und Hände, wie Napoleon; ſie zuerſt betrachtete er bei Begegnungen mit Frauen und waren Füße oder Hände häßlich, ſo pflegte er ſein Mißfallen in die derbſten Worte zu kleiden.

Die George, die ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön mit ſiebzehn Jahren war, deren Kopf, Schultern, Arme u. ſ. w. zum Malen waren, hatte häßliche Extremitäten, namentlich häßliche Füße, welche zwei Jahre zuvor, in Amiens, noch in alten Latſchen geſteckt hatten, in denen ſie allmorgendlich vor dem Hauſe ihres Vaters, des Kapellmeiſters und Theaterdirectors George, die Straße fegte.

Napoleon hatte eben Saint Cloud bezogen, als, es war im Nivoſe des Jahres XI, er zum erſten Mal die George bei ſich einführen ließ; er empfing ſie in einem kleinen Gemach, das nach der Orangerie hinaus lag. Da er in dieſem Jahre ſeinen Aufenthalt in der neuen Reſidenz ſo ſehr verlängerte, daß er faſt den ganzen Winter dortblieb, ſo wurde ſie dorthin ziemlich häufig citirt.

Außer der Bewunderung für ihre ſeltene Schönheit intereſſirte ihn auch ihr lebhafter Geiſt und ſchlagfertiger Witz. Sie unterhielt ihn mit der Chronik der Couliſſen und der der Foyers, in denen man, als an einem Brennpunkt der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft, ſo viel ſchöne Geſchichten aufſchnappen konnte. In Paris wurden die Beziehungen fortgeſetzt; Napoleon empfing die George in den Gemächern des Entreſols; niemals aber ſuchte er ſie in ihrer Wohnung auf, konnte ſich alſo auch

nie mit Herrn Coſter de St. Victor oder andern ihrer Liebhaber begegnen.

Das Verhältniß dauerte nach der George eignen Angaben zwei Jahre; ſie behauptet, während derſelben Napoleon treu geblieben zu ſein — man hat ſie nicht danach gefragt.

Joſephine war ziemlich ſchnell hinter dieſes neue Verhältniß gekommen, ſie beunruhigte ſich mehr als je, und ſchreckliche Scenen fanden ſtatt. „Sie hat immer Furcht, ich könnte mich ernſtlich verlieben," ſagte Napoleon. „Weiß ſie denn nicht, daß für mich die Liebe überhaupt nicht gemacht iſt. Was iſt Liebe? Eine Leidenſchaft, die das Univerſum bei Seite ſchiebt, um nichts zu ſehen als den geliebten Gegenſtand. Ich bin ganz gewiß nicht dazu gemacht, eine ſolche excluſive Stellung zu ſuchen. Was kümmert ſie ſich alſo um Zerſtreuungen, bei denen meine Herzensempfindungen nicht betheiligt ſind!"

Es iſt kaum möglich, ſich klarer auszudrücken, aber Joſephine verſtand darum doch nicht. Wenigſtens hätte ſie anerkennen ſollen, daß nie ein Geheimniß ſtrenger gewahrt worden iſt, als dieſes Verhältniß Napoleons zur George.

Nicht der geringſte Scandal, kein Ausplaudern, keine Gunſtbezeugungen für die George als Schauſpielerin. Verſäumt ſie ihren Dienſt, ſo wird ihr vom Palais-Präfecten in roheſter Weiſe mit Gefängniß gedroht — und ſie merkt es ſich wohl. Wenn ſie vorm Hofe ſpielt, erhält ſie dieſelben Gratificationen wie die Andern, und als ſie ſich einſt die Freiheit nimmt, Napoleon um ſein Bildniß zu bitten, reicht dieſer ihr einen Doppelnapoleon mit den Worten: „Hier, man ſagt, es ſehe mir ähnlich."

Geld hat er ihr unzweifelhaft gegeben.

„Sr. Majeſtät eingehändigt" iſt ein ſich häufig wieder-

Fräulein Georges. (Margarethe Josephine Weymer.)
(Nach dem Porträt von Gérard.)

holendes Item in den Regiſtern der ſogenannten „kleinen Caſſette“, darunter ſind Summen von 10—20000 Frcs.; die Empfänger ſind nicht zu errathen. Ein einziges Mal, am 16. Auguſt 1807 erſcheint der Name George in Verbindung mit einer Gabe von 10000 Frcs. Damals hatte ſie ſchon ſeit beinah drei Jahren ihre jeweiligen Beſuche in den Tuilerien eingeſtellt, und dieſes Geſchenk iſt unzweifelhaft ein Zeichen der Erinnerung.

Ziemlich ein Jahr ſpäter, am 11. Mai 1808, verließ die George ganz plötzlich Paris in Geſellſchaft von Dupont, dem Solotänzer, der aus Furcht, er könne an den Thoren feſtgehalten werden, ſich als Frau verkleidet hatte. Ohne Rückſicht auf ihren Contract am Théâtre français, ohne Rückſicht vor allem auf ihre Gläubiger, eilt ſie nach Rußland, um dort mit einem Liebhaber, der, wie es heißt, ihr die Ehe verſprochen hat, zuſammenzutreffen. Es iſt Benckendorff, der Bruder der Comteß Lieven, welcher im Gefolge des Geſandten Tolſtoi nach Paris gekommen und eben zurückberufen worden war; er will offenbar nur vor den Petersburgern und beſonders vor dem Kaiſer Alexander mit einer ſchönen Maitreſſe Staat machen.

Es ſteckt außerdem aber eine intereſſante Intrigue dahinter, die den Zweck verfolgte, den Zaren ſeiner Geliebten, der Mme. Nariſchkine, abſpenſtig zu machen und mit der franzöſiſchen Schauſpielerin zu verkuppeln — nur ein flüchtiger Erfolg iſt zu verzeichnen, denn ſehr bald kehrte Alexander in die Arme der regierenden Kaiſerin zurück. Die George, die offenbar von dieſen unſauberen Machenſchaften keine Ahnung hatte, die in Briefen an ihre Mutter ſich über die Liebenswürdigkeit ihres „guten Benckendorff“ entzückt ausſpricht und ſich als „George-Benckendorff“ unterzeichnet, wurde dem Zaren vorgeſtellt und

dieſer ſchickte ihr eine ſehr ſchöne, mit Diamanten beſetzte Gürtelſchnalle, läßt ſie auch nach Peterhof kommen, aber nur ein einziges Mal. Bei einer Vorſtellung der Phädra äußerte ſich der Großfürſt Conſtantin: „Eure Mademoiſelle George erreicht in ihrem Genre den Werth nicht, den mein Paradepferd in dem ſeinigen hat.“

Trotzdem beſuchte Conſtantin ſie jeden Tag und ſie behauptete, von ihm geliebt zu werden wie eine Schweſter.

Das war freilich nicht, was man gewollt und was Napoleon, als man ihm das Complott mittheilte, zugegeben hatte.

Als nach 1812 die George nach Frankreich zurückkehren wollte und nach Dresden kam, wo der Waffenſtillſtand die Mitglieder der Comédie française vereint hatte, wurde ſie auf Befehl Napoleons nicht nur unter die Zahl derſelben wieder aufgenommen, ſondern erhielt auch ihre volle Gage für die ſechs Jahre ihrer Abweſenheit — das wurde ihr im Kreiſe ihrer Kolleginnen nie verziehn!

Während der Hunderttage ließ ſie dem Kaiſer ſagen, ſie hätte ihm Papiere zu behändigen, welche den Herzog von Otranto beſonders compromittirten. Napoleon ſchickte einen vertrauten Diener zu ihr; als dieſer zurückkehrte, richtete er zunächſt die Frage an ihn, ob die George in Verlegenheit wäre. „Nein, Sir, davon ſagte ſie nichts, möchte aber gern perſönlich die Papiere Eurer Majeſtät überreichen —.“ „Ich weiß, um was es ſich handelt,“ bemerkte der Kaiſer, „Caulincourt hat mir davon geſprochen, er hat mir auch geſagt, daß es der George an Geld fehle. Gieb ihr 20000 Frcs. aus meiner Caſſette.“

Die George aber zählte zu den Dankbaren. Es unterliegt

keinem Zweifel, daß ſie die Anſchauungen, zu denen ſie ſich bekannte, auch wirklich hatte, und daß die lauten Aeußerungen derſelben Grund zu ihrer Ausſtoßung aus dem Théâtre français wurden, auf deſſen Zuſchauerbänken ſich ja die Repräſentanten der neuen Aera einſtellten.

Selbſt in ihren letzten Lebenstagen, als ſie ſchon ſehr alt und unkenntlich geworden, zitterte ihre Stimme vor Erregung, wenn ſie von Napoleon ſprach, und dieſer Umſtand hat ſie bei Manchem, der ſie damals hörte und heute im Greiſenalter ſteht, unvergeßlich gemacht.

IX.

Die Vorleſerinnen.

Nur Künſtlerinnen, welche tragiſche Rollen ſpielten, ſtiegen alſo die finſtere Treppe empor und ereichten, von Conſtant oder von Rouſtam geleitet, durch den ſchwarzen Corridor, welcher bei Tag und bei Nacht von Hängelampen beleuchtet war, die Entreſole-Gemächer; dieſe hatte früher Bourienne bewohnt, ſie ſtanden durch eine geheime Treppe mit den andern Schloß-Räumlichkeiten in Verbindung. Jeden Morgen bringt Madame Bernard ein Bouquet in das geheime Cabinet, dafür werden das Jahr 600 Frcs. gezahlt — dieſe alltäglich erneuerten Blumeu welkten weniger ſchnell, als die Empfindungen, welche die Beſucherinnen erweckten!

Es werden indeß der Bittenden, der Ehrgeizigen, der Intriguanten immer mehr, je höher Bonaparte ſteigt — man kann ſie nicht mehr zählen, als er die Höhe ſeiner Macht erklommen hatte. Dieſe auf ihren Vortheil verſeſſenen Huldinnen, die nur auf ein Zeichen warten, um ſich preiszugeben, und die, indem ſie ſich unaufhörlich in ſeinen Weg ſtellen, ihm unter die Augen

treten, um seinen Blick betteln, und um die gewinnbringende Schande werben, drängen in Massen heran.

Napoleon, man kann es nicht oft genug wiederholen, war 1800 einunddreißig, 1810 einundvierzig Jahr alt. Er ist von 1800 bis 1810 im Vollbesitz seiner Kraft, seiner Gesundheit, seines Temperaments. Er sucht nicht nach Gelegenheiten, aber er flieht sie auch nicht. Eigentlich — ohne von Josephine zu reden — haben nur zwei Frauen ihm eine Leidenschaft eingeflößt, welche ihn seinem Charakter völlig entfremdete — im Allgemeinen denkt er wenig an die Frauen. Von keiner läßt er sich bei der Arbeit stören, von keiner sich seinen Gedanken abwendig machen, sich aufhalten in seinem Vorhaben. Aber was er zur Hand findet, das nimmt er.

Es ist dasselbe wie mit dem Nachtimbiß, dem sogenannten en-cas, welcher für ihn zurecht gemacht wird. Er würde keinen Schritt thun, um sie herbeizuschaffen, aber ohne Präliminarien, ohne Unbequemlichkeiten, das ist etwas Andres — gleich hinterher ein Bad oder der Stuhl am Arbeitstisch! Ist das Immoralität? Wer an seiner Stelle wäre anders gewesen! Wie viel Souveräne machten es weit schlimmer. Das, worauf es ankommt, ist nicht der Besuch einer verschleierten Person, die geheimnißvoller Weise, bei Nacht, sich in sein Cabinet verfügt, sondern der Umstand, daß keine Frau, Gattin oder Maitresse sich in seinem Arbeitszimmer, im Empfangssaal der Minister aufhalten darf.

Wenn es sich nicht um Napoleon handelte, wenn nicht einige seiner flüchtigen Liebschaften mit nach Gefallen erfundenen Details erzählt würden, wenn nicht einige der Begünstigten entweder um Geld zu machen, oder um sich eine Rolle anzumaßen, die sie nicht gespielt haben, ihre Erinnerungen veröffentlicht hätten, man würde sich gar nicht dabei aufhalten —

aber die Schmähungen waren zu perfide, die Verunglimpfungen zu laut, als daß es nicht hier wie anderswo passend erschiene, nach der Wahrheit zu suchen.

Eine dieser Frauen, die als Schriftstellerin am meisten Gekannte, die mit Gunstbezeugungen des Consuls und Kaisers am meisten Bedachte, entgeht uns diesmal noch, weil bloße Wahrscheinlichkeiten, sie mögen noch so schwerwiegend sein, keine handgreiflichen Beweise bieten. Das Studium gleichwerthiger Charaktere aber genügt, um sie auf den ihr gebührenden Platz zu stellen.

Eine andere, weit weniger berühmt, die aber bis in die letzte Zeit hinein den Pamphletisten am meisten gedient hat, war eine gewisse Madame de Vaudey, die bei der Gründung des Kaiserreichs auf die dringenden Empfehlungen Lecouteulx' und Canteleu's zur Palastdame ernannt wurde.

Sie war von gutem Herkommen, war die Tochter Michaud d'Arçon's, welcher für die Belagerung von Gibraltar die schwimmenden Batterien, welcher die Pläne für den Feldzug in Holland 1793 erfand, welcher Breda ohne Schwertstreich nahm und einer der ersten Senatoren des Consulats war. Sie war gut verheirathet; ihr Gatte, Herr de Barberot de Vellexon, Herr auf Vaudey, Capitän im Regiment Royal Bourgogne, stammte aus einer elsässischen Familie, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert in Gray ansässig war.

Sie war außerdem sehr schön, geistreich, sehr intriguant, sie sang wunderschön und schriftstellerte auch. Im Juli 1804 wurde sie Palastdame und theilte ihre Beförderung mit Madame Rémusat, der früheren Gesellschaftsdame Josephines. Die Kaiserin begab sich zu der Zeit nach Aachen ins Bad und die Palastdamen begleiteten sie.

Als Anfang September Napoleon mit Josephine in Aachen

Elisa.

G.de Duch.te de Toscanne.

Elisa

zusammentraf, um seine Rheinreise anzutreten, war Madame de Vaudey bei allen Feten zugegen und ängstlich bemüht, ihren Herrn zu zerstreuen. Nach Paris zurückgekehrt, hielt sie sich für so weit vorgeschritten, der eifersüchtig gewordenen Kaiserin trotzen zu können, sich in Schulden zu stürzen wie ihre Gebieterin und ihr Haus im Styl einer Favoritin einzurichten. In dem hübschen kleinen bei Auteuil gelegenen Schloß, la Tuilerie, welches später von der Rachel und Herrn Thiers bewohnt wurde, und welches heut ein Kloster ist, gab sie ihre vielbesuchten Gesellschaften und lebte auf dem Fuß einer Prinzessin.

Einmal, nach einer sich etwas in die Länge ziehenden Audienz bei Napoleon, legte sie ihm ein Verzeichniß ihrer Schulden vor und dieselben wurden bezahlt; ein zweites Mal desgleichen, aber das dritte Audienzgesuch ward kurz abgeschlagen. „Ich würde," sagte Napoleon zu Duroc, „weder Geld noch Gutmüthigkeit genug besitzen, um das, was ich sehr billig haben kann, für schweres Geld zu kaufen. Danken Sie Madame de Vaudey für ihre mir an den Tag gelegten Gefälligkeiten und sprechen Sie mir nicht mehr von ihr."

Darauf erfolgt seitens der Dame ein Brief voller Pathos: sie erklärt, sie würde sich vergiften, falls ihre Schulden nicht bezahlt würden; es wären Ehrenschulden und müßten innerhalb vierundzwanzig Stunden berichtigt sein. Der diensthabende Adjutant eilt nach Auteuil und findet die Dame aufgelegt zu ganz anderen Dingen als zum Selbstmorde. Man veranlaßte sie nunmehr, ungesäumt ihre Entlassung als Palastdame zu nehmen. Daher fehlt ihr Name in den kaiserlichen Almanachs.

Es ist dieselbe Dame, welche später Herrn von Polignac aufsuchte, um ihm die Ermordung Napoleons vorzuschlagen. Sie ist, halb erblindet, an einem Arm gelähmt, in tiefes Elend ge=

rathen; sie colportirte „Erinnerungen an das Directorium und das Kaiserreich“ — ein Vorwand, um zu betteln. Sie war es auch, die für den Buchhändler Ladvocat Bruchstücke aus den „Memoiren einer Palastdame“ verfaßte, welche die Lieferungshefte der „Memoiren Constants“ vermehrten.

Diese de Vaudey war eine Verirrte, eine Unglückliche — Andere haben die Entschuldigungen, welche ihr zu gute kommen, nicht.

Josephine hatte sie, wie schon bemerkt wurde, nur auf Bitten Lecouteulx' aufgenommen, ebenso wie eine Menge Anderer, die außer ihrer Bereitwilligkeit, sich etwaigen Wünschen Napoleons zu fügen, keinerlei Veranlassung hatten, bei Hofe zu erscheinen.

Aber auf Seiten Josephines handelt es sich nirgends um eine vorbedachte Absicht. Es hieße in der That, ihren Charakter verkennen, wollte man annehmen, sie habe sich darein gefügt, ihrem Gemahl auf diese Weise Zerstreuung zu verschaffen. Sie hatte bei ihrem creolischen Naturell das sonderbare Bedürfniß, sich mit dienstfertigen, gefälligen Personen, die nicht gerade der großen Welt, aber auch nicht gerade dem Dienstbotenstande angehörten, zu umringen, die ihr durch eine hübsche, äußere Erscheinung gefielen, sie durch ihre Gespräche unterhielten, und sie durch etwaige Talente zerstreuten, die mit einem Worte dieses Palais, das „traurig wie seine Größe“ war, und aus dem sie nie herauskam, beleben konnten. Sie nahm diese jungen Mädchen auf, ohne sich viel nach ihnen zu erkundigen, mitleidig bewegt durch Schicksalsschläge, von denen dieselben betroffen sein sollten, verführt durch die Schlankheit einer Taille, ein putziges Gesichtchen, eine drollige Antwort. Diese jungen Damen, von denen manche schon zuvor auf Abenteuer ausgewesen, welche durch die Bank auf Eroberungen erpicht und dabei sehr arm

waren, fielen mitten in dieſen Hof hinein, dem an Eleganz und pomphaften Zerſtreuungen kein zweiter glich. Da ſie den ganzen Tag ohne Beſchäftigung waren, ſo hatten ſie nichts dagegen, daß ihnen in den Vorzimmern Offiziere den Hof machten, hofften vielleicht auch, ſie würden dieſelben für die Ehe gewinnen, hatten doch viele, die nicht mehr waren wie ſie, Generäle geheirathet, die jetzt Marſchälle von Frankreich waren. Ihn aber, von dem alle Gnadenbezeugungen ausgingen und der mit einem Zeichen das Glück ſchuf oder es vernichtete, ſahen ſie in vertraulichem Verkehr ein- und ausgehen.

Sie ſtellten ſich auf ſeinen Weg, wenn er vorüberging, in der Erwartung des Zeichens und waren bereit, Alles zu riskiren, um desſelben theilhaftig zu werden — einige riskirten ja überhaupt nicht viel — ſie waren alleſammt darauf bedacht, zu gefallen, waren immer auf der Lauer, paßten nach Dienſtbotenart auf, ob der Kaiſer auf eine von ihnen aufmerkſam würde; der Vorbereitungen bedurfte es weiter nicht, Alles ging dann ſeinen natürlichen Lauf, ohne daß von der einen Seite nur das geringſte Verführungsmittel zur Anwendung kam, auf der andern Seite von der geringſten Liebe die Rede war. So gut immer das Spiel verſteckt ſein mochte, ſchließlich kam ſtets Joſephine dahinter. Es folgte dann eine Eiferſuchtsſcene über die andere und die Entlaſſung der Betreffenden. Sie wurden gewöhnlich mit einer guten Mitgift ausgeſtattet, ſchloſſen mit irgend einem wenig bedenklichen Herrn eine vortreffliche Heirath, die den Stamm für einflußreiche Perſönlichkeiten darſtellte.

Dies gilt zum Beiſpiel von Félicité Longroy, der Tochter eines Thürhüters, welche Joſephine zur dame d'annonce, d. h. dem die Beſuche anmeldenden Kammerfräulein, gemacht hatte. Als ſolche hatte Félicité ſich in einem Salon aufzuhalten, welcher

vor den ſogenannten kleinen Gemächern lag, hatte u. a. auch beide Thürflügel zu öffnen, wenn Kaiſer und Kaiſerin paſſirten. Sie erhielt 3600 Frcs. jährlich und 1806 legte Joſephine ihr 600 Frcs. zu, Félicité Longroy aber zählte inſofern kaum, als ſie doch eigentlich unter die Dienſtboten gehört.

Mlle. Lacoſte ſteht etwas höher. Es iſt eine hübſche Blondine, etwas mager, aber doch von reizendem Wuchs; ſie hat ein geiſtvolles, feines Geſicht. Sie iſt Waiſe, ohne alles Vermögen, und iſt von einer Tante, die als große Intriguantin geſchildert wird, und ſich in den Kopf geſetzt hatte, die Nichte bei der Kaiſerin vorzuſtellen, erzogen worden. Joſephine, mitleidig wie immer, nimmt ſie auch auf und giebt ihr den Titel einer „Vorleſerin“. Mit vielem Vorleſen wurde die Vorleſerin gerade nicht geplagt, denn gleich nach ihrer Ernennung begab ſich der Hof nach Mailand, wo die Krönung ſtattfinden ſollte. Mlle. Lacoſte war im Gefolge, obwohl ſie eigentlich nicht dazu gehörte, da ſie keinen Zutritt in den Salon hatte, aber auch nicht zu den Kammerfrauen zählte: ſie führte ein ziemlich iſolirtes Daſein. In Stupinitz fiel ſie dem Kaiſer auf, in Mailand abermals. Der Vertrag benöthigte keiner großen Verhandlungen, aber Joſephines Wachſamkeit war der Abſchluß nicht entgangen und eine furchtbare Scene die Folge. Die Vorleſerin wurde entlaſſen, ihre Tante aus Paris kam herbei, um ſie zurück zu nehmen. Der Kaiſer aber verlangte, daß ſie einmal zuvor im Geſellſchafts-Salon der Kaiſerin erſchiene. Ein neuer Auftritt: eine Vorleſerin durfte doch die innern Appartements nicht verlaſſen! Joſephine aber gab nach.

Wieder eingetroffen in Paris, war Napoleon bemüht, Mlle. Lacoſte gut unterzubringen, und es kam ihre Verheirathung mit

einem reichen Finanzier zu Stande, sie wurde eine ehrenvolle Frau und Mutter und erschien nie wieder in den Tuilerien.

Gelegentlich dieser Reise nach Italien — es war in Genua inmitten der Festlichkeiten, welche der Vereinigung der ligurischen Republik mit Frankreich galten — stellte man eine Dame Namens Gazzani oder Gazzana, geborne Bertani, die Tochter einer Sängerin, wie Einige, die Tochter einer Tänzerin, wie Andere sagen, dem Kaiser in den Weg. Man hatte sie zunächst nach Mailand kommen lassen, um in sehr gemischter Gesellschaft, denn neben den ersten Damen Italiens, den Negrone, Brignole Doria, Remedi, sah man auch jene Bianchina La Flèche, der in Westphalen eine glänzende Zukunft bevorstand, die Kaiserin zu bewillkommnen.

Carlotta Gazzani war groß, vielleicht etwas zu hager, obwohl sich in ihrer Gestalt eine unendliche Grazie zeigte, sie hatte keine besonders schönen Hände, weshalb sie stets in Handschuhen erschien, aber die Gesichtszüge waren vollendet schön, sie waren der reinste Typus italienischer Schönheit, die Conturen durchaus tadellos, die Augen groß und schwarz und strahlend; in den Gesichtszügen lag eine wunderbare Harmonie, die durch ein verschleiertes Lächeln, bei dem der weiße Schimmer der Zähne sich ein wenig zeigte, noch anmuthiger wurde. Alle Frauen, welche sie gesehen haben, stimmen in ihrem Lobe überein — das ist eine unabweisliche Bestätigung ihrer großen Schönheit; sie sagen aber auch, daß ihr diejenige Eigenschaft, um welche die Frauen einander am meisten beneiden, fehlte.

Herr Rémusat, erster Kammerherr, übernahm es, Madame Gazzani einzuführen, und es gelang ihm, den Kaiser zu bereden, sie als Vorleserin in den Hofstaat der Kaiserin einzureihen. Madame Rémusat sagte gelegentlich einmal: „Man sieht doch,

daß Talleyrand nicht der einzige war, der, wie Napoleon sich ausdrückte, immer alle Taschen voll Maitressen hatte."

Madame Gazzani, welche man als Gazzani Brentano vorgestellt hatte und welche später, man weiß nicht recht, wie sie dazu kam, den Titel Baronin Brentano annahm, trat an die Stelle der Lacoste mit einem Gehalt von monatlich 500 Frcs.

Von 1805 bis 1807 ist wenig von ihr die Rede; der Kaiser ist immer unterwegs: erst Austerlitz, dann der Feldzug in Preußen und Polen. Als er endlich zurück war, trat ihm die Gazzani erst in Paris, dann in Fontainebleau wieder unter die Augen. Mit 6000 Frcs konnte sie unmöglich ihre Ausgaben bestreiten, ihren Mann fördern und ihre Tochter für eine glänzende Partie vorbereiten. Sie nahm die Gelegenheit wahr, sich in Erinnerung zu bringen, und wurde nun so logirt, daß sie zu jeder Zeit den Befehlen des Kaisers zur Verfügung stehen konnte; sie eilte herbei, sowie sie gerufen wurde, und nahm, indem sie die Favoritin zu spielen unterließ, in aller Bescheidenheit ihre Rolle als Dame „für den Bedarf" (en cas) hin. Die Kaiserin, deren Eifersucht sofort wiede rege geworden war, aber beruhigte sich ebenso schnell, nachdem sie vom Kaiser selbst ein volles Geständnis des Geschehenen erlangt hatte.

Madame Gazzani behielt stets ihre respectvolle Unterwürfigkeit bei, stellte auch nicht die geringsten Anforderungen; sie hatte, ohne es zu fordern, Zutritt zu den Hofgesellschaften und dem Empfangssalon erhalten; öffentlich zeigte Napoleon ihr nicht die geringste Berücksichtigung, ließ die Palast-Damen sich ihr gegenüber benehmen, wie sie wollten, er vermied es sogar, sich in ihrer Nähe aufzuhalten.

Inzwischen aber hatte sie etwas Solideres als es ihr Ver-

hältniß zum Hofe war, nämlich die Stelle eines General-Steuereinnehmers in Evreux für ihren Gatten erlangt.

Nach der Scheidung der kaiserlichen Ehe zog sie zu ihrem Gatten und wurde, da sie nicht weit vom Aufenthalt Josephines, die in Navarra residirte, entfernt war, die Vertraute von deren Unglück.

Ihr Verhältniß mit einem Stallmeister der Kaiserin, Herrn de Pourtalès, der in freigebiger Weise bis zu seiner Verheirathung mit Mlle. de Castellane pecuniär für sie eintrat, hielt sie lange in Evreux fest. Seit Fontainebleau hatte der Kaiser sie nur zufällig einmal wiedergesehen: er hatte sie nie geliebt, und es scheint, daß er nie Gelegenheit nahm, von ihr zu sprechen.

Ihre Tochter, Charlotte Josephine Eugenie Claire, sogen. Baronesse Brentano, heirathete Herrn Alfred Mosselmann, und hatte eine Tochter, welche einen Herrn Eugen Hon heirathete. —

Oft ist von einer gewissen Mademoiselle Guillebeau die Rede gewesen; sie sollte die Tochter eines herabgekommenen Bankiers sein und im Jahre 1808 als Vorleserin der Madame Gazzani an die Seite gestellt worden sein. Die Mutter, Madame Guillebeau, eine geborene Irländerin, hatte drei Töchter, von denen zwei auf Schaubühnen auftraten. Die älteste wurde bei der Prinzeß Elise eingeführt und durch diese gut verheirathet, der jüngeren, welche weder gegen Murat noch gegen Junot die Grausame gespielt hatte, gelang es, das Interesse der Königin Hortense zu gewinnen, der ihre hübsche Figur und ihre Art zu tanzen gefiel.

Für einen Maskenball, welchen im Elysee Caroline gab, hatte Hortense eine Quadrille von Vestalinnen arrangirt und Mademoiselle Guillebeau sollte, gekleidet als lustige Person, mit

La Princesse Borghese.

dem klirrenden Tamburin in der Hand, an der Spitze derselben in den Tanzsaal einziehn; sowie Caroline, die einen doppelten Grund hatte, eifersüchtig zu sein, der lustigen Person ansichtig wurde, so stürzte sie sich auf dieselbe, es kam zu einem sehr lebhaften Auftritt, der damit endete, daß die lustige Person entfernt wurde.

Um der Hinausgeworfenen und sich selbst Genugthuung zu verschaffen, verfiel Hortense darauf, die Guillebeau bei ihrer Mutter einzuführen, welche, um der ihr verhaßten Caroline einen Streich zu spielen, sie auch als Vorleserin annahm. Dies geschah kurze Zeit vor der Reise nach Bayonne.

In Marrac war Mademoiselle Guillebeau, der die Etiquette während des Tages den Zutritt zum Salon versagte, und welche nur manchmal am Abend gerufen wurde, um zu musiciren, den ganzen Tag über auf ihre Dachstube angewiesen — das Schloß von Marrac war nur klein und kaum im Stande, dem ganzen Hof Obdach zu gewähren.

Da sie sich über alle Maßen langweilte, sich auch danach sehnte, Carriere zu machen, so war sie hocherfreut, als eines Tages Napoleons Mameluck bei ihr eintrat, um ihr den bevorstehenden Besuch des Kaisers anzuzeigen. Alles ging bestens und nach Wunsch. Da fiel es Herrn Lavalette, dem General-Postdirector, welcher die Correspondenz des Hofpersonals zu überwachen hatte, ein, dem Kaiser einen Brief, welcher an Mademoiselle Guillebeau adressirt und von deren Mutter geschrieben war, vorzulegen. In demselben wurde der jungen Dame die Rolle vorgezeichnet, welche sie spielen sollte; sie wurde „ermahnt, mit aller Geschicklichkeit zu verfahren, vor Allem aber müßte sie auf lebendige Zeugen bedacht sein, die einerseits ihre Stellung als Favoritin verlängern, sodann aber auch gute

Zinsen eintragen würden.“ Diese unsaubere Intrigue, hinter welcher Napoleon, wie er später sagte, den Fürsten von Benevent vermuthete, ekelte ihn derart an, daß die Guillebeau ersucht wurde, sofort den Wagen zu besteigen, in welchem sie durch einen Kammerdiener nach Paris zurückbefördert wurde.

Später heirathete sie einen Herrn Sourdeau, welcher durch die Gnade des Kaisers eine Zolleinnehmerstelle erhielt und sich Unterschlagungen zu Schulden kommen ließ. Zum Glück für ihn kam die Sache in Folge der Restauration nicht zum Austrag. Madame Sourdeau wußte sich beim Herzog von Berry eine Audienz zu verschaffen, und da dieser sie „reizend fand und ihre Augen für die schönsten der Welt erklärte,“ so wurde ihr Mann zum Consul in Tanger ernannt. —

Man sieht auch hier wiederum, daß Liebeleien im Leben Napoleons nicht zählen; sie berühren kaum seine Sinne, sein Herz ganz und gar nicht. Sie gewähren keinen Blick nach der Gemüthsseite seiner Individualität hin, sie deuten lediglich auf den Haß, den ihm Intriguen einflößen, auf seine Großmuth und gewisse Gewohnheiten seines Lebens hin.

Man würde noch manche andere Vorgänge derselben Art aufzählen können, allein sie bieten kein größeres Interesse und betreffen Garnison-Abenteuer, welche er als Kaiser mit 200 Napoleons bezahlt und für welche ein Capitän nicht mehr wie 20 Frcs. ausgiebt. Sie spielen in Berlin, Madrid, Wien. Er ist von demselben Fleisch und Blut wie seine Marschälle, wie seine Soldaten: er ist Mann. In ihm ist der sinnliche Drang jedoch nicht so stark, daß er ihm stets nachgeben mußte.

So fällt ihm z. B. in Wien eine junge Dame auf; er befiehlt, daß ihr Jemand nachgehe. Die Vorschläge, welche ihr gemacht werden,* nimmt sie an und am bestimmten Tage

ſtellt ſie ſich im Schloß zu Schönbrunn ein. Da ſie nur italieniſch und deutſch ſpricht, unterhält man ſich auf italieniſch, und ſchon bei den erſten Worten bemerkt Napoleon, daß ſie aus ehrenwerther Familie iſt, daß ſie ſich garnicht deſſen bewußt iſt, was man von ihr erwartet, und daß ſie in ihrer begeiſterten Bewunderung für den Kaiſer vollkommen unbefangen iſt.

Der Kaiſer giebt Befehl, ſie ſofort zu den Ihrigen zurückzuführen, ſorgt für ihr Fortkommen und ſetzt ihr eine Mitgift von 20000 Gulden aus, die nach dem Cours vom 1. September 1809 17367 Frcs. betragen.

Dieſe Handlungsweiſe ſteht nicht etwa einzig da im Leben Napoleons, ſie wiederholt ſich wenigſtens dreimal, das letzte Mal auf St. Helena.

X.

Joſephines Salbung.

Das Leben, welches Joſephine führte, war nichts wie Unruhe; es war eine fortwährende Aufregung. Beſchäftigungslos, wie ſie war, wußte ſie nichts Anderes zu thun, als hinter ihrem Herrn und Gebieter zu ſpioniren, die Kommenden wie die Gehenden zu überwachen, Kammerdiener und Kammerzofen auszufragen, und fand wohl die einzige Zerſtreuung darin, daß ſie täglich fünfmal Toilette machte, und daß ſie jedem Händler, der ſich einſtellte, die ausgebotene Waare abkaufte. Mit ſeinen wunderlichen Beſchäftigungen, ſeinen Gemüthsbewegungen, ſeiner Art zu denken und zu handeln, glich ihr Leben vollkommen dem einer Sultanin, die im Müßiggange des Harems gealtert iſt. Ihrer Zukunft würde ſich Joſephine ja nur dann ſicher, nur dann gegen widerwärtige Zufälle ſich geſchützt fühlen, wenn ſie — Mutter geworden wäre.

Zur Zeit des erſten italieniſchen Feldzuges hatte ſie ſich, wie erinnerlich, eine kleine Unwahrheit in Bezug auf dieſen delicaten Punkt zu ſchulden kommen laſſen. Es war ihr damals

nicht entgangen, wie gierig Bonaparte an der Angel gebissen hatte, und sie wußte seitdem, oder fühlte vielmehr — denn bei ihrem von Frivolitäten benommenen Hirn kann von einem Verständniß nicht die Rede sein — instinctiv, daß Bonaparte von dem Verlangen, Vater zu werden, ganz erfüllt war; sie hatte darin zunächst eine erleichterte Beihilfe für ihre Reisen und Trennungen gefunden, so auch für die Reise nach Plombières, als Bonaparte nach Aegypten ging.

Aber je mehr sich das Glück Napoleons entfaltete, um so klarer wurde es ihr, daß ihre Mutterschaft nicht mehr als Vorwand dienen dürfe, sondern ein Ziel für sie sei; der Thron, dem Bonaparte sich von Stufe zu Stufe näherte, war unmöglich ohne eine gesicherte Nachkommenschaft. Ein Bonaparte, welcher Consul und Oberhaupt einer demokratischen Republik zeitlebens blieb, ein Bonaparte, welcher die Bourbons zurückführte und sich mit einem Posten in der wiederhergestellten Monarchie begnügte, ein solcher freilich brauchte keine Leibeserben. Allein diesen Bonaparte lockten die Lorbeeren Monks nicht, ebensowenig wie die uneigennützige That Washingtons.

Eine unsichtbare, von außen kommende Gewalt, eine nationale Strömung, für die es kein Hinderniß giebt, erfaßte ihn, eine gewaltige Fluthwelle, wie sie der Sturm von ungefähr über das Uferland wälzt, warf die im Wege liegenden Hindernisse über den Haufen und drängte ihn vom Consulat des Jahres VIII zu dem des Jahres X; das letztere war ja schon ziemlich autokratisch und von einer Monarchie eigentlich nur durch den Namen unterschieden — unterschieden aber auch durch die anscheinend unlösliche Frage der Erfolge.

Um diese bewegten sich denn auch, wie Josephine wohl bemerkte, die ehrgeizigen Absichten der Einen, das Dichten und

Trachten der Andern. Da waren die Brüder Bonapartes, von denen Dieser oder Jener die Nachfolge erwerben wollte; da waren die Schwestern, die sich fragten, ob ihre Männer nicht auch Aussichten und Ansprüche hätten; da waren Generäle, Senatoren, oder wer immer unter der Revolution Bedeutung erlangt hatte; da war endlich die Nation selbst, welche nach so vielen Umwälzungen ein stabiles, für einen möglichst langen Zeitraum ihr Ruhe und Sicherheit gewährleistendes Regiment wollte.

Ja — wenn die Monarchie wieder erstünde, wer sollte dann zur Erbfolge berufen werden? Die Brüder des Consuls — unter welchem Rechtstitel? Das monarchische Erbrecht in seiner christlichen Form, welche von der hebräischen abgeleitet ist, setzt eine Verordnung Gottes voraus; sie ist an den Chef der Dynastie und seine Descendenz, gleichviel in welchem Grade, gebunden; es müssen stets Agnaten, dürfen keine Collaterale sein. Die Brüder Napoleons konnten nur dann das Recht der Nachfolge beanspruchen, wenn man den verstorbenen Carlo de Buonaparte als Kaiser der Franzosen proclamiren könnte. Ließe man das alte hebräische, das sogenannte göttliche Recht, bei Seite, und griffe zum römischen Recht zu dem der Adoption, so daß der Consul seinen Nachfolger innerhalb oder außerhalb seiner Familie bestimmen könnte, welche Unzahl von Bewerbern würde sich einstellen, und die beunruhigte Nation, — was würde sie sagen? Die einzige rechtsgültige und wirkliche Lösung wäre die, daß Napoleon Kinder hätte. Aber er hatte keine.

An wem lag die Schuld? An ihm, an Josephine?

Josephine weiß wohl, daß sie an dieser Stelle verwundbar ist, auch sinnt sie auf Mittel; sie besucht alle Bäder, von denen

Joséphine.

Lapagerie Bonaparte

es heißt, daß sie ihren Wünschen förderlich wären: Forges, Plombières, Luxeuil; sie unterwirft sich allen möglichen Kuren, die Corvisart mit ihr anstellt. Sie consultirt Naturärzte, besucht Quacksalber; sie macht eine Pilgerfahrt nach Plombières und empfängt in der „Höhle des Capuciners" durch Bruder Jean die trügliche Zusage all ihrer Wünsche. Sobald sie in der Lage zu sein glaubt, einer Illusion nachzuhängen, einer Hoffnung Raum zu geben, ist sie voller Freude und macht Bonaparte geheime Mittheilung, die dieser in glücklicher Stimmung seinen Intimen anvertraut. Schwindet die Illusion zu nichts, so wird Napoleon unangenehm und es fallen bissige und harte Worte.

Eines Tages, als er eine Jagd im Garten von Malmaison befohlen hat, kommt Madame Bonaparte weinend daher und ruft: „Wie kannst Du nur eine solche Idee haben, all unser Wild ist trächtig." Und er antwortete mit lauter Stimme: „Wohlan, wir müssen von der Jagd absehen, hier ist alles fruchtbar, nur Madame nicht."

In der Oeffentlichkeit wirft er stets die Schuld auf sie, allein es hatte sich ein Zweifel in sein Inneres geschlichen von welchem Josephine wußte und welchen sie sorglich wach erhält: wäre er nicht selbst am Ende schuld? Er erinnert sich an Madame Fourès und Andere; Josephine hatte ja Kinder von ihrem ersten Mann Wie sie immer bei der Hand ist, sie zu zeigen, von ihnen zu sprechen! Sie benutzt sie als Beweise, daß die Schuld nicht an ihr liegt. Sie redet so viel davon, daß Madame Bacchiochi ihr ärgerlich die Worte an den Kopf wirft: „Aber, Liebe, Sie waren damals jünger wie jetzt."

Zu verschiedenen Malen läßt Napoleon sich vor seinem Bruder Joseph über das gewichtige Thema in derber Weise aus

„Ich habe keine Kinder. Ihr sagt, ich könnte keine haben. Josephine wird, trotz des guten Willens, der ihr geblieben ist, bei ihrem Alter, wie ich glaube, keine mehr haben. Also: nach mir die Sündfluth!“

Als nach seiner Rückkehr aus Aegypten Lucian ihm über eine Scheidung und eine Heirath mit einer Infantin sprach, hatte der Consul wohl mehr als einen Grund, den Vorschlag abzulehnen. Man sollte glauben, einer der gewichtigsten aber sei der gewesen: daß er an sich selbst zweifelte. Eine bourbonische Prinzeß heirathen hieße allerdings einen entschiedenen Schritt dem Thron entgegenthun, aber wenn er die Ueberzeugung beibehielt, daß ihm Nachkommenschaft versagt sei — wozu dann? Lucian, den Josephine schon lange nicht mehr leiden mochte, drängte trotzdem unablässig zur Scheidung. Er schmäht auf Josephine, zeiht sie gar der Gehässigkeit, Napoleon vertheidigt sie: „sie habe nicht mehr Galle, wie eine Taube.“ das ist aber nur insoweit wahr, als ihre eigene Lage nicht in Betracht kam, ihre „position“. Wie entfernt ist sie daher, die einander feindlich gewordenen Brüder zu versöhnen, sie macht im Gegentheil ihre Freunde mobil, und als es definitiv zum Bruch kam zwischen den Brüdern, sagte sie sich: ein Feind weniger!

Wenn der Zweifel an der Wahrheit böser Gerüchte, den sie 1801 Bonaparte einzuflößen wußte, damals die Scheidung verhinderte, so kann jetzt gerade die Beseitigung eines Zweifels das 1801 glücklich Vermiedene herbeiführen. Die Gefahr kann von den Theaterdamen, die Bonaparte in den Weg laufen, nicht kommen. Im Falle eine von ihnen guter Hoffnung geworden wäre, so müßte man Bonaparte eine außerordentliche Dosis an Naivität zutrauen, wenn er sich einbilden könnte, er

wäre der Vater des Kindes, das ebensogut Gott weiß wen zum Vater haben könnte.

Auch von den Damen des Consularhofes hatte Josephine wenig zu fürchten, sie waren alle verheirathet; wäre unter solchen Verhältnissen trotzdem Bonaparte Vater geworden, so bliebe seine Vaterschaft auch hier unerwiesen, da sich doch zwei in dieselbe zu theilen hätten — es sei denn, sie wäre unleugbar in Folge einer auffallenden Aehnlichkeit.

Da ein legitimes Kind, welches, wie Bonaparte glaubte, „die einzige Veranlassung zur Beruhigung Josephines sein und ihn zugleich von ihrer Eifersucht befreien würde" ausblieb, so war Josephine vollkommen rathlos. Was sollte sie anfangen, um Bonaparte der Art eng an sich zu fesseln, daß er nicht daran denken konnte, die Kette zu sprengen? Seit dem Jahre XI nahm sie Theil an allen öffentlichen Ceremonien, wurde an den Thoren der Städte als Souveränin begrüßt, hielt in der Galerie der Tuilerien oder in Saint Cloud die großen Couren ab, sie hatte den Vortritt vor allen Damen, sogar vor ihrer Schwiegermutter, der „Madame Mère", war mithin nicht Frankreich allein, sondern dem gesammten Europa als die erste Dame der Republik vorgestellt, sie hätte ohne großes Aufsehen nicht verstoßen werden können und eine Scheidung wäre von der öffentlichen Meinung sehr schlecht aufgenommen worden. Noch war Napoleon nicht so hoch gestiegen, daß er sich ihrer ohne Gefahr entledigen konnte. Auch waren zuviele seiner Gnaden- und Gunstbezeugungen durch ihre Hände gegangen, als daß sie nicht zahlreiche und treue Freunde gehabt hätte. Aber diese Geltung mußte für sie schwinden, je höher er stieg: ein plötzlicher Zornausbruch, gleichviel ob sie ihn hervorgerufen oder nicht — und Alles würde zu Wasser!

Die Kaiſerin Joſephine.

(Nach einem Porträt Gérard's, im Beſitze des Grafen Carvalhido, phot. von Braun.)

Sinnliche Empfindungen würden ihn nicht zurückhalten, obwohl er in dieſer Beziehung ihr immer noch ſehr zugethan war, die Handlungen der Untreue aber, welche er ſich zu ſchulden kommen ließ, müßten ihn mehr und mehr von ihr ablöſen. Weder Gewohnheit, noch Zuneigung zu ihr, noch die Befürchtung, ihr Schmerz zu verurſachen — auch er würde, vielleicht ſogar mehr als ſie, bei einer Scheidung leiden — würden ihn noch fernerhin aufhalten. Hat er jemals, wenn es ſich um den Sieg handelte, die Menſchen gezählt, die er zu opfern gezwungen war und unter denen auch ſolche waren, die er liebt?

Nein, alle dieſe Bande ſind illuſoriſch, ein Kind iſt das einzige Bindemittel!

Da tauchte in dem grübelnden Hirn Joſephines eine Idee auf: er ſollte durch Adoption die Erbfolge herſtellen und zwar durch Adoption ihres Enkels, ſeines Neffen, des Sohnes Louis und Hortenſes. Das hieße, die Bonapartes zufriedenſtellen, es hieße, ihr ſelbſt die Zukunft ſichern, da auf dieſe Weiſe die Frage der Thronfolge auf immer geregelt wäre. Sie veranlaßte auch wirklich Bonaparte, mit Louis die Angelegenheit zu beſprechen, allein dieſer war empört. Er weiſt auf die Rechte Joſephs, auf ſeine eigenen Rechte hin. Vor dieſen Rechten, obwohl ſie auf Nichts beruhn und von der monarchiſchen Doctrin abgewieſen werden, ſtrich Bonaparte die Segel, und verzichtete auf das einzige Mittel, welches eine Erbfolge ſichern konnte, ohne zur Scheidung zu ſchreiten.

Was blieb da noch der armen Joſephine übrig, um ſich an Napoleon und ſein Glück zu ketten?

Unter dem Drang der Umſtände iſt er nun zum Kaiſer ausgerufen und ſie, da ſie gerade da war, iſt Kaiſerin geworden; die großen Staatskörperſchaften haben ihr gehuldigt, man hat

ſie mit den Titel „Majeſtät“ begrüßt. Unzweifelhaft hat es den Anſchein, als wäre ſie nach der Reiſe von Aachen nach Mainz, die einem Triumphzuge glich, nach ihrer Rückkehr in die Reſidenz, die von den Kanonen der Invaliden begrüßt wurde, nach dem Defilé der Behörden vor dem Thron, in ihrer Stellung geſichert, und die Scheidung ſehr unwahrſcheinlich geworden.

Aber — es kann ſich irgend etwas ereignen und ſie hätte Napoleon nicht mehr. Das Schickſal kann ihn ihr entführen, wie geſtern auf der Esplanade der Wind den Rauch des ihr zu Ehren verknallten Pulvers. Gerade jetzt iſt ihr in Saint Cloud eine Dame aufgefallen, die gekommen war, um vorgeſtellt zu werden, die ſich erhob und den Saal plötzlich verließ. Da ſie ſchon ſeit lange Verdacht hatte, entfernt auch ſie ſich, geht nach den Gemächern des Kaiſers, ſteigt die geheime Treppe empor und gelangt an das Zimmer im Entreſol, erkennt die Stimme des Kaiſers und die der Dame, giebt ſich zu erkennen, erzwingt den Eintritt — es kommt zu einer unbeſchreiblichen Scene. Napoleon, ſchäumend vor Zorn, erklärt, daß er dieſer ewigen Spionage überdrüſſig, daß er ein Ende machen will, daß er entſchloſſen iſt, dem Rath ſeiner Umgebung zu folgen und ſeine Ehe ſcheiden zu laſſen. Er läßt Eugen kommen, um die näheren Anordnungen zu treffen; Eugen kommt; für ſich, für ſeine Mutter verzichtet derſelbe auf jede Entſchädigung, jeden Vortheil, jede Gunſtbezeugung.

Es vergehen zwei Tage. Joſephine verhält ſich ruhig: ſie weint nur. „Die Thränen ſtehen den Frauen gut,“ hat Napoleon geſagt. Zudem fühlt er ſich trotz Allem im Unrecht, und — unter ſolchen Umſtänden darf ein ſo ſchwerwiegender Schritt nicht gethan werden. Vor einem Entſchluß, der dem ſeinigen entgegenträte, würde er hartnäckig werden, Thränen gegenüber

aber fühlt er ſich ſchwach. Es kommt zu einem letzten Geſpräch. „Ich habe den Muth nicht," ſagt er ſchließlich zu Joſephine, „den letzten Entſchluß zu faſſen, und wenn Du mir ſoviel Zuneigung zeigſt, wenn Du Nichts thuſt, als mir gehorchen, fühle ich, daß ich nie ſtark genug ſein werde, um Dich zu zwingen, mich zu verlaſſen. Allein, ich bekenne, daß ich aufrichtig wünſche, Du möchteſt Dich den Intereſſen meiner Politik fügen, und Du ſelbſt möchteſt mir alle Verlegenheiten der peinlichen Lage erſparen."

Bei dieſen Worten bricht er ſelbſt in Thränen aus. Aber Joſephine verliert die Faſſung nicht; ſie hat nicht die geringſte Luſt, ſich zu opfern. Es iſt nicht ihre Sache, über ihr Schickſal zu entſcheiden, ſondern ſeine Sache. Sie iſt bereit, zu gehorchen, wird aber ſeine Befehle abwarten, um von dem Throne herabzuſteigen, zu dem er ſie geleitet hat.

Napoleon, eingeklemmt zwiſchen der Stimme ſeines Herzens, ſeinen Gewohnheiten, der zweifelhaften Hoffnung auf glücklichere Erfolge in zweiter Ehe, der Zuneigung zu ſeinen Stiefkindern, und der Nothwendigkeit, dieſes Leben, welches er dem ſeinigen beigeſellte, zu vernichten, dem peinlichen Zwange, auf dieſe Frau zu verzichten, welche er immer noch liebt, der nervöſen Stimmung, in welche ihn die Freude, die triumphirenden Mienen der Gegner Joſephines verſetzen würden, dem Mitleid, welches die Entſagung der Beauharnais ihm einflößt — er hat ſeinen Entſchluß gefaßt. Noch einmal weiſt er den Gedanken an eine Scheidung zurück, und als wolle er jeder Wiederkehr desſelben vorbeugen, befiehlt er ſeiner Gemahlin, ſich mit den Vorbereitungen zu den Salbungsfeierlichkeiten, an der ſie Theil haben ſoll, zu beſchäftigen.

Die Salbung!

Von einem Papſt geweiht, geſalbt werden, am Triumph eines zweiten Karl des Großen theilnehmen — welche Ausſichten! An ihr, der unbedeutenden Kreolin, die durch die

Napoleon I. Geſalbt vom Heiligen Vater in Paris.

Laune einer in wilder Ehe lebenden Tante von ihrer heimiſchen Inſel hierher verpflanzt wurde, ſoll der Traum zur Wahrheit werden, den ſo viele Königinnen Frankreichs träumten, ohne daß er ſich erfüllte! Sie ſoll von den heiligen Händen des

oberſten Prieſters die dreifache Oelung, vom Kaiſer die Krone empfangen! Das iſt nicht allein die Erfüllung ehrgeizigſter Wünſche, ſondern auch die Befriedigung zügelloſeſter Ruhmſucht!

Und dann — nachdem ſie geſalbt, gekrönt iſt, kann da ferner noch von einer Zurückweiſung die Rede ſein? Was kann ſie noch weiter wünſchen, um ihrer Zukunft ſicher zu ſein?

Und doch hat ſie noch einen Wunſch! Bis hierher, das heißt ſeit acht Jahren, hat ſie ſich in ihrem Gewiſſen nicht beunruhigt gefühlt darüber, daß ihre Ehe nur auf dem Civilwege geſchloſſen, und des Segens der Kirche entbehrte. Jetzt aber wünſcht ſie die kirchliche Einſegnung. Sie iſt ſich der Hinderniſſe wohl bewußt, die ihr entgegentreten werden. Gewiß würde der Kaiſer es für unpaſſend halten, gerade jetzt die Aufmerkſamkeit darauf zu lenken, daß die Ceremonie früher nicht ſtattgefunden hat. Und da die meiſten Herren ſeiner Umgebung in derſelben Lage ſind wie er, würde er durch ſein Beiſpiel eine Reihe von Handlungen veranlaſſen, welche als Oppoſition gegen die Civilgeſetzgebung nnd als Rückkehr zum ancien régime aufgefaßt werden könnten. Man würde glauben, der Chef der Regierung halte die Art der Heirath, in welcher der Staat die Gültigkeit der Ehe anerkenne, nicht für ausreichend. Der entſcheidende Grund für ſeine Ablehnung aber war der: wenn es ihm auch jetzt fernliegt, zu einer Scheidung zu ſchreiten, ſo will er ſich doch nicht für alle Zukunft binden. Er weiß wohl, daß die Kirche gefällig iſt, wo ſie mit den Mächtigen dieſer Welt zu thun hat, und daß ſie es möglich machen kann, im Nothfall den Knoten wieder zu löſen, den ſie geſchlungen hat. Aber er zieht es vor, für den Fall, daß er ſpäter gezwungen ſein ſollte, ſeine Ehe aufzulöſen, nicht auf die Kirche zurückkommen zu müſſen, ſondern von ſich ſelbſt abzuhängen.

Joſephine würde alſo mit ihrem Wunſche bei ihm vergeblich anklopfen und ſie weiß es. Was für Gründe könnte ſie dafür geltend machen? Gewiſſensbedenken? Napoleon würde ſie auslachen und der ganze Hof mit ihm. Aber der Papſt? Er würde nicht lachen.

Zu Fontainebleau, am Montag dem 5. Frimaire, als Pius VII zum zweiten Mal kam, um Joſephine ſeinen Beſuch zu machen — er war ſchon am Tage vorher, dem Tage ſeiner Ankunft bei ihr geweſen — zieht ſie ihn ins Vertrauen; ſeit mehreren Jahren ſteht ſie ja ſchon in Correſpondenz mit ihm, durch ihren Vetter Taſcher hat ſie ihm im Nivoſe des Jahres XII ein koſtbares Spitzen-Chorhemd verehrt, ſeit lange ſchon iſt der Boden beackert.

Cardinal Feſch.

Sie bekennt dem heiligen Vater, daß ſie nicht kirchlich getraut ſei, und er, indem er ſie beglückwünſcht zu ihrer Abſicht, ſich mit den heiligen Sakramenten in Einklang zu ſetzen, verſpricht ihr, vom Kaiſer die kirchliche Weihe der Ehe zu fordern.

Der Papſt wäre ſeinem Charakter, ſeinen geiſtigen Eigenſchaften nach wohl fähig, die Salbung zu verſchieben, wenn der Kaiſer die kirchliche Nachfeier ſeiner Heirath verſchöbe, ja, er würde, wenn man dieſe ausſchlüge, jene verweigern.

Urſprünglich war die Salbung auf den 18. Brumaire feſtgeſetzt, war aber dann auf den 1. und jetzt zum dritten

Mal schon, und zwar auf den 11. Frimaire verschoben worden. Jeder Aufschub bringt ungeheure Ausgaben mit sich: Die Deputationen der Armee, des Civilstandes sind längst eingetroffen, sie füllen die Häuser der Straßen von Paris. Was soll man thun? Wenn der Papst nach Paris gekommen, um den Kaiser zu salben, unverrichteter Sache nach Rom zurückkehrte, das wäre ein noch nicht dagewesener Skandal! Man muß sich entscheiden.

Am 9. Frimaire Vormittags ertheilte der Cardinal Fesch dem Kaiserpaar nachträglich den christlichen Segen zu seiner Ehe.

Napoleon hat später erklärt, er sei in seiner freien Entschließung behindert gewesen; bei einer Verweigerung seiner Zustimmung wäre nach canonischem Rechte seine Heirath überhaupt ungültig geworden.

Josephine aber ist jetzt Kaiserin, ist vor einem Priester getraut, ist durch den Papst gesalbt, ist vom Kaiser gekrönt — — wird sie von nun an sich eines ruhigen Schlafes erfreuen?

XI.

Madame X.

Neben dem ausschließlich physischen Verlangen treten bei Napoleon dem zarten Geschlecht gegenüber auch andere Stimmungen auf, welche Befriedigung verlangen. Der Mann wäre nicht der, der er ist, wenn er sich zufrieden gäbe mit nur flüchtigen Liebschaften, die ein jeder für Geld haben kann. Es zeigen sich bei Napoleon melancholische Seelenzustände: eine Absonderung zu Zweien inmitten des Menschengedränges, das wäre zuweilen sein Geschmack. Das Bedürfniß einer psychischen Liebe macht sich mit dem Fortschritt der Jahre bei ihm geltend, während zugleich die Gelegenheiten zu sinnlichen Genüssen sich mehren und er sich, vom Glück mehr und mehr emporgehoben, erhaben über alle übrigen Wesen sieht.

Am Ende des Consulats war davon noch wenig zu merken, obwohl es mit dem explosiven Temperament der Jugend vorbei ist, von welchem er damals, als er Josephine kennen lernte, Zeugniß ablegte; neben die physische Liebe tritt ein Empfinden, dessen Wiederkehr in gewissen Zwischenräumen sein ruheloses

unaufhörlich vom Ungekannten in Anſpruch genommenes Naturell verräth: er iſt im Stande, einem Traum des Glückes, wie einem Traum des Ehrgeizes nachzuhängen.

Iſt das Empfinden bei ihm noch in einem Zuſtande der Verwirrung, ſo folgt dem Beſitz, welchen er heiß erſehnt, welchen er um ſo lebhafter herbeizuführen verſucht hat, je größer die zu überwindenden Hinderniſſe waren, faſt unmittelbar das Verdunſten des Verlangens, weil die Wirklichkeit tief unter dem Traum ſeiner Sinne ſteht. Dieſe aber läutern, vergeiſtigen ſich, der phyſiſche Beſitz hört auf, der einzige Gegenſtand ſeiner Wünſche zu ſein — und nun ſteht man vor einem andern, einem neuen Napoleon, ganz verſchieden von dem, der die Bedürfniſſe der Materie mit den Beſucherinnen des Entreſol-Gemaches befriedigt, einem Napoleon voll Zartgefühl, voll Empfindſamkeit, der, um ſeinen Gedanken Ausdruck zu geben, eine Sprache findet, wie man ſie von den Helden der „Aſtrea“ hört.

Um mit Gewißheit ihm dieſe Wandlung zumuthen zu können, muß man eine Reihenfolge von präciſen und authentiſchen Anzeichen zur Hand haben. Und hat man ſie — allerdings aus einer ſpäteren Epoche ſeines Lebens — ſo wird man zu früheren Perioden zurückgeleitet und in Bezug auf gewiſſe Anzeichen Schlüſſe ziehen, die einem faſt die Gewißheit geben, daß man ſich nicht auf falſchen Weg verliert.

Dieſe Frauen ſind nicht wie die andern darauf erpicht, ihre Triumphe zu erzählen, ſie ſind im Gegentheil bemüht, dieſelben bis auf die letzte Spur zu vertilgen. Sie haben einen Gatten zu ſchonen, einen Ruf zu ſchützen. Sie hinterlaſſen Nachkommen, welche das Geheimniß ſorglich wahren. Und findet ſich irgend Einer, der indiskret genug wäre, zu plaudern, ſo wählt er falſche Namen. Man würde ſchlecht fahren, wollte

man selbst nach Verlauf eines Jahrhunderts den Schleier lüften. Und dieser Schleier! Steckt immer dieselbe Frau dahinter oder mehrere?

Mit der äußersten Vorsicht nur darf man vorgehen, und läßt besser manche Pointe im Dunkeln, als daß man sich auf unsichere Pfade verliert.

Am Consularhofe gab es eine junge, zwanzigjährige Frau; sie war verheirathet an einen um dreißig Jahre älteren Mann.

Es war ein sehr ehrenwerther, arbeitsamer Herr, der überall, wo er gewirkt, den besten Ruf hinterlassen hat: er war einer jener ausgezeichneten Staatsdiener, aus denen das ancien régime seine ersten Gehülfen, die neue Regierung General-Direktoren machte; er hat sich besonders in der Lösung finanzieller Fragen hervorgethan und noch heute gilt das von ihm eingeführte System.

Die Frau war reizend, die personificirte Grazie und Sanftmuth. Die Gesichtszüge waren hübsch, die Zähne sehr schön, sie hatte wunderschönes blondes Haar, eine etwas lange Adlernase, die dem Ausdruck Charakter gab, sie hatte hübsche Hände, sehr kleine Füße. Wenn man die Züge auch nicht regelmäßig nennen kann, so lag doch, besonders wenn die Dame lächelte, ein unendlicher Zauber darin; eigenthümlich war der Blick der großen, dunkelblauen Augen: diese Augen konnten für alle Empfindungen einen besonderen Ausdruck finden. Sie tanzte vorzüglich, sang wie eine Künstlerin, spielte die Harfe mit großem Talent, verstand zu lesen und zuzuhören, zeigte aber in der ersten Zeit nicht die geistige Begabung, die sie später entfaltete; sie besaß Willenskraft, Lebensklugheit, Ehrgeiz, sie schmückte diese Eigenschaften mit einer alles umfassenden und besonders ihrer Schönheit wohlstehenden Eleganz. Obwohl bürgerlicher

Herkunft, verstand sie sich doch besser als die Damen der großen Welt auf vornehme Allüren, raffinirte Toiletten und auf die feierlichen Formen des Hoflebens. „Sie hatte von Geburt auf einen feinen Instinkt für die Manieren der großen Welt, für diese Kunst, die sich, wie man sagt, wohl erräth, aber nicht beibringen läßt.“ Sie trug dabei, wie nicht unerwähnt bleiben mag, ein recht hoheitsvolles und erhabenes Wesen zur Schau, so daß man hätte glauben können, sie habe zu Vorfahren nicht kleine Bürgersleute der Provinz, sondern Herzöge und Fürsten.

Zu welcher Zeit verliebte sich Bonaparte in die junge Frau? Nach einigen Anzeichen war es im Brumaire des Jahres XII (November 1803). Aber die Schnelligkeit, mit welcher die Präliminarien geführt wurden, und der Umstand, daß Josephine in der Orangerie von Saint Cloud die Dame überraschte, scheinen diese Annahme zu verwerfen, welche Wahrscheinlichkeit immer ihr eine Geburt giebt, welche genau neun Monate später stattfand (5. August 1804).

Es ist unzweifelhaft, daß das damals zur Welt gekommene Kind weder im Gesicht, noch in intellektueller Beziehung irgend etwas besonderes hatte; aber Gesichtszüge, die so charakteristisch sind wie die der Bonaparte, können leicht eine Generation überspringen und war es damals möglich, daß Bonaparte an seiner Vaterschaft zweifelte, daß der Ehemann in seinem Vertrauen nicht erschüttert wurde, die Frau in Sicherheit blieb, so enthüllte sich in der nachfolgenden Generation das wohl bewahrte Geheimniß.

Ist diese Dame von Saint Cloud die nämliche, welche zu Ende des Consulats ein kleines Haus in der Allee des Veuves aufzusuchen pflegte, wohin auch Napoleon sich auf heimlichen

Wegen verfügte? Ist sie die nämliche Frau, welche Napoleon unter einer Verkleidung in ihrer Wohnung im Centrum der Stadt besuchte? Man weiß es nicht. Der Auftritt in Saint Cloud scheint sich auf einen jener kleinen flüchtigen Liebeshändel zu beziehen, die keinen zweiten Tag erleben. Die nächtlichen Ausflüge dagegen, gleichgültig, welches Ziel sie hatten, liefern Zeugniß dafür, daß es sich bei Napoleon, der am liebsten zu Hause war, hier um einen unwiderstehlichen Drang, wie man ihn nur äußerst selten in seinem Leben findet, fast um eine wirkliche Liebe handelt. Für jetzt ist es unmöglich, klar zu sehen: die Memoirenschreiber haben wohl aus Rücksicht für die Dame und namentlich für deren Nachkommen die Sache noch mehr verdunkelt.

Ein Umstand aber macht sich geltend, in welchem alle Zeugenaussagen übereinstimmen und sich ergänzen, der die Vermuthungen der Wahrheit nähert.

Der Kaiser ist nach Fontainebleau dem Papst entgegengegangen, welcher von Rom kommt, um ihn zu salben; der Hof ist ihm dorthin gefolgt. Man findet allgemein, daß er sehr wohl aussieht und zugänglicher als sonst ist. Nachdem der Papst sich in seine Gemächer zurückgezogen hat, verweilt er noch bei der Kaiserin und plaudert mit den Damen, die zugegen sind. Josephine wird unruhig; ihre Eifersucht erwacht: diese Art und Weise muß etwas bedeuten: gewiß, es handelt sich wieder um eine Liebesintrigue! Aber wen soll man in Verdacht haben? Wen beschuldigen? Sie hält sich an Madame Ney, welche sich jedoch sehr lebhaft vor Hortense, ihrer Gefährtin aus der Pension Campan, vertheidigt und nachweist, daß der Kaiser sich ganz und gar nicht um sie kümmert, wohl aber um eine der Palastdamen, welche Herrn Eugen de Beauharnais so ausnehmend ge-

fiele, und welche Joſephine aus dem Grunde ſo zuvorkommend behandle. Eugen iſt nur vorgeſchoben: wenn die Dame auf das Spiel ſeiner Blicke eingeht, Gefallen an ſeiner Unterhaltung zu finden ſcheint, ſo muß man wiſſen, daß ſie eng verbunden iſt mit den Murats oder vielmehr mit Caroline, denn bei dergleichen Intriguen zählt Murat für nichts, und Caroline, welche ihre Schwägerin nicht liebt, ſondern ihr mehr als gern einen Streich ſpielt, hat die ganze Geſchichte in ihrer Hand.

Man kehrt nach Paris zurück: noch iſt nichts abgeſchloſſen. Napoleon, der unzweifelhaft verliebt iſt, verläßt nur ungern die Gemächer der Kaiſerin, wenn eine gewiſſe Dame den Dienſt hat. Er ſucht Joſephine im Theater auf, wenn ſie von einer gewiſſen Dame begleitet iſt, er erſinnt Partien in der kleinen Loge, — er, der für gewöhnlich nicht zugiebt, daß Joſephine anders als mit allem Ceremonien-Apparat im Theater erſcheint — vorausgeſetzt, daß eine gewiſſe Dame von der Partie iſt. Joſephine, mehr und mehr gereizt, will Auseinanderſetzungen herbeiführen, allein es gelingt nicht, und obwohl Napoleon in der Oeffentlichkeit luſtiger, leutſeliger und offener erſcheint, als zuvor, ſo iſt er, beſonders wenn eine gewiſſe Dame nicht zugegen iſt, im Innern des Schloſſes von übelſter Laune, finſter und ſehr reizbar. „Alle Tage," ſo ſchreibt Joſephine, „Scenen mit Bonaparte! Und ohne alle Veranlaſſung — das iſt kein Leben!"

An dem Spieltiſch — zu dieſer Zeitepoche ſpielt er gewöhnlich Abends einen Robber oder thut wenigſtens ſo — ruft er regelmäßig ſeine Schweſter Caroline und zwei Palaſtdamen, von denen die eine immer die Bewußte iſt. Die Karten nachläſſig haltend, bloß um ſich den Anſchein zu geben, als ob er ſpiele, gefällt er ſich darin, lange Analyſen über die zarteſten Empfindungen idealer Liebe zu machen, oder auch, ohne irgend

Jemand zu nennen, und zur Seite redend, über die Eifersucht und eifersüchtige Frauen zu schmähen.

Josephine, am andern Ende des Saales, mit einigen hohen Würdenträgern ebenfalls beim Kartenspiel, wirft von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Tische hin, an dem die sonderbaren Gespräche geführt werden; sie horcht auf die Worte, die diese sonore, volle Stimme bis in die Winkel des Saales trägt, gefolgt von dem tiefen Schweigen und der stummen Aufmerksamkeit der Höflinge.

Auf einem Fest, welches der Kriegsminister den anwesenden Souveränen zur Feier der Krönung giebt, sind an der Abendtafel wie üblich nur die Damen mit Sitzplätzen versorgt. An der Ehrentafel sitzt die Kaiserin mit den Damen der obersten Hof- und Staatsbeamten. Napoleon hat es abgelehnt, Platz zu nehmen; er geht die Tafeln entlang und spricht zu den Damen; er ist in sehr galanter, zuvorkommender Stimmung. Er bedient seine Gemahlin, nimmt dem Pagen den Teller aus der Hand, um ihn der Kaiserin zu präsentiren. „Er will liebenswürdig nur für eine sein und will nicht, daß man es merkt. Das allein schon ist ein Zeichen der Liebe."

Nachdem er schon vielen der Damen schöne Phrasen gespendet, ist er bei der Bewußten angelangt, wird aber plötzlich verlegen. Ist das nicht abermals ein Zeichen der Liebe? Er redet die Nachbarin an. Dann, sich auf die Lehnen der beiden Sessel stützend, beginnt er eine Unterhaltung, welche jedoch erst pointirt wird, als er der Bewußten eine kleine Fruchtschale mit Oliven, nach welcher sie eben die Hand ausstreckte, zu reichen Gelegenheit findet. „Am Abend sollten Sie, Madame, keine Oliven essen, sie werden Ihnen nicht gut bekommen. Und sie," er wendet sich an die andere Dame, „Sie

eſſen keine Oliven? Sie thun gut daran, doppelt gut, daß Sie Ihrer Nachbarin nicht nachahmen, denn dieſe iſt in Allem unnachahmlich."

Nichts von alledem iſt der Kaiſerin entgangen, deren peinlicher Seelenzuſtand noch dadurch geſteigert iſt, daß auf den ganz plötzlich erfolgten Befehl des Kaiſers der Hof jetzt, mitten im Winter, nach Malmaiſon überſiedeln ſoll. Dadurch ſind alle ihre Pläne vereitelt, außerdem aber, da gar keine Zeit war, die Oefen dort zu heizen, verbringt man die erſte Nacht in Malmaiſon wie in einem Eiskeller. Napoleon aber machte ſich nichts aus der Kälte, er lief auf den mit Flieſen getäfelten Corridoren herum und beglückwünſchte ſich zu ſeiner Excurſion; Joſephine aber, hinter einer Glasthür verſteckt, hat das Ziel derſelben im Auge gehabt und iſt um ein Geheimniß reicher.

Am andern Morgen läßt ſie die Dame, die keine Oliven mochte, zu ſich kommen und nach einigen gleichgültigen Worten fragt ſie, was der Kaiſer ihrer Nachbarin geſagt habe. Die Antwort lautete, der Kaiſer habe ihr geſagt, ſie möchte des Abends keine Oliven eſſen. „Eh, eh," ruft voll Bitterniß Joſephine, „da er beim Rathgeben war, hätte er ihr doch ſagen ſollen, daß es lächerlich iſt, mit einer ſolchen Naſe die Roxelane zu ſpielen." Dann greift ſie nach einem auf dem Kamin liegenden Buch, es iſt der neue Roman der Genlis „La duchesse de la Vallière," „das iſt ein Buch," ſagt ſie, die Worte heftig hervorſtoßend, „welches allen jungen Weibern, welche blonde Haare haben und mager ſind, den Kopf verdreht."

Es iſt etwas Wahres daran, denn in jedem Gemach der Damen in Malmaiſon fand man damals das Buch; der Ab-

ſatz war erſtaunlich, zehn Auflagen genügten nicht, die Nachfrage zu befriedigen.

Der Kaiſer aber hatte durchaus nicht die Abſicht, eine Favoritin einzuſetzen. „Ich will an meinem Hofe," ſo ſagte er, „von einem Regiment der Frauen nichts wiſſen. Sie haben Heinrich IV. und Ludwig XIV. nur Schaden gebracht. Mir kommt mein Metier ernſter vor als jenen Fürſten das ihrige, auch ſind die Franzoſen nicht mehr geneigt, ihren Souveränen zur Schau geſtellte Liebſchaften und Titular-Maitreſſen zu verzeihen." Seine Maitreſſe, ſagte er, wäre die oberſte Staatsgewalt. „Ich habe, um ſie mir zu erobern, zu viel gethan," fügte er hinzu, „um ſie mir rauben zu laſſen, oder zu dulden, daß man ſich nach ihr gelüſten laſſe."

Die bewußte Dame, Madame X., die ſehr klug und ſehr gut berathen war, verlangte nichts für ſich. Ihr vor Andern zugewieſene Vortheile hätten auch den Verdacht ihres Mannes erwecken müſſen, der nichts weniger als nachgiebig war. Sie konnte ſich höchſtens zur Palaſtdame ernennen laſſen und ſelbſt dieſe Ernennung hatte in Anbetracht ihrer Jugend, ihrer Geburt etwas Auffallendes, ihre Vergangenheit hatte nirgends Berührungspunkte mit der der Bonaparte.

War es ihr ſomit verſagt, offenkundige Vergünſtigungen und Vortheile für ſich ſelbſt anzunehmen, ſo war es ihrem Einfluß doch möglich, ihre Beſchützer von geſtern zu ihren Schützlingen von heut zu machen.

Murat, der bereits Marſchall von Frankreich war, wurde zum „Groß-Admiral" mit dem Fürſtenrang ernannt und erhielt neben Cambacérès und Lebrun den Titel Sereniſſimus; Eugen Beauharnais wurde zum Fürſten Erzkanzler und im Range Murat gleich. Es war mithin auch das Gleichgewicht zwiſchen

den Bonapartes und Beauharnais hergestellt, neigte sich sogar etwas zu Gunsten der Letzteren. Welcher Unterschied aber in den Worten, deren Napoleon sich bedient, um dem Senat diese beiden Beschlüsse mitzutheilen! Wie er den Abstand markirt, den in seinem Herzen Stiefsohn und Schwager von einander haben!

Hier merkt man, wie er fremdem Druck folgt, Familien-Interessen nachgiebt, dort kommt jedes Wort aus ihm selbst, aus seinem besten Selbst: „Inmitten der Sorgen und Bitternisse, die unzertrennlich sind von dem hohen Range, den Wir bekleiden, fühlt Unser Herz das Bedürfnis nach wohlthuenden Empfindungen, und findet sie in der zärtlichen Zuneigung, der steten Freundschaft dieses Unsres Adoptivkindes ... Unser väterlicher Segen wird den jungen Prinzen überall in seiner Laufbahn begleiten und, gestützt von der Vorsehung, wird er einst des Beifalles der Nachwelt würdig sein."

Eugen aber hatte um Nichts gebeten, er hat nicht gesagt, daß er sehr wenig zufriedengestellt sei von dem Ehrenamt eines „Groß-Offiziers" des Kaiserreichs, von der Charge eines General-Obersten der Chasseurs, die ihm verliehen wurde, ehe er an der Spitze der Garde-Cavallerie nach Mailand abmarschirte, wohin er jetzt noch unterwegs ist. Es ist eine sonderbare Idee der Mme. Rémusat, dieses wichtige und einen dreiundzwanzigjährigen General auszeichnende Commando als ein Zeichen dafür anzusehen, daß Eugen beim Kaiser in Ungnade gefallen sei.

Auf alle Fälle hatte diese Ungnade, welche einer „eifersüchtigen Stimmung des Kaisers gegen Eugen" entsprungen sein sollte, keine lange Dauer, denn am 16. Januar, nach am 14. empfangenem Befehl, rückte Eugen ab; die Garden sollten

bei der Krönung in Mailand anwesend sein. Vierzehn Tage nachher erhielt er mit einem eigenhändigen Brief des Kaisers die Abschrift der Botschaft an den Senat und seine Ernennung zum Fürsten Erzstaatskanzler.

Nichts konnte deutlicher als dies darthun, daß Napoleon sich Josephine wieder näherte, daß er sich nicht gängeln lasse, und daß die Liebe, die er empfunden, und von der man soviel erwartet hatte, sich beinah schon verflüchtigt habe. Die Sättigung kam in der That schnell. Es war in Malmaison inmitten des Winters, daß der Bund geschlossen wurde, es war in Malmaison, noch ehe es Frühjahr wurde, daß der Bund gelöst wurde.

Während eines vierzehntägigen dortigen Aufenthaltes konnte Napoleon mit Mme. X. spazieren gehen, sich mit ihr unterhalten, braucht sich auch ihres Besuches nicht zu berauben, denn Josephine war eingeschlossen in ihren Gemächern, weinte Tag aus und ein und wurde sichtlich mager.

Eines Morgens kommt Napoleon und spricht wie sonst mit ihr, bekennt, daß er sehr verliebt war, daß er es nicht mehr ist, und bittet sie schließlich, ihm behülflich zu sein, mit der Dame zu brechen. Josephine thut dies und läßt Mme. X. kommen, die nicht die geringste innere Bewegung verräth und den Auseinandersetzungen der Kaiserin eine stumme, stolze Verläugnung, ein steinernes Antlitz entgegenhält.

Mme. X. blieb dem Kaiser treu ergeben, obwohl dieser nach Austerlitz sich nicht wieder anketten ließ; wenn er hin und wieder noch zu ihr zurückkehrte, so war es nur für etliche Augenblicke, und selbst die schärfsten Beobachter wurden Nichts davon gewahr. Er hat sie jedoch hochgeschätzt und ihr an Gunstbezeugungen Alles gewährt, was bei dem Range ihres Gemahls nur möglich

war, ohne aufzufallen. Sie gehörte auch zu Denen, die ſich im Unglück am treueſten zeigten. Die Feſte der hundert Tage ſchmückte ſie noch durch ihre Schönheit, und als am 26. Juni 1815 der Beſiegte von Belle Alliance ſich für immer davonzumachen im Begriff war, ſollte ſie eine der letzten ſein, die von Malmaiſon ſchied, — Malmaiſon, das dieſe Liebe hatte werden und hatte welken ſehen.

Sie war da, um dem entthronten Kaiſer die letzte Huldigung ihrer ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit, ihrer unerſchütterlichen Ergebenheit darzubringen.

XII.

Stephanie de Beauharnais.

Schon vor Austerlitz hatte Napoleon den Entschluß gefaßt, sein Geschlecht und die deutschen Fürstengeschlechter durch ein Netz wechselseitiger Heirathen zu umspannen; er wollte auf diese Weise die politischen Alliancen mehren und sie kräftigen, ist er doch der festen Ueberzeugung, daß sein politisches System erst dann in Europa wirklich Boden gefaßt haben wird, wenn das Blut der Napoleoniden mit dem der alten Dynastien aufs innigste verbunden ist. Sich selbst schloß er noch von diesen Plänen aus; machte aber um sich her Alles, was heirathsfähig war, weiblichen und männlichen Geschlechts, mobil, um jene Verbindungen zu Stande zu bringen, denen er deshalb einen so besonderen Werth beimißt, weil sie ihm über den Zufälligkeiten des politischen Schicksals zu stehen scheinen und weil sie, seiner Anschauung nach, den Fürsten Verbindlichkeiten auferlegen und diese sozusagen beim eignen Fleisch und Bein fassen.

Zunächst nach der Rückkehr vom Feldzuge ist es Eugen de Beauharnais, der mit der Prinzessin Auguste von Bayern ver-

heirathet wird. Diese Dame war ursprünglich mit dem Erbprinzen von Baden verlobt. Indem Napoleon ihr einen andern Gemahl bestimmte, übernahm er auch die stillschweigende Verpflichtung, dem beraubten Prinzen eine andere Braut und Gattin zu schaffen. Seine Wahl fällt auf eine Beauharnais, und zwar auf Stephanie Louise Adrienne, Tochter des Claude de Beauharnais, Grafen des Roches Baritaud und der Adrienne de Lezay-Marnesia (erste Frau), rechten Cousine sechsten Grades von Hortense und Eugen. Stephanie war in Paris am 26. August 1789 geboren und verlor in ihrem vierten Jahre die Mutter. Nachdem sie zunächst im Kloster Panthémont untergebracht war, wurde sie durch eine Freundin ihrer Mutter, eine Lady Bath, als die Klöster aufgehoben wurden, zwei früheren Nonnen des Panthémont, den Damen de Trélissac und de Sabatier übergeben; diese nahmen die Kleine mit in ihre Heimath, zunächst nach Castelsarrasin, dann nach Périgueux (Montauban). Die Großmutter väterlicherseits, Fanny de Beauharnais, beschäftigte sich mit Courbières, mit Versemachen und anderen angenehmen Dingen, der Vater war Emigrant; der Großvater mütterlicherseits, Marquis de Marnesia, ist auf Reisen in Pennsylvanien. Ohne Lady Bath wäre das arme Kind der Oeffentlichkeit zur Pflege anheimgefallen.

Eines Tages, es war zu Anfang des Consulats, spricht Josephine über ihre kleine Cousine zu Bonaparte. Dieser, der einen so außerordentlich regen Familiensinn besaß, ist entrüstet darüber, daß seine Gemahlin ein Glied ihrer Familie in den Händen einer Fremden, noch dazu einer Engländerin, läßt. Sofort geht ein Courier mit dem Befehl, die kleine Beauharnais herbei zu schaffen, ab. Die Nonnen aber leisten Widerstand; ein neuer Courier wird entsandt, mit der Weisung an den

Präfecten, sich Stephanie's zu bemächtigen: im Namen des Gesetzes. Man erschrak, man weinte — es mußte gehorcht werden.

Das Kind wurde nunmehr bei der bekannten Madame Campan untergebracht, und gehörte seitdem zu der Zahl derjenigen jungen Mädchen dieses Instituts, welche alle zehn Tage nach Malmaison kamen und unter den großen Kastanienbäumen vor den Augen des Hofes sich am Barrespiel ergötzten. Josephine und Hortense sind voller Liebenswürdigkeiten für Stephanie; an Galatagen erscheint dieselbe jedoch nicht, und es hat den Anschein, als wäre sie nur für eine Heirath bestimmt, wie z. B. die war, welche ihre Cousine Emilie de Beauharnais mit einem Herrn Lavalette geschlossen hat. Von derartigen Ehebündnissen aber mag die junge Dame nichts wissen, sie spielt gar gern die Prinzessin, und ist sehr kurz angebunden Denjenigen ihrer Verwandten gegenüber, welche nicht wie sie die Ehre haben, ein kaiserliches Schloß zu bewohnen.

Zunächst dachte Napoleon an eine andere Pflegebefohlene Josephines, ein Fräulein Stephanie Tascher als Braut für den badischen Prinzen, kam aber dann auf Stephanie Beauharnais.

Die Heirath wurde bei seiner Durchreise durch Karlsruhe am 20. Januar 1806 beschlossen und durch einen Contract, welcher das Datum „Paris den 17. Februar" trägt, endgültig festgesetzt.

Stephanie war damals also 17 Jahr alt. Sie hatte angenehme Gesichtszüge, natürlichen Witz, war lustig, vielleicht von etwas kindischem Wesen, aber es stand ihr gut; ihre Stimme hatte einen reizenden Klang, die Augen waren blau und lebhaft, die Haare blond, der Teint war frisch. Sowie Napoleon in Paris wieder eingetroffen war, wurde Stephanie aus der Pension abgeholt und in den Tuilerien, und zwar in Gemächern

Cne Murat

Caroline

untergebracht, welche an die der Kaiserin grenzten. Sie wurde alsbald die Lust und Freude des Hofes. Lebhaft, pikant, stets zu Scherzen aufgelegt, amüsirte sie die steifen Zirkel mit ihren kindlichen Einfällen, und — das war eigenthümlich — zeigte in Gegenwart des Kaisers nicht die geringste Schüchternheit, ja durch wilde Streiche zerstreute und erheiterte sie ihn — er hatte Gefallen an ihr! Kaum war Stephanie dahintergekommen, als sie sich auch schon eine erhöhte Bedeutung beimaß. Es war allerdings ihrerseits nur ein Spiel, von Liebe gar keine Rede, nur kokettes Geplänkel — aber bei Napoleon?

Wohl nichts weiter als ein Hof- und Spaßmachen. Vielleicht wäre er gern weiter gegangen! Stephanie will sich nur amüsiren, will aus ihrer Lage das Beste machen und kümmert sich nicht darum, wenn sie sich auch etwas compromittirt. Sie ist sich durchaus klar darüber, daß der Prinz von Baden keine Mademoiselle de Beauharnais heirathet, sondern eine Napoleonide. Unter welchem Titel aber, auf welche Art und Weise, unter welchen Ehren wird ihre Aufnahme in das „illustre" Geschlecht erfolgen? Das Alles hängt vom Kaiser ab, einzig und allein vom Kaiser, und es handelt sich darum, zu wissen, wie weit diesen wohl die kleine Dosis Verlangen führen würde, welche Stephanie ihm bringen möchte.

Von einem Kampf mit Josephine ist keine Rede, diese ist, wenn auch ihre Eifersucht anfängt sich zu regen, doch hoch erfreut, daß die zukünftige Prinzessin von ihrem Geschlecht ist; in Bezug auf die Schwestern des Kaisers liegt die Sache anders, diese sind nicht willens, Stephanie den Vortritt einzuräumen. Sie vertheidigen — allen andern voraus Caroline Murat — mit großer Geschicklichkeit ihre Stellung und schonen der kleinen Ehrgeizigen nicht, welche es ihnen jedoch

lachend heim giebt, und dabei weniger ihren Witz, als eine Reihe blendend weißer Zähne leuchten läßt; Caroline, die etwas zornigen Temperamentes ist, wird schließlich beleidigend.

Eines Abends, als man den Kaiser erwartet, hat sich Stephanie auf einen Sessel niedergelassen. Prinzeß Caroline läßt ihr sagen, sie möge aufstehn, man dürfe sich in Gegenwart der Prinzessinnen-Schwestern Seiner Majestät nicht setzen. Stephanie, die sich von ihrem Sitz erhebt, lacht diesmal nicht, sondern fängt an kläglich zu weinen. In dem Augenblick tritt der Kaiser ein und die Thränen bemerkend, die ihr vielleicht ebenso gut stehen wie beim Lachen die weißen Zähne, fragt er nach der Veranlassung. „Wenn es weiter nichts ist; eh bien, da setz' Dich auf meine Kniee und Du wirst Niemanden geniren," ruft Napoleon lachend. Wenn die Anecdote nicht authentisch wäre, so gäbe es einen Umstand, der sie dazu machen würde; am Tage nach Ankunft des Prinzen von Baden nämlich erfolgte folgende Instruction an den Oberceremonienmeister: „Da es Unsere Absicht ist, daß die Prinzeß Stephanie-Napoleon, Unsere Tochter, sich aller Prärogativen erfreue, die ihrem Range gebühren, wird sie bei allen Zirkeln, Festen und bei Tisch an Unsrer Seite Platz nehmen; in dem Falle, daß Wir nicht anwesend wären, wird sie zur Rechten der Kaiserin sitzen." Sie hat also den Vortritt vor Julie, die Königin werden soll, vor Hortense, vor allen Schwestern und Schwägerinnen des Kaisers, selbst vor der Prinzessin Auguste, der Gemahlin Eugens, des Stiefsohnes!

Den Tag darauf erfolgt die Botschaft an den Senat, in der zu gleicher Zeit die Adoption und die Heirath von Stephanie-Napoleon mitgetheilt ist. Die großen Staatskörperschaften werden angewiesen, Deputationen zu entsenden. In der des Senats

figurirt Claude de Beauharnais, der Vater der Prinzessin, als Senator.

Dieser frühere Emigrant, Senator seit dem Jahre XII mit 25000 Frcs. Einkommen, muß dafür belohnt werden, eine so liebenswürdige Tochter zu haben. Er erhält den Senatorposten für Amiens mit 25000 Frcs. Revenuen und einstweilen (1807) 25882 Frcs. als Dotation. Ohne (1810) von dem Posten eines Ehrenritters der Kaiserin Louise mit 30000 Frcs. jährlich und 200000 Frcs. als Handgeschenk (am 22. Sept. 1807) zu reden!

Es ist nur wenig neben Dem, was der Kaiser für Stephanie thut.

Er selber bekümmert sich um die Roben, die er ihr schenkt, und um die Ausstattung, die er bestellt, um das Schleppenkleid in goldgesticktem Tüll, welches 2400 Frcs. kostet, um die zwölf Roben, die Lenormand à 1900, 1800 und 1200 Frcs. liefert. Er läßt bei Leroy für 45178 Frcs. kleine Modeartikel bestellen, bei Roux-Montagnat für 2574 Frcs. künstliche Blumen. Er giebt ihr eine Mitgift von 1500000 Frcs., prachtvolle Diamanten und andere Schmucksachen; als Taschengeld läßt er ihr 1000 Nap. aus der „petite cassette“ zahlen.

Bei der Civiltrauung, aber namentlich bei der in der Kirche, wurde der denkbar größte Glanz entfaltet, die ganze unendliche Pracht des Kaiserhofes gezeigt. Mehr konnte Napoleon für eine eigene Tochter nicht thun. Das Fest aber war nicht auf das Palais beschränkt, es breitete sich über die ganze Stadt aus, Illumination, Feuerwerk auf der place de la concorde u. s. w. —

Die letzten Töne des Hofconcertes waren verklungen, die Gesellschaft verabschiedet; dem Hofceremoniell entsprechend, gaben

Kaiſer und Kaiſerin den Vermählten das Geleite zu ihren Gemächern — eine Scene, eine unbeſchreibliche aber wirft die ganze Feierlichkeit über den Haufen:

Stephanie ſträubt ſich, ihren jungen Gemahl zu empfangen; ſie ſchreit, ſie weint, ſie verlangt, daß ihre Penſionatsfreundin Mlle. Nelly Bourjolly bei ihr in ihrem Zimmer ſchlafe!

Man überſiedelt nach Malmaiſon, derſelbe Auftritt. Jemand hatte dem badiſchen Prinzen geſagt, die Abneigung der Prinzeſſin wäre eine Folge ſeiner Haartracht, ſie könne die Zöpfe nicht leiden. Anderen Tages erſcheint der Prinz mit à la Titus verſchnittenem Haar, ein ſchallendes Gelächter der Prinzeſſin iſt ſein Lohn, ſie erklärt ihm unumwunden: ſie finde ihn nur noch garſtiger wie früher.

Jeden Abend ſtellt ſich der Prinz bei ihr ein, bittet, beſchwört ſie, erreicht aber Nichts und ſchläft endlich meiſtens auf ſeinem Seſſel ein. Eines Morgens beſchwert er ſich bei der Kaiſerin; Napoleon aber machte es Spaß, dieſe ſonderbaren Vorgänge, die die Unterhaltung des ganzen Hofes bildeten, zu beobachten. Daß er Stephanie nicht zürnte, davon gab er auf dem großen Ballfeſt in den Tuilerien zu Ehren der Vermählten durch ſeine beſondere Aufmerkſamkeit für ſie einen öffentlichen Beweis. Es waren 2500 Perſonen auf dieſem Ball, nicht allein zum Hofe gehörige Perſonen, ſondern auch, und zwar bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal, die Honoratioren von Paris geladen — etwas ſo Pompöſes, wie die beiden Quadrillen, welche von den Prinzeſſinnen Louiſe und Caroline arrangirt waren, hatte man bisher noch nicht geſehen, die eine fand in der Diana-Gallerie, die andere im Marſchall-Saal ſtatt. Die Buffets zu dieſem Feſte waren ebenfalls einzig in ihrer Art: da waren ſechzig Schüſſeln mit Braten, zweihundert

mit Zwischenspeisen; es wurden eintausend Flaschen Burgunder (Beaune), hundert Flaschen Champagner, hundert Flaschen Bordeaux und hundert Flaschen Dessert-Weine getrunken.

Zärtlicher aber war darum Stephanie nicht geworden, ja ihr Gemahl existirte kaum für sie, sodaß Napoleon sich doch entschließen mußte, zu vermitteln. Die Koketterien der Mlle. de Beauharnais hatten ihn amüsirt, er hatte damit seine Gemahlin geneckt, hatte sich aber doch weiter locken lassen, als er wollte, indem er der jungen Dame einen unverhältnißmäßig hohen Rang einräumte und die Heirath mit so unerhörtem Glanz umgab. Er bemerkte, daß der Prinz von Baden anfing, sich zu beunruhigen. In dem Augenblick aber, wo der Krieg mit Preußen unvermeidlich erscheint, ist es nötig, die Stimmungen der deutschen Fürsten zu schonen, welche, wenn nicht Helfer, so doch Benachrichtiger des Feindes werden könnten.

Und dann — wohin sollte ihn wohl diese Liebelei führen, die weder seiner Würde, noch seinem Alter, noch seinem Temperament entspricht? Er hatte doch nicht die Absicht gehabt, dem badischen Prinzen die Ueberreste einer wilden Liebe zu vermählen, war er Stephanie doch nie in seinem Leben zu nahe getreten; der maßlose Stolz, mit dem ihre Adoption sie erfüllte und von dem sie sich zu dem Glauben verleiten ließ, sie habe nun das Spiel in der Hand — das Alles bestimmte ihn.

In der That, Stephanie fing an, in Paris zu geniren. In Karlsruhe war sie besser an ihrem Platz, wäre es auch nur, um dem Einfluß des Markgrafen Ludwig und dieses ganzen kleinen, Frankreich feindlichen Hofes ein Gegengewicht zu geben.

Napoleon giebt sich keinerlei Mühe, aus aufgefangenen Briefen den Umfang der Unannehmlichkeiten festzustellen, welche

seiner Adoptivtochter in ihrer Heimath bevorstehen: er *dringt* auf ihre Abreise.

Zur Verzweiflung Stephanies erfolgt dieselbe. Ihre Pensionsfreundinnen Fräulein von Mackau, Mlle. Bourjolly und Fräulein Gruau begleiten sie. Kaum ist sie in dem Staat ihres Schwiegervaters angelangt, als sie auch schon an Napoleon schreibt: „Sire, alle Tage, so wie ich mit mir allein bin, denke ich an Sie, an die Kaiserin, an Alles, was mir das Theuerste auf Erden ist. Ich sehne mich zurück nach Frankreich, in Ihre Nähe und finde noch Vergnügen daran, mich mit meinen Schmerzen abzugeben."

Napoleon antwortet in kaltem, strengen Ton, ohne irgend welche väterliche Formel, ohne irgendwelchen Ausdruck zärtlicher Zuneigung: „Karlsruhe ist ein hübscher Aufenthalt ... Machen Sie sich angenehm bei Ihrem Schwiegervater ... Seien Sie Ihrem Manne gut, der es verdient durch die Zuneigung, welche er Ihnen entgegenbringt." Als sie ihm darauf so geantwortet hatte, wie er es gern mochte: daß es ihr in Karlsruhe gefiele u. s. w., nennt er sie in seinem zweiten Briefe seine Tochter, kommt aber wieder auf Verhaltungsmaßregeln zurück. Erst, als der Erbprinz sich anbietet, an seiner Seite den bevorstehenden Feldzug mitzumachen und ihm anzeigt, daß Stephanie guter Hoffnung sei, schreibt er in einem anderen Tone: „Ich bekomme nur erfreuliche Nachrichten über Sie, fahren Sie fort, freundlich und gut gegen Jedermann zu sein."

Er giebt ihr die Erlaubniß, nach Mainz zu kommen, um mit der Kaiserin und Hortense zusammenzutreffen, während er selbst der Armee nachreist. In seinen Briefen an Josephine aus jener Zeit verfehlt er nie, einen Gruß an Stephanie zu bestellen; irgend eine Absicht liegt nicht darin.

1807 sind Stephanie und ihr Gemahl bei den Festen, welche zur Feier der Vermählung Jéromes mit Catharina von Württemberg in Paris stattfinden.

Wohl hat Stephanie auf das Herz Napoleons noch einige Ansprüche bewahrt, der Stolz aber, der sie über ihre Adoption und die mit derselben verbundene Ausnahmestellung beim Kaiser-Hofe noch erfüllte, wurde tief gekränkt: der Platz, welcher ihr jetzt zugewiesen war, ist der letzte unter den Prinzessinnen; kaum, daß sie noch zu den Gliedern der kaiserlichen Familie zählt. Sie ist nichts als eine Rheinbund-Prinzessin, und wenn deutsche Königinnen da wären, so hätten diese den Vortritt vor ihr. Es ist eine besondere Rücksicht, daß man ihr ein Tabouret bewilligt, während die Prinzessinnen der Familie das Recht auf einen Lehnsessel haben. Anfangs wurde sie noch nicht recht aufmerksam auf ihren Rangniedergang, denn Jérome, der neue König von Westfalen, zeichnete sie vor allen Damen aus und sie fand soviel Vergnügen daran; ihre Tante aber machte ihr einige Bemerkungen, und nun ward ihre Lage ihr klar. Sie begreift auf einmal, daß sie sich nur dadurch Halt geben kann, daß sie ihren Gemahl eng an sich bindet; und dies gelingt ihr in der That so vortrefflich, daß sie ihn nicht allein verliebt, sondern nebenbei auch unerträglich eifersüchtig macht.

Im Jahre 1814 nahm der Prinz sie denn auch redlich in Schutz gegen seine verbündeten Verwandten, die nach dem Sturz des Kaisers von ihm verlangten, er solle Stephanie verstoßen, solle aus dem Hause Zähringen den unbequemen Zeugen des Geschehenen entfernen. Mußte deshalb der Zweiunddreißigjährige, der sich der kräftigsten Gesundheit erfreute, plötzlich erkranken, sich noch ein Jahr lang hinschleppen, und im Jahre 1818 unter sonderbaren Erscheinungen sterben?

Sonderbar erſcheint es auch, daß Stephanie keinen Sohn am Leben behielt. Als ſie den zweiten verlor (oder ihn todt glaubte), ſchreibt ſie an Napoleon in voller Verzweiflung: „Ich war zu glücklich, Ew. Majeſtät ſagen zu können, daß ich einen Sohn hatte, Ew. Majeſtät zu bitten, ihn zu lieben, ihn zu ſchützen. Ein Sohn ließ mich manchen Kummer vergeſſen und war ſehr wichtig für meine Stellung, deren Pflichten zuweilen mir ſchwer fallen . . . nun habe ich auf alle meine Hoffnungen verzichten müſſen!“

Vor dem dunklen Schickſal, das die Söhne trifft, und ihr nur Mädchen läßt, die des Thronfolgerechts entbehren, das ihrer Raſſe ein Fortbeſtehen in der Politik verſagt, erſchrickt ſie und zittert.

Zehn Jahre nach dem Tode ihres Gemahles, am 26. Mai 1828 zwiſchen 4 und 5 Uhr Abends wurde in Nürnberg ein etwa ſechzehn- oder ſiebzehnjähriger Burſche aufgefunden, der nur ein paar plattdeutſche Worte ſagen konnte, deſſen Füße des Gehens völlig ungewohnt waren, deſſen Augen bisher das Tageslicht nicht geſehen hatten, deſſen Magen keine animaliſche Koſt vertragen konnte, es war ein Menſch, deſſen Organe nur dadurch unentwickelt geblieben ſein konnten, daß man ihn ſeit früheſter Kindheit im Dunkel eingeſperrt hatte.

Stephanie wird aufmerkſam, läßt ſich hin und her die Sache durch den Kopf gehen, ſtellt alle Angaben und Daten in Bezug auf den unglücklichen Nürnberger Findling, den man Caspar Hauſer nennt, zuſammen, und kommt ſchließlich zu der Ueberzeugung, es wäre ihr Sohn, dem damals ein todtes Kind untergeſchoben worden ſei, und der dem Haß der Markgräfin Louis und dem Ehrgeiz der Gräfin Hochberg zum Opfer fallen mußte. Sechzehn Jahre lang hatte jener Unglückliche in Nacht

und Elend das Verbrechen büßen müssen, eine Napoleonide zur Mutter zu haben — so dachte Stephanie. Es blieb ihr nur übrig, das Schicksal Caspar Hausers zu beweinen, und über die schließliche Ermordung desselben zu klagen.

Bis zu ihrer letzten Lebensstunde aber — sie starb am 29. Januar 1860 zu Mannheim — hatte sie einigen Franzosen gegenüber, welche sie im vertraulichen Umgange empfing, wiederholt erklärt, ihr Sohn wäre 1812 nicht gestorben, sondern ihr entführt worden. Sie hat auch mit ihren Vermuthungen in Bezug auf die vermeintlichen Urheber des Verbrechens und deren Mitschuldige nicht zurückgehalten. Verschiedene deutsche Schriftsteller haben den Nachweis zu führen übernommen, daß es sich um Einbildungen der Mutter handelte.

XIII.

Eleonore.

Joſephine konnte in Bezug auf ihre Zukunft ſo ziemlich beruhigt ſein, ſo lange Napoleon im Ungewiſſen war, ob es an ihm liege, wenn er kinderlos blieb. Zu ſeiner Aufklärung aber wäre ein Zuſammentreffen von Umſtänden erforderlich, das im höchſten Grade unwahrſcheinlich erſchien. Dennoch aber ſtellte es ſich ein.

Madame Campan, frühere Kammerfrau Marie Antoinettes, hatte bekanntlich zur Zeit, als die Revolution zu Ende ging, in Saint Germain en Laye ein Penſionat für junge Damen begründet, welchem Joſephine ſozuſagen ſeit ſeinem Entſtehen eine beſondere Fürſorge angedeihen ließ. Nacheinander hatten Hortenſe, ihre Nichten, ihre Couſinen Emilie und Stephanie de Beauharnais, Stephanie Taſcher, Félicité de Fandoas, ferner ihre Schwägerin Caroline Bonaparte und die Tochter Lucians, Charlotte, dort Aufnahme gefunden. Um dieſe jungen Mädchen gruppirten ſich Viele, deren Väter in Verbindung mit dem Conſul ſtanden oder dieſe Verbindung ſuchten: es waren die Mlles. Barbé-Marmois, Leclerc, Victor, Clarke, Macdonald u. ſ. w. In Folge der vorteilhaften Ehen, welche die Nichten

der Madame Campan, die Mlles. Aiguié, geschlossen hatten, drängte sich auch eine Menge politischer Streber herbei, um Töchter in dem Pensionat unterzubringen.

Die Campan galt für einflußreich, hatte schon vielen Leuten ein Unterkommen verschafft, Streichungen aus der Emigrantenliste, Rückgabe confiscirter Besitzungen u. s. w. durchgesetzt; sie war Mode geworden und auf ihren Listen sah man neben neuen ruhmbedeckten Namen die der Noailles, der Talon, der Lally-Tollendal, der Rochemond, die von Financiers, endlich auch ganz obscure.

Da war z. B. ein junges Mädchen, von dem die Vorsteherin nicht im Stande gewesen wäre zu sagen, woher sie käme; der Herkunft ihrer Pensionärinnen wendete die Campan überhaupt weniger Aufmerksamkeit zu, als ihrer Versorgung. Zu Ende des Consulats ließ der Zuspruch ihrer Anstalt nach und sie war genöthigt, um die Vacanzen zu füllen, Alles aufzunehmen, was sich bot.

Das junge Mädchen hieß Louise Catharine Eleonore Dénuelle de la Plaigne. Der Vater, der sich für einen Rentier ausgab, lag allerhand Geschäften ob, in denen er nicht immer glücklich war; die Mutter, eine noch sehr hübsche Dame, erfreute sich gerade keines sittlichreinen Rufes. Die Familie hatte auf dem Boulevard des Italiens eine sehr feine Wohnung inne und gab große, allerdings etwas gemischte Gesellschaften, lebte dabei von der Hand in den Mund, je nachdem die Geschäfte des Herrn (oder der Frau) ausfielen und wartete, bis die Tochter, welche 1804 ihr siebenzehntes Lebensjahr hinter sich hatte — sie war am 13. September 1787 geboren — Gelegenheit fände, eine reiche Heirath zu schließen.

Die Zeit verlief. „Madame“ fängt an zu altern, „Monsieur“

immer tiefer in Schulden hineinzugerathen, die Zahl der „Freunde“ dahinzuschmelzen — die Quartalszahlung für die Pension ist schwer noch zu beschaffen, und seit dem Abgange der Beauharnais aus dem Institut der Campan waren die Zeiten für Verheirathungen à la Ney, à la Savary vorüber.

Madame Dénuelle beschließt also, die feineren Salons waren ihr ja verschlossen, ihre Tochter in den Theatern zu zeigen. Da, eines Abends im Gaité-Theater, stellt sich ein sehr feiner Offizier in ihrer Loge ein. Da die Damen ein nichts weniger als abstoßendes Aeußere haben, so ist bald die Bekanntschaft angeknüpft. Der Offizier wird zu Besuchen aufgefordert, und setzt die im Theater begonnene Eroberung auch fort. Der Papa versucht, ihm Geld abzuborgen, wodurch der junge Offizier und Freier aufmerksam auf die Führung des Haushaltes wird, allein nach einer Unterhaltung mit Madame de Campan ist jedes Verdachtsmoment beseitigt, und so findet denn am 25. Nivose des Jahres XIII (15. Januar 1805) die Trauung zwischen Louise Catharine Eleonore Dénuelle de la Plaigne und Herrn Jean Honoré François Revel, der sich als Capitän im 15. Dragoner-Regiment ausgegeben hatte, und der Inspection des General d'Avrange d'Haugéranville beigegeben sein wollte, statt. Dieser Herr aber war ein Schwindler. Er hatte soeben als Quartiermeister seinen Abschied genommen und wollte die Lebensmittel-Lieferung für die Armee übernehmen. Inzwischen lebte er in einer Schenke auf Credit, und schien, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, mehr auf die Schönheit seiner Frau zu rechnen, als auf eigene Erwerbsquellen. Zwei Monate nach seiner Verheirathung wurde er arretirt wegen eines falschen Wechsels, den er an Zahlungsstatt gegeben hatte und kam in Untersuchung.

Eleonore, die in Caroline Murat — ihrer kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Caroline — eine Pensionsbekannte hatte, bat um deren Hülfe in der traurigen Angelegenheit. Caroline brachte sie auch in Chantilly in einem Hause unter, in welchem junge, von einem ähnlichen Schicksal betroffene Frauen Aufnahme fanden. Dann aber ließ sie Eleonore auf deren Bitten zu sich kommen, trotz der Einreden der Madame Campan, welche wollte, daß Eleonore eine Zeit lang, bis man sie in der Provinz wieder verheirathen könnte, in stiller Abgeschiedenheit zubringen sollte.

Eleonore ist eine auffallend schöne junge Dame, sie ist groß, schlank, wohlgestaltet, brünett, hat schöne schwarze, sehr lebhafte Augen, ist auch sehr gefallsüchtig. Sie wurde am Hofe Carolines zuerst mit dem Anmelden der Besuche betraut, das heißt, sie wurde „dame d'annonce", späterhin aber Vorleserin. Zufällig begegnete sie sich eines Tages, als der von Austerlitz zurückgekehrte Kaiser zum Besuch seiner Schwester eintraf (Ende Januar 1806), mit diesem. Sie hatte sich so aufgestellt, daß sie gesehen werden mußte, was auch geschah — sie nimmt sofort die ihr gemachten Vorschläge an, läßt sich in die Tuilerien geleiten und verbringt dort manchen Tag zwei, auch drei Stunden.

Seit dem 13. Februar liegt sie in Scheidungsklage; diese aber wurde am 29. April 1806 zu ihren Gunsten entschieden, da inzwischen Revel zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt worden war. Es war Zeit, denn am 13. December 1806 genas sie eines Knäbleins in ihrer Wohnung Rue de la Victoire 29; der Kleine wurde unter dem Namen „Léon, Sohn von Demoiselle Eleonore Dénuelle, Rentiere, 20 Jahre alt, Vater abwesend", in die amtlichen Listen eingetragen.

Ueber den Vater konnte nicht der geringste Zweifel obwalten. Eleonore, welche in ihrer Scheidungsklage als „Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Prinzessin Caroline attachirt", bezeichnet war, wohnte seit ihrer Rückkehr aus Chantilly in der Rue de Provence Hôtel du Gouvernement — es ist das Palais Thélusson, welches Murat am 22. Nivose des Jahres X käuflich erworben hatte. Sie hat das Palais außer zu ihren Besuchen in den Tuilerien, von welchen Caroline Kenntniß hatte, nie verlassen. Außerdem brauchte man das Kind nur anzusehen, dessen Aehnlichkeit mit Napoleon in die Augen sprang, um jedes Zweifels überhoben zu sein.

Der Kaiser erhielt die Nachricht von der Geburt dieses Knaben in Pulstuck am 31. December. —

So war denn endlich ein unumstößlicher Beweis, war die Sicherheit geboten, daß der Kaiser ein Kind, einen Erben haben konnte. Mehr als irgend ein anderer Umstand hat wohl diese heimliche Geburt auf sein ferneres Leben eingewirkt und die großen Entschlüsse gezeitigt, welche er seit Tilsit faßte und zwei Jahre später zur Ausführung brachte.

Léon wurde zunächst einer Frau Loir, der Amme Murats, zur Pflege anvertraut; dann 1812 auf Grund eines Familienbeschlusses Herrn Mathieu de Mauvières, Maire von Saint Forget, einem Baron des Empire und Schwiegervater von Méneval, dem bekannten Geheimsecretär des Kaisers, zur Erziehung übergeben. Außerdem hatte ihm Napoleon gleich bei der Geburt ein ansehnliches Vermögen gesichert; im Januar 1814, kurz vor seinem Abgange zur Armee, beauftragte er den Herzog von Bassano, noch eine Rente von 12000 Livres hinzuzufügen; hierzu kamen unter dem 21. Juni 1815 noch 100000 Frcs. in Canal-Actien, und durch letztwillige Verfügung ein Legat von

320000 Frcs., für welches ihm ein Grundstück gekauft werden sollte. Napoleon beschäftigte sich bis in seine letzten Lebenstage mit ihm. Der Paragraph 37 seiner „Instruction an die Vollstrecker meines Testaments" handelt ausschließlich von ihm: „Ich würde es nicht ungern sehen, wenn der kleine Léon in die Civilverwaltung einträte, falls er Lust dazu hätte."

Es steht über allen Zweifeln fest, daß Napoleon eine Zeit lang, nur um nicht mit Josephine brechen zu müssen, sich mit dem Gedanken trug, diesen seinen natürlichen Sohn zu adoptiren. Er war Josephine ja aufrichtig zugethan, liebte sie mit all ihren Fehlern und besprach mit ihr und einigen Vertrauten sein Vorhaben. Er suchte nach Beispielen, sammelte Präcedenzfälle, erfand Rechtfertigungen — und wenn er doch schließlich wieder davon absah, so geschah es in der Ueberzeugung, daß die Zeit Ludwig XIV. mit seinem Herzog du Maine und Grafen de Toulouse doch vorüber sei. In der Zwischenzeit aber, bis er sich zum letzten Entschluß durchgerungen, hatte er sich schon an das Kind gewöhnt, es lieb gewonnen. Er läßt es sich häufig, sei es nach dem Elysee zu seiner Schwester Caroline, sei es nach den Tuilerien, während er sich anzog oder frühstückte, bringen; es machte ihm Vergnügen, mit ihm zu spielen, ihm Näschereien zu schenken und seinen drolligen Antworten zuzuhören.

Die Ereignisse aber gehen ihren Weg, und Napoleon kann dem kleinen Léon nicht mehr dieselbe Fürsorge widmen; im Jahre 1815 empfiehlt er ihn der Obhut von Madame Mère und dem Cardinal Fesch.

Lätitia hatte sich übrigens schon zuvor Léons angenommen und schien geneigt, auch mehr für ihn zu thun, allein Léon hatte durchaus keinen Charakter, der für ihn einnahm.

Als er 25 Jahre alt war, also 1832, scheint er bereits, in Folge Hazardspiels, ruinirt zu sein, aus dieser Zeit existirt ein Brief von ihm an den Cardinal Fesch, in welchem er verspricht, „nie wieder an einem Abend 45000 Frcs. verspielen zu wollen.“ Ein Jahr später ist wieder die Rede von ihm, denn er mischt sich in alles Mögliche, in Geschäfte, in den Illuminatenschwindel, in Politik, fordert beinah Jedermann zum Duell, denn er ist ein braver Raufbold; 1834 wird er zum Chef des Bataillons der National-Garde in St. Denis erwählt, in Folge einer Dienstverweigerung jedoch abgesetzt; er legt sich auf das Veröffentlichen von Rechtfertigungsschriften, die ziemlich unverständlich sind; 1840 mischt er sich unter das officielle Gefolge bei der Beisetzung der Asche Napoleons im Invalidendom, dann folgt gleichzeitig mit seinem vollständigen Ruin eine Reihe von Prozessen gegen seine Mutter.

Eleonore hatte ihr Vermögen beisammengehalten. Der Kaiser, der sie nie wieder gesehen, ja, es abgelehnt hat, sie zu empfangen, als sie 1807 sich in Fontainebleau einstellte, hatte ihr das Haus in der Rue de la Victoire 29 geschenkt; am 4. Februar 1808 erhielt sie eine Mitgift von 22000 Livres Rente, denn an diesem Tage nahm sie in zweiter Ehe den Lieutenant Pierre Philipp Augier, den Sohn eines Herrn Augier de la Saussaye, der, nachdem er zunächst Deputirter bei der constituirenden Versammlung gewesen, seit dem Jahre XII Unterpräfect in Rochefort und dann Deputirter für die Charente beim Corps législatif war. Lieutenant Augier ging mit seiner Frau nach Spanien und starb in der Gefangenschaft nach dem russischen Feldzuge. Zum dritten Mal vermählte sich Eleonore mit einem bayerischen Major, dem Grafen Carl August Emil von Luxburg zu Seckenheim am 25. Mai 1814. Als sie mit

dieſem nach Paris zurückgekehrt war, kam es zu einer heftigen gerichtlichen Fehde mit ihrem erſten Mann Revel, der aus dem „Sturz des Tyrannen“ Vortheil zu ziehen und ſich als Opfer hinzuſtellen ſuchte; Revel veröffentlichte unzählige Pamphlete mit wunderbar erdachten, ſcandalöſen Titeln, allein es half ihm Alles nichts, er verlor ſeine Proceſſe einen nach dem andern.

Beſſer fuhr Léon in ſeinen gegen die Mutter angeſtrengten Proceſſen, denn es gelang ihm wenigſtens, ſich als den natürlichen Sohn Napoleons anerkannt zu ſehen nnd am 2. Juli 1846 zwar kein jährliches Koſtgeld, aber doch ein Proviſorium von 4000 Frcs. zu erhalten. 1848 ſcheint er wieder etwas zu Gelde gekommen zu ſein, denn er beabſichtigte, als Candidat für die Präſidentſchaft der Republik in Wettbewerb mit Louis Napoleon zu treten, mit welchem er acht Jahr zuvor im März 1840 ſich hatte duelliren wollen. Die ganze Angelegenheit hat einen ſo ſeltſamen Anſtrich, daß man am geſunden Verſtande Léons zweifeln möchte. Im Jahre 1849 tritt er bei den Wahlen mit einem Manifeſt vor die Oeffentlichkeit, welches alſo beginnt:

„Der Citoyen Léon, Exgraf Léon, Sohn Kaiſer Napoleons, Direktor der Friedensgeſellſchaft, an das franzöſiſche Volk.“

Das zweite Kaiſerreich iſt da. Léon erhält von Napoleon III., trotzdem er ihn hat tödten wollen, eine Penſion von 6000 Frcs. und die Auszahlung jenes ihm von Napoleon I. ausgeſetzten Legates in Höhe von 225319 Frcs. Damit aber war Léon nicht zufrieden. Im Jahre 1853 reclamirt er 572670 Frcs. auf Grund von Beſtimmungen, welche aus dem Jahre 1815 ſtammen ſollen; 1857 belangt er das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten gerichtlich um Herausgabe von 500000 Frcs., welche man ihm für den Entwurf der Nordbahn-Linie ſchulde.

Es geht kein Jahr hin, ohne daß er nicht Vorschläge, Reclamationen, Bittschriften einreicht. Vier-, fünf-, ja sechsmal werden von der Civilliste seine Schulden bezahlt. Sein Hirn ist in fortwährender fieberhafter Thätigkeit mit Entwürfen von Eisenbahnen, von Durchstechungen, mit Processen und Angelegenheiten der verschiedensten Art beschäftigt. Seine Brochure „Der Friede, Lösung der italienischen Frage," welche 1858 erschien, ist ein seltsames Geistesprodukt. Er erklärt darin, Coessin sei der Prophet der Zeit. „Er allein hat alle Schwierigkeiten der zeitgenössischen Welt und der Zukunft gelöst." Coessin — das wird so leicht Niemand wissen — ist der Autor der „neun Bücher" (1809), der Gründer der „Maison grise" (1810), der „neuen Maison grise" und der unkörperlichen oder „geistigen Familien." Es ist sehr wahrscheinlich, daß die „Friedensgesellschaft", deren Director sich Léon 1849 nannte, eine Offenbarung der „geistigen Familien" ist.

Léon starb zu Pontoise am 15. April 1881; er war zuletzt völlig unzurechnungsfähig.

Es sind viele Romane über diesen natürlichen Sohn Napoleons gedichtet worden, sie würden von der Wirklichkeit, die man nur in kleinen Brocken aus den Annalen der Gerichte, den Registern des Civilstandes, aus Circularen, Wahlaufrufen u. s. w. sammeln kann, gewiß übertrumpft werden. Wenn es möglich wäre, diesem Leben nachzuspüren, es im Zusammenhange zu erzählen — was gäbe es da für Ueberraschungen!

XIV.

Hortenſe.

Der Anfang des Jahres 1807 ſpielt eine große, eine entſcheidende Rolle im Leben Napoleons.

Im Januar erfährt er die Geburt Léon's, das iſt für ihn ſo viel als die Gewißheit, daß er eine direkte Nachkommenſchaft haben *kann*.

Der Tod Napoleon Charles', des älteſten Sohnes von Louis und Hortenſe iſt gleichbedeutend mit dem Dahinſchwinden eines Erbfolge-Traumes, welchem er ſeit langem nachhing, und welchen nur unüberwindliche Umſtände Wirklichkeit zu werden verhinderten: die Adoption dieſes Kindes ſtand ſeinem Herzen nah, er iſt der Sohn jenes jungen Mädchens, welches er erzogen, dem er ſich zum Vater und Vormund gab, welches von Anfang an eine ſolche Herrſchaft über ſeine Empfindungen gewann, daß er ihren Thränen damals die Verzeihung der Mutter gewährte. Es iſt der Sohn jenes geliebten Bruders, für den er einſt den Lebensunterhalt von ſeiner Lieutenantsgage beſtritt, den er zu ſeinem Adjutanten machte, den er zum Zeugen berief

an ſeinen erſten Waffenthaten, den er höher und höher gehoben hat — bis auf einen Thron. In dieſem Kinde fand er den charakteriſtiſchen Typus der Bonaparte, der in nichts, weder durch die herabhängende Lippe, noch durch die Naſe Louis' beeinträchtigt, in Nichts entmännlicht war durch die kreoliſche, weiche Grazie Hortenſes, dem die blonden Haare wie eine poetiſche

Hortenſe.

Aureole ſtanden. Dieſes Kind, den erſten Knaben, der ſeiner Raſſe entſprang, nannte er nach ſeinem Vater Napoleon Charles. Er hatte ſich daran gewöhnt, ihn zu lieben.

Ja, er hatte ihm ſeine Zuneigung ſo lebhaft bekundet, daß man darauf verfallen iſt, zu verbreiten, er wäre ſein und Hortenſes Sohn; Hortenſe hätte vor ihrer Verheirathung in einem Liebesverhältniß zum Stiefvater geſtanden.

Ist das wahr? Kann das wahr sein?

Der Heirathscontract zwischen Louis Bonaparte und Hortense Beauharnais wurde ausgefertigt am 13. Nivôse des Jahres X (3. Januar 1802). Die Hochzeitsfeierlichkeiten fanden statt am 14. (4. Januar). Der Sohn wurde geboren am 18. Vendémiaire des Jahres XI (10. October 1802). Hortense war also zur Zeit ihrer Heirath nicht guter Hoffnung; zwischen der Hochzeit und der Geburt des Knaben liegen 280 Tage. Die gewöhnliche Dauer der Schwangerschaft beträgt bekanntlich 270 Tage. Die Empfängniß würde also auf den 24. Nivôse (14. Januar) fallen. Am 18. Nivôse um Mitternacht aber reiste der erste Consul nach Lyon ab und kehrte erst am 12. Pluviôse (1. Februar) nach Paris zurück; das sind Beweise materieller Art, es giebt auch andere.

Louis war ein überaus eifersüchtiger und argwöhnischer Ehemann; er tyrannisirte vom ersten Tage seiner Ehe an seine Frau der Art, daß er ihr sogar untersagte, jemals eine Nacht in Saint Cloud zu verweilen; er ging nicht von ihrer Seite, er ließ sie heimlich überwachen. In Folge einer Jugendkrankheit, welche sich seiner in hohem Grade gichtischen Körperbeschaffenheit beigesellt hatte, war er leidend und gebrauchte Bäder, welche aus Decokten thierischer Substanzen hergestellt wurden und die ganze alte Orangerie, welche am Ende der Terrasse des Feuillants lag, verpesteten. Dann, um den Krankheitsstoff nach außen abzuleiten, schlief er in den Hemden und unter den Betttüchern von Krätzkranken aus dem Hospital; er zwang seine Frau, auf einem kleinen Ruhebett in demselben Gemache, in welchem dies geschah, die Nacht zuzubringen. Jede Kammerfrau, welche für Hortense Zuneigung zu fassen schien, wurde ohne Erbarmen fortgeschickt. Seine Schwiegermutter beschuldigte

er unausgesetzt der schlimmsten Dinge — in Bezug auf seine drei Kinder aber hatte Louis nicht den geringsten Zweifel, daß er ihr Vater wäre In seinem Werk „Historische Documente über Holland" hat er besonders hervorgehoben, daß er der Vater der drei Kinder sei, welche „er und seine Frau mit gleicher Zärtlichkeit liebten."

Er hat dies noch mehrfach anderweitig sowohl in Prosa als in Versen — er hielt sich für einen Dichter — bestätigt. Als Napoleon mit dem Vorschlag, den Prinzen Napoleon Charles zum Thronerben einzusetzen, an ihn herantrat, hat Louis vielleicht auf die umlaufenden Gerüchte hingewiesen, er selbst wußte es ja besser. Wenn es geschehen sein sollte, so lag der Grund darin, daß er seinem Bruder nicht zu Willen sein wollte. Louis hat den kleinen Napoleon Charles während seiner Lebzeit geliebt, d. h. in seiner Weise, indem er die Beweise der Zuneigung von seiner melancholischen Gemüthsrichtung und seinen Launen abhängig machte; er hat ihn innerhalb der Schranken, in denen ihm zu lieben überhaupt möglich war, geliebt, und als das Kind todt war, hat er es beweint. Damals hat er sich auch, allerdings nur für sehr kurze Zeit, mit Hortense ausgesöhnt, mit der er auf so schlechtem Fuße stand, daß der Kaiser es nicht selten für nothwendig hielt, ihm Vorhaltungen zu machen. Dieser Louis schrieb die zärtlichsten Briefe an seine Schwiegermutter, welche er doch so sehr verabscheute. Er begleitete seine Gemahlin nach Cauterets, als sie krank war, und in Cauterets war es, wo Hortense unter Umständen, deren Details genau bekannt sind, mit ihrem dritten Knaben Charles Louis Napoleon, dem nachherigen Kaiser Napoleon III., gesegnet wurde.

Die Verheirathung ihrer Mutter mit dem General Bona-

Hortense.

parte hinterließ bei Hortense einen tiefen Eindruck; ehe es dazu kam, lebte sie in Saint Germain en Laye bei ihrem Großvater, dem Marquis de Beauharnais und ihrer Großtante, der schon vielgenannten Madame Renaudin, welche erst später vom Marquis geheirathet wurde. Hortense wurde gleich hinterher bei Madame Campan in Pension gegeben, und verließ deren Institut erst, als sie in die Tuilerien zog, d. h. zur Zeit der Abreise des Consuls nach Italien, zu seinem zweiten italienischen Feldzuge. Erst seit Bonaparte aus Italien zurück war, nahm sie an seinem Privatleben Theil. Napoleon gewann sie lieb, er hatte für sie ein väterliches, sich in sanftester Form äußerndes Gefühl, und sie brachte ihm eine ehrfurchtsvolle Scheu entgegen; nur zitternd sprach sie zu ihm, wagte um nichts zu bitten, hatte sie irgend einen Wunsch, dessen Erfüllung von Napoleon abhing, so bediente sie sich eines Zwischenhändlers: „Die kleine Närrin," sagte Bonaparte, „warum sagt sie mir das nicht selbst. Hat denn das Kind Furcht vor mir?"

Als Josephine die Heirath ihrer Tochter mit seinem Bruder einfädelte, ließ Bonaparte sie ruhig gewähren, denn er hoffte, diese Heirath werde ein neues Bindemittel zwischen den Familien Bonaparte und Beauharnais abgeben, und erblickte darin einen politischen Vortheil. Jedesmal, wenn er sich in der Folge veranlaßt sah, seinen Bruder Louis zu besänftigen, ihn an seine Pflicht zu gemahnen, ihm Rathschläge in Bezug auf sein Verhalten Hortense gegenüber zu geben, geschah es stets mit aller Schonung und einer wirklich bewunderungswürdigen Geduld. Seine Stieftochter that ihm leid, er hatte eine große Verehrung für sie und achtete in ihrer Gegenwart stets auf Das, was er sagte.

„Hortense nöthigt mich," so hörte man ihn oft äußern, „an die Tugend zu glauben!"

Die Gerüchte, welche in Bezug auf ein Verhältniß unsittlicher Art zwischen ihm und ihr in Umlauf sind, kannte er wohl. Die über den Canal ziehenden Verläumdungen kehrten von dort, mit boshaften Zusätzen in den englischen Zeitungen ausgestattet, nach Frankreich zurück. Um ihnen ein Ende zu machen, kommt der Consul auf ein Auskunftsmittel, welches seiner Phantasie noch weniger Ehre macht als seinem Zartgefühl. Er befiehlt einen Ball in Malmaison. Hortense, obwohl sie innerhalb von zwei Monaten ihrer Niederkunft entgegen sieht, ist gezwungen, zugegen zu sein. Bonaparte bittet sie sogar zu tanzen. Sie lehnt ab: sie sei ermüdet. Sie weiß außerdem, wie sehr es Bonaparte sonst mißfällt, wenn Damen in ihrem Körperzustande sich am Tanzen betheiligen, noch dazu, wie die Mode es verlangte, in so engen Gewändern, daß sich die Formen deutlich verrathen. Bonaparte erneuert seine Bitte: nur einen Contretanz. Eine abermalige Ablehnung. Endlich gewinnt er sie durch „allerhand Schmeicheleien". Am andern Tage liest man in einer Zeitung galante Verse über diesen Contretanz. Hortense ist außer sich und beschwert sich, erhält jedoch keine Antwort — der Ball war ja nur deshalb gegeben, um die Gelegenheit zu geben, diese Verse zu veröffentlichen, welche darthun sollten, daß Madame Louis Bonaparte in aller Ordnung gesegneten Leibes ist und deshalb soll auch der „Moniteur", der bisher nie ein Wort über die Familie des Consuls verloren hat, in seiner Nummer vom 21. Vendémiaire die Mittheilung bringen: „Madame Louis Bonaparte ist am 18. Vendémiaire um 9 Uhr von einem Knaben entbunden worden."

Napoleon hat also Alles gethan, um den Verläumdungen ein Ende zu machen; trotzdem nehmen dieselben ihren Fortgang, und obwohl weder er noch Louis, noch Hortense davon berührt werden können, gewöhnt er sich daran, sie als in Beziehung zur Politik stehend aufzufassen und zuzusehen, was er daraus machen könne. Er liebt das Kind, dessen Vater er sein soll, er liebt es als wäre es sein eigenes; er hat für das Kind geradezu väterliche Schwächen, er treibt die zärtlichsten Kindereien mit ihm. Er ist entzückt, den Kleinen, wenn Soldaten vorbeimarschiren, rufen zu hören „Vive Nonon, le Soldat.“ Er läßt ihn häufig während der Mittagstafel herbeibringen, auf den gedeckten Tisch setzen, und ergötzt sich daran, wenn der kleine Wicht nach allen Schüsseln greift und Alles in seiner Nähe umwirft; er nimmt ihn mit sich, um den Gazellen Tabak zu geben, setzt ihn rittlings auf eine derselben, lacht, wenn er sich „Onkel Bibiche“ nennen hört. Man bringt Napoleon Charles zu ihm, wenn er bei der Toilette ist, nachdem er ihn geküßt, ihn am Ohr gezupft, ihm Gesichter geschnitten, setzt er sich auf den Fußboden nieder, um besser mit ihm spielen zu können.

Wenn er dieses Kind nun adoptirte und zum Thronerben machte, wer würde dann noch zweifeln, daß er der Vater wäre. — Aber was kümmert ihn das!

In dem Kinde würde man sein Blut, seine Rasse, sein Genie wieder finden. Die Erbfolge wäre keine künstlich gemachte und im Widerspruch zu den Staatseinrichtungen anderer Völker stehend, sie wäre in den Augen der Franzosen durch die Descendenz begründet — das heißt auf der Basis beruhend, die allein als einleuchtender Grund für die Erbfolge besteht. Und was die Moral dazu sagt? Vorurtheile hat Napoleon

nicht. Er ist der Meinung, daß sein außergewöhnliches Schicksal ihn insoweit über die Mitwelt gestellt hat, daß die gewöhnlichen Formeln der Moral auf ihn nicht angewendet werden können, und daß bei dem großen Interesse, welches die Nation daran hat, daß die Regierungsdauer für immer gesichert sei, sie die Inconvenienz, welches sie argwöhnen mag, nicht sonderlich beachten wird. Außerdem kann es ja immer nur ein Argwohn sein, ohne jede Gewißheit.

Zwei Jahre später in einer Unterredung mit Hortense, welche diese in ihren nicht veröffentlichten Memoiren verzeichnet hat, spricht Napoleon über die Folgen des Todes ihres Sohnes, „von dem man," sagte er, „glaubte, es wäre der meine." „Du weißt," fügte er hinzu, „wie absurd eine solche Behauptung ist. Du würdest aber den Glauben, das Kind wäre von mir, dem gesammten Europa nicht genommen haben." Er hält einen Augenblick inne, da er Hortenses erschrecktes Erstaunen bemerkt und fährt dann fort. „Die öffentliche Meinung war in Bezug auf Dich weniger ungünstig; man schätzt Dich im Allgemeinen, aber man glaubt es doch." . . „Ja", fuhr er nach einer abermaligen Pause fort, „es war vielleicht gut, daß man es glaubte; auch habe ich seinen Tod stets für ein großes Unglück gehalten." „Ich war so ergriffen," berichtet Hortense weiter, „daß ich — ich stand neben dem Kamin — keines Wortes fähig war. Ich hörte nicht mehr, was er weiter sagte. Seine Bemerkung: es war vielleicht gut, daß man es glaubte, schien einen Schleier vor meinen Augen zu lüften, seine Bemerkung verwirrte meine Gedanken, sie traf mich gerade ins Herz. Also Politik war Alles! Politik, daß er mich wie eine Tochter behandelte und mir den Vater ersetzte, den ich verloren hatte,

Napoleon auf der Terrasse von Saint-Cloud, umgeben von den Kindern der Familie.
(Nach dem Bilde von Louis Ducis.)

daß er mir so viel Sorgfalt widmete, mich so auszeichnete — es geschah Alles der Politik wegen und nicht aus Zuneigung!"

Hortense irrt sich. Es war von Zuneigung ebensoviel im Spiel wie von Politik; die Empörung, welche sich ihrer bemächtigt, ist durchaus gerechtfertigt, ihre im weiblichen Naturell liegende Auffassung aber verhindert sie, die Lage Napoleons nüchtern und klar zu beurtheilen. Wenn er sie mit Aufmerksamkeiten überschüttete, geschah es nicht, damit dem Gerücht, er wäre der Vater Napoleon Charles, Glauben geschenkt werde, hat er doch selbst Alles gethan, um es zu widerlegen, sondern er glaubte, da das Gerücht nun einmal trotz Allem fortbestand, und der Glaube daran sich in der Oeffentlichkeit festgesetzt hatte, Vorteil daraus ziehen zu sollen im Interesse seiner Macht und der Sicherung der Dynastie. Es war wie eine Eingebung des Schlachtfeldes, denn eine seiner erstaunlichsten geistigen Fähigkeiten ist es gewesen, mit äußerster Klarheit die augenblickliche Lage, in der er sich befindet, zu erfassen, sie so zu nehmen, wie sie ist, und sofort diejenige Bewegung zu vollziehen, welche sie ihm eingiebt.

Und wenn er, wie er Hortense sagte, den Tod Napoleon Charles für ein großes Unglück hielt, so hat er dem Unwiederbringlichen gegenüber keine Auflehnung. Man legt ihm die Phrase in den Mund: „Ich habe keine Zeit mich mit Empfindungen zu amüsiren und zu bereuen, wie andere Menschen." Er mag sich immerhin so ausgedrückt haben, der Tod des kleinen Napoleon Charles ging ihm jedenfalls sehr nah. Er schreibt darüber an Alle, mit denen er in Correspondenz stand: an Josephine zwanzigmal, fünf- oder sechsmal an Hortense, an Joseph, Jérome, Fouché und Monge. Aber es war nun einmal „sein Schicksal." Wäre er von dem Tage an, an dem

dieſes Schickſal ſich einſtellte, für immer in unnütze Klagen und Thränen ausgebrochen, ſo hätte er Der nicht ſein dürfen, der er war, die philoſophiſche Formel hätte eine andere ſein müſſen, die ſeinem Geiſte eingeprägt war durch den unaufhörlichen Blick auf das grauenhafte Kriegsſpiel, in welchem der Tod der Gefährte jeder Stunde iſt, in welchem die Lebenden allein zählen und in der Combination mitſpielen.

Napoleon Charles war eines der äußeren Bindemittel, welches den Kaiſer an Joſephine feſſelte: es iſt nicht mehr vorhanden und es bleiben zwiſchen ihm und ihr nur jene Bande der Zuneigung und Zärtlichkeit, wie ſie zehn Jahre des Zuſammenlebens, mit Zeiträumen langer Abweſenheit, häufiger Streitigkeiten und ſeltſamer Mißverſtändniſſe ſchaffen konnten. Werden dieſe Bande eine Prüfung überſtehen, ähnlich der, welche 1805 das Verhältniß mit Mme. X. ihnen auferlegte?

XV.

Madame Walewska.

Am 1. Januar 1807 hielt der Kaiser, der von Pulstuck kam und nach Warschau fuhr, in dem Städtchen Bronie an, um die Pferde zu wechseln. Eine große Menge Menschen hatte sich eingefunden, um den Befreier Polens zu begrüßen; kaum zeigte sich der Wagen, so stürzte Alles auf ihn zu. Der Wagen hält, Duroc steigt aus und bricht sich mühsam Bahn bis zum Postgebäude. In dem Moment, wo er dasselbe betritt, hört er einen lauten Schrei, sieht bittend erhobene Hände und hört eine Stimme, welche ihm auf französisch zuruft:

„Ach, mein Herr! Helfen Sie uns aus dem Gedränge und machen Sie es möglich, daß ich Ihn sehe, nur einen Augenblick sehe."

Duroc bleibt stehen. Es sind zwei Damen, eingeschlossen von einem Haufen von Bauern und Arbeitern. Die Eine, die, welche ihn angerufen hatte, scheint noch ein Kind zu sein: sie ist hellblond, hat große blaue Augen voller Unschuld und Sanftmuth, die zu ihren Worten strahlen wie in weihevoller

Extaſe, ihre zarte Haut, von der Friſche der Theeroſe, färbt ſich zu dunkler Röthe. Die junge Dame iſt ziemlich klein, aber wunderbar wohlgeſtaltet, ſo fein, ſo geſchmeidig: die verkörperte Anmuth; ſie iſt ſehr einfach gekleidet, hat einen dunklen Hut auf mit großem ſchwarzen Schleier.

Duroc hat mit einem raſchen Blick Alles geſehen, befreit beide Damen und, indem er der Blonden den Arm bietet, führt er ſie an den Wagenſchlag.

„Sire“, ſagt er zu Napoleon, „ſehen Sie Dieſe, ſie hat allen Gefahren des Gedränges getrotzt, um Sie zu ſehen!“

Der Kaiſer nimmt den Hut ab und beginnt, ſich zu der Dame neigend, eine Unterhaltung. Sie aber, als wäre ſie inſpirirt, in Verzückung, von ihren Gefühlen übermannt, fällt ihm ins Wort und ruft:

„Seien Sie willkommen, tauſendmal willkommen auf unſerem Grund und Boden. Nichts, was wir auch thun könnten, wird die Empfindungen, welche wir Ihrer Perſon entgegenbringen, in vollem Umfange offenbaren, unſere Freude darüber kundthun, daß Sie dieſes Land betreten, das Ihrer harrt, um ſich zu erheben.“

Während ſie nach Athem ringend dieſe Worte hervorſtößt, ruht Napoleons beobachtender Blick auf ihr; er greift nach einem Bouquet, welches er im Wagen hat und bietet es ihr mit den Worten:

„Nehmen Sie es als ein Unterpfand meiner guten Abſichten an. In Warſchau werden wir uns wiederſehen, wie ich hoffe, und ich werde von Ihrem ſchönen Munde meinen Dank fordern.“

Duroc ſitzt wieder neben dem Kaiſer im ſchnell dahinrollenden Wagen; Napoleon ſchwenkt noch eine Zeit lang aus

dem Fenster hinaus seinen Hut als Zeichen eines Abschiedsgrußes.

Die junge Dame heißt Marie Walewska, sie war eine geborene Laczinska, aus alter, aber sehr armer Familie, die noch dazu sehr zahlreich war: denn es waren ihrer sechs Kinder. Herr Laczinski war gestorben, als seine Tochter Marie noch ganz klein war; seine Wittwe, die Alles aufbot, um die kleine Besitzung, das Familiengut, möglichst rentabel zu machen, hatte ihre Töchter in Pension gegeben. Sie lernten etwas französisch, etwas deutsch, etwas musiciren und etwas tanzen. Als Marie fünfzehn und ein halbes Jahr alt war, kehrte sie nach Hause zurück, mit Kenntnissen nur mittelmäßig ausgestattet, aber voll keuschen Sinnes und voller Liebe für Religion und Vaterland. Mit ihrer Liebe zu Gott hielt die Liebe zu ihrem Heimathlande gleichen Schritt; das waren die beiden ihr Leben bewegenden Elemente. Wenn man ihr sagte, sie solle einen Russen oder einen Preußen, beides Landesfeinde, heirathen, so gerieth sie außer sich und ihre sonst so hingebende Sanftmuth hatte ein Ende.

Kaum war sie unter das mütterliche Dach zurückgekehrt als in Folge von seltsamen Zufällen sich ihr zwei glänzende Parthien boten, von denen sie sich nach Anordnung der Mutter aussuchen konnte, welche ihr am besten paßte.

Der eine der Freier war ein junger, liebenswürdiger Mann, der ihr auch vortrefflich gefiel, er war zudem ungeheuer reich, auffallend hübsch — aber er war Russe, Sohn eines der Generäle, welche Polen hart bedrückt hatten. Nimmermehr konnte sie seine Frau werden!

Der andere war alt, schon siebzig Jahr alt, es war Anastasius Colonna von Walewice-Walewski. Er war zum zweiten

Mal Wittwer und der älteste seiner Enkel war um neun Jahre älter als Marie. Aber — auch er war sehr reich. An dem Orte, in dem die Laczinskis hausen, ist er der Herr, er giebt von seinem Schloß aus Befehle, empfängt die armen Nachbarn zur Mittagstafel. Er war Kammerherr beim verstorbenen König. Bei Festlichkeiten schmückt er sich mit dem blauen Bande des weißen Adlerordens. Er ist der Senior eines der ersten Geschlechter Polens, dessen Stammbaum sich an den der Colonna in Rom lehnt. Sollte sich Madame Laczinska nicht für einen solchen Schwiegersohn begeistert fühlen?

Marie macht auch nicht den geringsten Widerstandsversuch, allein sie erkrankt und schwebt vier Monate lang zwischen Tod und Leben. Kaum genesen, führt man sie zum Altar.

Drei Jahre gehen hin, die junge Frau, in stillem Leid, lebt auf dem einsamen Schlosse zu Walewice, Trost schöpfend allein in ihrer Frömmigkeit, die sich zur Exaltation zu steigern beginnt. Da schenkte ihr der Himmel einen Sohn und alles belebt sich wieder um sie her. Soll dieses Kind einst, wie sie selbst, kein Vaterland haben, von dem Besieger Titel und Güter erbetteln, wie ihr Vater es gethan? Sie will, daß ihr Sohn ein Pole sei, ein freier Mann, und deshalb soll Polen sich erheben, sich befreien.

Der, welcher Oesterreich bezwungen und sich bei Austerlitz schon mit Rußland gemessen hat, der mit Preußen und dessen Bundesgenossen fertig wurde, Napoleon ist der von der Vorsehung bestimmte Züchtiger der Polentheiler, ist der Freund, der Retter Polens. Er setzt sich in Bewegung, jede Etappe mit einem Siege bezeichnend; er macht die preußische Armee verschwinden wie eine Phantasmagorie; er hält seinen Einzug in Berlin; er nähert sich den Grenzen des alten polnischen

Königreiches — ein Fieber befällt All und Jeden, befällt vor Allen Marie Walewska auf ihrem einsamen Schloß: es ist ein Fieber der Begeisterung, der Erwartung.

Walewice liegt weit ab von der Straße, auf der man Neuigkeiten hört und jetzt ist eine Zeit, wo Jeden darnach dürstet.

Das Ehepaar übersiedelt nach Warschau, wo Walewski ein großes Haus besitzt, welches dem hohen Range der Familie entsprechend eingerichtet ist. Dort soll die Frau sich zum ersten Mal der Gesellschaft zeigen. Sie fürchtet sich, sie kommt sich zu linkisch, zu unwissend, zu unbedeutend vor, sie mag sich nicht gern zeigen, namentlich nicht gern nach La Blacha, dem Palais des Fürsten Joseph Poniatowski, gehn, das als Centrum der vornehmen Gesellschaft Warschaus gilt, entschließt sich aber auf ausdrücklichen Befehl ihres Gatten, die Höflichkeitsbesuche zu machen — auf Weiteres läßt sie sich nicht ein. Sie bleibt mithin beinah unbekannt und trotz ihrer Schönheit bekümmert sich Niemand um sie.

Da kommt die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Napoleons und Alles ist in Bewegung, um ihm in Warschau einen womöglich noch glänzenderen Empfang zu bereiten, als es in Posen der Fall war. Alles geht drunter und drüber: Napoleon soll zufrieden sein! Das Schicksal Polens hängt davon ab. Die junge patriotische Frau will die Erste sein, ihn zu begrüßen, und, ohne es sich sonderlich zu überlegen, ohne die Tragweite ihres Schrittes zu ermessen, fordert sie eine Cousine zur Begleitung auf, steigt in den Wagen und erreicht glücklich trotz aller sich ihr in den Weg stellenden Hindernisse Bronie. —

Gedankenvoll sieht sie dem dahinrollenden Wagen Napoleons nach und als derselbe ihren Blicken bereits völlig entschwunden

war, ſteht ſie noch immer auf derſelben Stelle, wie zaubergebannt. Um ſie in die Wirklichkeit zurückzurufen, muß ihre Begleiterin ſie mit Gewalt fortziehen. Sie wickelt ſorgfältig das Bouquet in ihr Battiſttaſchentuch, beſteigt den Wagen und langt ſpät in der Nacht zu Hauſe an.

Sie hat den beſtimmten Entſchluß gefaßt, das vollſte Stillſchweigen über ihre Fahrt zu beobachten, ſich nicht beim Kaiſer vorſtellen zu laſſen und auf keinem Feſt zu erſcheinen; aber ihre Gefährtin, von ihr dringend zur Verſchwiegenheit ermahnt, iſt zu ſtolz auf das Ereigniß, als daß ſie ſchweigen könnte. Eines Morgens läßt Fürſt Joſeph Poniatowski Marie um Angabe der Zeit bitten, zu welcher ſie ſichtbar ſein würde. Am Nachmittag ſtellt er ſich ein und erzählt ihr laut lachend, daß bei einem der Diners, welche dem Kaiſer zu Ehren ſtattfanden, Napoleon eine Prinzeſſin Lubomirska auszuzeichnen ſchien, allein Duroc habe erzählt, wenn ſein Gebieter jener Prinzeſſin einige Beachtung zuwende, ſo ſei es nur deshalb, weil ſie ihm eine reizende Unbekannte ins Gedächtniß zurückrufe, welche er auf der Poſt zu Bronie angetroffen habe. Wer war ſie? Duroc hatte alles Detail genau angegeben, bis ins kleinſte die Geſichtszüge, die Toilette geſchildert; Poniatowski hatte hin und her gerathen und geſucht, jedoch nichts herausgefunden, als ihn unerwartet eine Indiscretion auf die Fährte brachte. Der Kaiſer hat ſie bemerkt: ſie muß alſo auf dem Ball, welchen Poniatowski geben will, erſcheinen. Marie Walewska lehnt ab; der Fürſt beſteht darauf, daß ſie komme. „Wer weiß," ſagte er, „vielleicht will ſich Ihrer der Himmel bedienen, um Polen wieder herzuſtellen."

Sie giebt trotzdem nicht nach und Poniatowski, ſehr mißvergnügt, verabſchiedet ſich. Aber kaum iſt er zur Thür hinaus,

so werden die ersten Vertreter Polens angemeldet: „Staatsmänner, deren Machtvollkommenheit in der Achtung, dem öffentlichen Ansehen und der Ehrerbietung wurzelt, die ihrem Verhalten und ihrer Klugheit gebührt.“ Jeder von diesen Herren weiß, worum es sich handelt, nur Maries Gemahl nicht, der zufällig herzu kommt: er weiß von Bronie nichts, und glaubt, es handele sich um eine dem Range seiner Frau oder vielmehr seinem Range zustehende Ehrerbietung. Er erfährt jedoch, daß es sich um eine Balleinladung handelt, und da Marie sich immer noch weigert, befiehlt er ihr, auf dem Ball zu erscheinen. Sie fügt sich und bittet nur, da alle Damen schon vorgestellt sind, von einer isolirten Vorstellung, durch welche sie in die größte Verlegenheit gerathen würde, abzusehen.

Der große Tag war gekommen. Walewski drängt, daß sie ihre Toilette beeile, aus Furcht, er könne zu spät kommen, vielleicht gar erst nach Abgang des Kaisers. Er hat Einwendungen gegen ihre Toilette, welche er hervorragend elegant und reich gewünscht hätte. Frau Walewska aber hat eine Robe aus einfarbiger weißer Seide mit einer Tunique von Gaze gewählt, in ihre Frisur hat sie einen einfachen Blätterkranz geschlungen. — Sie tritt in den Ballsaal. Ein Gemurmel des Beifalls begrüßt sie; sie stellt sich zwischen zwei ihr unbekannten Damen auf; sogleich ist auch Joseph Poniatowski an ihrer Seite: „Man (soll heißen Napoleon) erwartet Sie mit Ungeduld; man sah Sie kommen und war hocherfreut; man hat sich Ihren Namen bis zum Auswendiglernen wiederholen lassen; man hat Ihren Mann mit forschenden Blicken betrachtet; man hat mit den Schultern gezuckt und gesagt: beklagenswerthes Opfer. Man hat mir Befehl ertheilt, Sie zum Tanz

aufzufordern." „Ich tanze nicht," antwortet Marie Walewska. „Ich habe nicht Luſt zu tanzen."

Der Fürſt entgegnet, der Befehl laute ſo, „man" beobachte ſie. Wenn ſie nicht tanze, ſo werde er der Blamirte ſein; der ganze Erfolg des Balles hänge lediglich von ihr ab; allein die Ablehnung wird darum nur noch beſtimmter. Poniatowski weiß nicht mehr, was er machen ſoll, er läuft zu Duroc, welcher ſeine vertraulichen Mittheilungen lächelnd in Empfang nimmt und ſofort an den Kaiſer weiter befördert.

Um die ſchöne Unbekannte aber fangen ſchon die Schmetterlinge an zu flattern, der glänzende Generalſtab des Kaiſers umkreiſt ſie.

Der Kaiſer ſieht es und giebt Berthier ein Zeichen: „Der Adjutant vom ſechſten Corps, dieſer Louis de Périgord, iſt nach der Paſſarge abcommandirt."

Ein zweiter Wink an Berthier: „Dieſer Bertrand geht unverzüglich in das Hauptquartier Jeromes nach Breslau."

Im Tanz iſt inzwiſchen eine Pauſe eingetreten; der Kaiſer durchſchreitet die Säle, ſtreut Phraſen nach rechts und links, die liebenswürdig ſein ſollen, aber die in Folge der Stimmung, in welcher er ſich befindet, ungemein linkiſch ausfallen.

Eine junge Dame fragt er, wie viel Kinder ſie habe, ein altes Fräulein, ob ihr Gemahl ſehr eiferſüchtig auf ihre Schönheit wäre, eine ſehr corpulente Dame, ob ſie gern tanze u. ſ. w. Er ſpricht, ohne zu wiſſen, was er ſagt, ohne auf die Namen zu hören, welche man ihm nennt, oder ſich ins Gedächtniß zurückzurufen, was er ſich in Bezug auf ſie zuvor eingelernt hatte. — Seine Augen, ſeine Gedanken ſind bei Einer, ſie allein exiſtirt augenblicklich für ihn.

Napoleon und die Gräfin Walewska auf dem Hofball in Warschau.

Nach einer Zeichnung von Tepnak.

(Aus der Sammlung des Herrn Bertsch. Historisches Museum am Napoleonstein. — Leipzig.)

Jetzt steht er vor ihr, die Nachbarinnen stoßen sie mit den Ellenbogen an, daß sie sich erheben soll — mit niedergeschlagenen Augen, auffallend bleich steht sie da. „Weiß zu weiß steht Ihnen nicht gut, Madame," sagt der Kaiser sehr laut und fügt leise hinzu, „das ist nicht der Empfang, auf den ich glaubte rechnen zu können nach . . ."

Sie schweigt. — Er betrachtet sie einen Augenblick und geht weiter. — Einige Minuten später verläßt er den Ball.

Ein großes Durcheinander der Gesellschaft! Man erzählt sich, was der Kaiser zu Dieser oder Jener gesagt hat, vor Allem, was er zu „ihr" gesagt hat. Was hatte die mit lauter Stimme hervorgestoßene Phrase und was die im Flüsterton gesprochene zu bedeuten? Das letzte Wort hatte Niemand unter den Lauschern verstanden.

Marie Walewska entzieht sich allen Fragen, Beglückwünschungen u. s. w.; im Wagen erneuert ihr Gemahl selbst das Inquisitorium. Als sie aber schweigt, theilt er ihr mit, er habe die Einladung zu einem Diner, an welchem Napoleon theilnehmen werde, angenommen; er empfiehlt ihr eine etwas gewähltere Toilette, er verläßt sie vor der Thür ihrer Gemächer in dem Augenblicke, wo sie ihm ihre unkluge Fahrt nach Bronie beichten und ihm von den Zumuthungen, welche an sie heranzutreten scheinen und von ihrer Beunruhigung sprechen will.

Kaum ist sie in ihren Gemächern, so tritt auch schon ihre Kammerzofe ein und übergiebt ihr ein Billet, dessen sehr unleserliche Handschrift sie nur mit großer Mühe zu entziffern vermag.

„Ich habe," so schreibt ihr der Kaiser, „nur Sie gesehen,

nur Sie bewundert; ich sehne mich nur nach Ihnen. Eine schnelle Antwort zur Beruhigung der brennenden Ungeduld.

N."

Unwillig zerknittert sie das Papier, dessen Inhalt sie empört; aber unten auf der Straße steht Jemand und wartet, es ist Fürst Joseph Poniatowski. „Es gäbe keine Antwort," trägt sie zu bestellen dem Kammermädchen auf; aber der Fürst, der sich noch nicht für geschlagen hält, folgt der Botin auf dem Fuße ins Vorzimmer. Marie Walewska hat gerade noch Zeit genug, die Thür ihres Boudoirs abzuschließen. Und nun entwickelt sich durch die verschlossene Thür ein Hin- und Hergerede: sie erklärt, ihr Entschluß sei unabänderlich, sie werde ebensowenig antworten, als sie der Aufforderung zum Tanz gefolgt sei. Der Fürst bittet, droht und redet eine halbe Stunde auf die verschlossene Thür los — vergebens; endlich geht er wüthend davon.

Am andern Tage, kaum daß Marie sich erhoben hat, tritt das Kammermädchen mit einem zweiten Billet ein; ihre Gebieterin aber legt es unerbrochen mit dem andern zusammen und befiehlt ihr, beide Billets dem Ueberbringer zu behändigen.

Was soll sie thun? Sie, die Achtzehnjährige, die Unerfahrene? Sie ist ohne Rath, ohne Beistand. Sie vertheidigt sich so gut sie kann — was soll sie thun? Schon in aller Frühe fängt ihr Salon an sich zu füllen. Es sind die Vertreter der Regierung, die Häupter der Nation erschienen, auch Duroc, der kaiserliche Großmarschall, ist da.

Sie lehnt es ab, zu erscheinen, indem sie Migräne vorschützt; sie schließt sich ein und legt sich auf eine Chaiselongue nieder. Allein ihr Gemahl ist in hellem, lichtem Zorn und um den Beweis zu führen, daß er kein Othello ist, erzwingt er

mit Gewalt für den Fürsten Poniatowski und die polnischen Repräsentanten den Zutritt in das Gemach seiner Gemahlin.

Vor ihnen verlangt er, daß sie sich vorstellen lasse, und dem Diner, zu dem sie erwartet wird, beiwohne; die Deputirten bilden den Chorus zu seinen Worten. Einer unter ihnen, der Älteste, der Angesehenste, der Beredteste unter den Häuptern der Regierung, betrachtet sie ernsten Blickes und ergreift dann etwa folgendermaßen das Wort:

„Alles muß sich fügen, Madame, in Rücksicht auf die Umstände, die so hochbedeutsam sind für die gesammte Nation. Wir hoffen daher, daß Ihr Unwohlsein bis zum Diner gehoben ist, von dem Sie unmöglich fern bleiben können, ohne in den Verdacht zu kommen eine schlechte Polin zu sein."

Marie muß sich dann auf Befehl ihres Gemahls zu Mme. de Vauban verfügen; dies ist die Maitresse des Fürsten Joseph, um sich bei dieser Raths zu erholen in Betreff ihrer Toilette, der Hofvorschriften u. s. w.

Mme. Vauban ist eine geborne Puyot-Barbantane, sie lebte früher in Versailles und siedelte zur Zeit der Emigration nach Warschau über; hier traf sie mit einem alten, ihr abhanden gekommenen Liebhaber zusammen und machte gern mit ihm gemeinschaftliche Sache. Sie hält es für eine der ersten Pflichten einer richtigen Curtisane, dem Souverän, heiße er Ludwig XV. oder Napoleon, Maitressen zuzuführen. Alles, was Bedenken, Schamhaftigkeit, Pflicht, eheliche Treue heißt, erscheint ihr, wenn man es abwägt gegen gewisse Vortheile, nicht schwerwiegend. Hier sind es freilich nicht jene Vortheile, welche als Versuchungen wirken könnten; hier ist eine Tugend zu bezwingen, bei der man Mittel zur Anwendung bringen muß, die einer Vauban nicht recht von der Hand gehen; sie vertraut daher ihre Besucherin,

nachdem sie derselben allerhand Artigkeiten gesagt hat, einer jungen Frau an, welche bei ihr gewissermaßen in der Stellung einer Gesellschafterin ist.

Diese ist ohne Vermögen, von ihrem Manne geschieden, recht hübsch, lebhaft, ja etwas ausgelassen, dem Alter Marie Walewska weit näher stehend als die Vauban und ist voll glühendem Patriotismus. Sie wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach durch diese Eigenschaft vortheilhaft bei Marie einführen.

„Alles, Alles," so ruft sie jeden Augenblick aus, „für die heilige Sache des Vaterlandes!"*)

So gewinnt sie denn auch wirklich mehr und mehr Maries Vertrauen, schleicht sich in dies Herz, das bisher die Freundschaft nicht kannte, das ein Bedürfniß nach Erweiterung fühlt und sich unbewußt hingiebt. Sie stellt sich mit dem Gemahl auf möglichst guten Fuß und verläßt Marie fast nicht mehr; als sie durch ihre Reden, ihre Ausrufe, ihre patriotischen Delirien diese glaubt genügend vorbereitet zu haben, liest sie ihr ein Circular vor, das von den hervorragendsten Patrioten, den Mitgliedern der provisorischen Regierung, unterzeichnet ist und also lautet:

„Madame! Geringfügige Dinge bewirken oft Großes. Die Frauen hatten von jeher einen großen Einfluß auf die politischen

*) Die Dokumente, welche mir zur Verfügung standen, gaben den Namen dieser jungen Frau nicht genau an; ich glaube jedoch sicher zu gehen mit der Annahme, daß es sich hier um jene Mme. Abramowicz handelt, welche 1812, als Napoleon nach Wilna kam, von diesem beauftragt wurde, ihm die Damen der Wilnaer Gesellschaft vorzustellen; in Warschau 1807 wurde behauptet, daß die Abramowicz, damals sehr vertraut mit der Walewska, die Briefe, welche diese an Napoleon schrieb, abfaßte, der Kaiser habe der Walewska in Bezug auf diesen Umstand einmal gesagt: „Schreiben Sie mir, wie Sie wollen, ich will keinen dritten in meine Beziehungen zu Ihnen zugelassen wissen."

Vorgänge in der Welt. Die Geſchichte der entfernteſten gleichwie der allerneueſten Zeit beſcheinigt dieſe Wahrheit. Solange Leidenſchaften die Menſchheit beherrſchen, werden Sie, meine Damen, einer der bedeutendſten Factoren der Macht ſein.

Du, der Mann, Du würdeſt dein Leben hingeben für die gerechte Sache des Vaterlandes. Du, die Frau, kannſt dem Vaterlande nicht dienen mit Waffen in der Hand, Deine Natur widerſtrebt dem. Aber ſtatt deſſen giebt es Opfer, die Du bringen kannſt, bringen ſollſt, ſelbſt wenn ſie Dir peinlich wären.

Glauben Sie, Madame, daß Eſther ſich dem Ahasverus hingab aus Liebe? Das Grauen, welches er ihr einflößte, war ſo furchtbar, daß ſie ohnmächtig wurde, wenn er ſie anſah, iſt das nicht Beweis genug, daß in ihrer Verbindung mit Ahasverus zärtliche Empfindungen keine Rolle ſpielten? Nein! Eſther opferte ſich, um ihr Volk zu retten und hat für alle Zeiten den Ruhm, es gerettet zu haben.

Möchten wir von Ihrem Ruhme und unſerer Wohlfahrt dasſelbe ſagen können!

Sind Sie nicht Tochter, Mutter, Schweſter, Gattin von begeiſterten Polen, welche alleſammt mit uns jenen nationalen Bund darſtellen, welchen keine Zahl mehr vergrößern, keine Einigkeit noch feſtigen kann. Hören Sie auf Das, Madame, was ein berühmter Mann, ein heiliger, ein frommer Diener der Kirche, was Fénélon ſagt: „Die Männer, welche in der Oeffentlichkeit alle Machtvollkommenheit beſitzen, können doch durch ihre Berathungen nichts wirkungsvoll Gutes ſchaffen, wenn ihnen die Frauen nicht dabei an die Hand gehen.“

Hören Sie auf dieſe Stimme, Madame, die ſich mit der unſrigen vereint, damit Sie die Freude am Wohlergehen von zwanzig Millionen Menſchen genießen können!“

Die Familie, das Vaterland, die Religion sind es also, die der bedrängten Walewska befehlen, nachzugeben, es ist das alte, es ist das neue Testament.

Ja, Alles ist in Bewegung gesetzt, um den Fall einer jungen, achtzehnjährigen, kindlich-einfachen Frau, welche weder einen Gatten hat, dem sie sich anvertrauen kann, noch Verwandte, die sie vertheidigen, noch Freunde, die sie retten könnten, möglichst schnell herbeizuführen. Alles ist gegen sie verschworen, und, um sie vollends gefügig zu machen, wird ihr noch das Billet vorgelesen, welches sie unerbrochen zurücksandte.

Sein Inhalt lautet:

„Habe ich Ihr Mißfallen erregt, Madame? Ich hatte doch das Recht, auf das Gegenteil zu hoffen. Habe ich mich getäuscht? Ihre Bereitwilligkeit ist erlahmt, während die meinige zunahm. Sie nehmen mir die Ruhe! O, gewähren Sie ein wenig Freude, o, ein wenig Glück dem armen Herzen, das Sie zu bewundern so bereitwillig ist. Ist es so schwierig, eine Antwort zu erlangen? Sie sind mir zwei schuldig.

N."

In dem Moment, als die freundschaftliche Dame mit dem Vorlesen zu Ende war, trat Herr Walewski ein. Voller Stolz auf die Erfolge seiner Gemahlin, deren Verdienst er sich selbst zuschreibt, besteht er — Walewski ist ein ehrenwerther Mann, begreift aber nichts, hat in Bezug auf das, was von seiner Gemahlin verlangt wird, nicht den geringsten Argwohn — nochmals darauf, daß sie an dem Diner theilnehme.

Marie ist sich wohl bewußt, daß sie einen entscheidenden Schritt thut, alle Welt fordert ihn — so wird sie ihn denn thun.

Bis zum Abend wird ihr Salon nicht leer von geschäftigen

Besuchern, welche voll stummer Beglückwünschungen sind, und damit sie über Nacht nicht ihren Entschluß ändere, verbleibt die Bevollmächtigte der Madame Vauban bei ihr — als Ordonnanz.

Als Marie Walewska, von den Umständen bezwungen, am andern Tage den Wagen bestieg, fand sie einige Beruhigung in dem Gedanken, daß, da sie Napoleon nicht liebe, sie auch eigentlich nichts von ihm zu fürchten habe. Bei ihrer Ankunft drängten sich sogleich Viele der Eingeladenen heran, um sich schon jetzt ihre Protection zu sichern; der Ekel vor ihnen stärkte sie in ihrem Entschluß, sich den Gleichmuth zu bewahren, als Napoleon eintrat. Er war besser vorbereitet als an dem Abend des Balles, um beim Durchwandern der Säle höfliche Redensarten zu vertheilen. Als er rasch vorwärtsschreitend vor der Walewska angelangt war, sagte er weiter nichts als: „Ich glaubte, Madame wäre unwohl; sind Sie ganz wieder hergestellt?“ Die einfachen Worte, die in ihrer beabsichtigten Bedeutungslosigkeit jeden Verdacht beseitigen sollten, hatten in Maries Augen etwas überaus Delicates.

Bei Tafel hatte sie ihren Platz neben Duroc, beinah gegenüber vom Kaiser, der, kaum daß man sich gesetzt hatte, mit dem ihm eigenen kurzen Ton einen Herrn über die Geschichte Polens auszufragen begann. Er schien aufmerksam den Antworten zu folgen, griff einzelne Punkte heraus, um neue Fragen daran zu knüpfen. Aber — ob er nun sprach oder ob er zuhörte — er wandte kein Auge von Madame Walewska, es sei denn, um Duroc zu fixiren, mit welchem er durch eine Art von Zeichensprache Verbindung zu suchen schien.

Man hätte wirklich glauben können, daß das, was Duroc seiner Nachbarin sagte, ihm durch Bewegungen, die der anscheinend in

aufmerksame Verfolgung des hochpolitischen Gesprächs vertiefte Napoleon wie unwillkürlich machte, ihm sufflirt würden. Einmal hält Napoleon seine Hand oben gegen die linke Seite seines Rockes: Duroc ist einen Augenblick in Verlegenheit, und betrachtet seinen Gebieter aufmerksam, endlich scheint er zu errathen und ruft: „Ah.“

Es handelt sich um das Bouquet, das Bouquet von Bronie!

„Was ist aus dem Bouquet geworden, Madame?“ fragt Duroc.

Die Walewska beeilt sich, zu erwidern, daß sie die Blumen, die ihr der Kaiser geschenkt hat, für ihren Sohn aufbewahre.

„Erlauben Sie, Madame,“ fährt mit leiser Stimme Duroc fort, „daß man Ihnen Blumen anbiete, die Ihrer würdiger sind.“

Sie vermuthet in diesen Worten eine Anspielung, die ihr beleidigend erscheint und erwidert sehr laut und vor Scham und Zorn erröthend: „Ich liebe nur die Blumen.“

Einen Augenblick ist Duroc stutzig, dann sagt er:

„Gut denn! Wir wollen Lorbeeren pflücken auf dem Boden Ihrer Heimath und sie Ihnen darbieten.“

Diesmal ist er geschickter gewesen, denn seine Worte riefen eine sichtliche Verwirrung bei seiner Nachbarin hervor.

Als die Tafel aufgehoben war und die Gesellschaft sich in die Salons verfügte, näherte sich ihr plötzlich im Gedränge der Kaiser, und indem er einen Blick auf sie richtet, wie er nur seinem Auge zur Verfügung stand, einen Blick von dämonischer Gewalt sagt er ihr ganz leise:

„Nein, nein! Wer so sanfte, so gefühlvolle Augen mit

einem ſolchen Ausdruck von Güte hat, läßt ſich erweichen und gefällt ſich nicht darin, zu quälen. Es wäre denn die Kokettſte, die Grauſamſte aller Frauen."

Er entfernt ſich; die Herren folgen ihm; Marie läßt ſich bewegen, zu Mme. de Vauban zu fahren. Dort iſt ſie erwartet. Es ſind Eingeweihte, es ſind einige Tafelgäſte da, welche ſie umringen:

„Er hat nur ſie geſehn. Flammende Blicke hat er ihr zugeworfen."

„Sie allein iſt im Stande, unſre nationale Sache vor ihm zu vertreten, ſie allein kann ihn erweichen, ihn beſtimmen, Polen wieder herzuſtellen."

Das ſind die Worte, die ihr entgegenklingen. In dem Augenblick, als Duroc eintritt, iſt ſie gerade allein mit jener Dame, die wie eine Klette an ihr hängt.

Die Thüren werden geſchloſſen, Duroc nimmt neben ihr Platz, auf ſeine Kniee legt er einen Brief, ergreift ihre Hand, und ſagt in bittendem Ton:

„Könnten Sie, Madame, Demjenigen eine Bitte abſchlagen, dem noch nie etwas verweigert worden iſt? Würden Sie nicht die trüben Wolken verſcheuchen wollen, welche augenblicklich ſeinen Ruhm beſchatten, ſein Gemüth verdüſtern? Ihm den Sonnenſchein wieder zu geben, hängt von Ihnen ab, Ihnen allein . . ."

In dieſem Tone ſpricht er eine ganze Weile fort. Sie aber antwortet nicht, ſie macht ihre Hand frei und bedeckt damit ihr Geſicht — ſie weint wie ein Kind.

Die Dame neben ihr antwortet ſtatt ihrer und verſichert, Madame Walewska werde ſich zu dem Rendezvous einſtellen.

Dieſe iſt vor Erregung keines Wortes fähig: die Sprecherin wirft ihr vor, eine ſchlechte Polin zu ſein und meint, man

könne nicht genug für Napoleon thun. Sie giebt dem scheidenden Duroc neue Versicherungen mit auf den Weg, dann erbricht sie den Brief und liest mit lauter Stimme:

„Es giebt Augenblicke, in denen eine hohe Stellung zur Last wird — das empfinde ich jetzt. Wie soll ich das Bedürfniß meines übervollen Herzens befriedigen? Ich möchte Ihnen zu Füßen stürzen und fühle mich zurückgehalten von schwerwiegenden Rücksichten; sie lähmen das stärkste Verlangen, das es giebt! .. Ach, wenn Sie wollten .. Sie allein könnten die uns trennenden Hindernisse beseitigen. Mein Freund Duroc wird Ihnen die Wege ebnen.

O! kommen Sie, kommen Sie! Alle Ihre Wünsche sollen Befriedigung finden. Ihr Vaterland wird mir um Vieles theurer sein, wenn Sie Erbarmen haben mit meinem armen Herzen. N."

Das Schicksal Polens ist in ihre Hand gelegt! Es sind nicht mehr Andere, die es sagen: er selbst sagt es.

Der Gedanke, welchen seit fünf Tagen ein Jeder, welcher sich ihr nähert, ausspricht und unzählige Male wiederholt, setzt sich in ihrem Hirn fest: von ihr also hängt es ab, daß Polen wiedererstehe, daß die schändlichen Theilungen aufgehoben, die abgetrennten Glieder sich wieder der Nation einfügen, daß der weiße Adler seine Fittige wieder schwinge! Aber was ist sie? Versteht sie es, eine solche Rolle zu spielen? Man hat die Antwort bereit: sie solle nur den Rathschlägen folgen, an denen es ihr nicht fehlt.

Noch kämpft sie mit sich selber. Sie soll sich preisgeben? Ihr Schamgefühl lehnt sich dagegen auf. Man hält ihr vor, daß sie, die schlichte Tochter der Provinz, in beengenden Vorurtheilen befangen sei, daß jede Andere gern bereit wäre, den

Platz anzunehmen, der ihr geboten wird. Warum ihn ausschlagen? Wie mag sie nur an dem Guten zweifeln, für das sie Napoleon gewinnen könnte? Napoleon, so sehr er immer Kaiser ist, ist doch nur ein Mann, ein Mann, in dem die Liebe brennt. . .

„So macht denn mit mir, was Ihr wollt," das sind die Worte, mit denen Madame Walewska den langen Conflict beendet.

Nur eins lehnt sie ab: sie will nicht schreiben, will den Brief nicht beantworten. Sie ist körperlich und geistig abgespannt; man läßt sie allein; man verschließt aber die Thür — wenn sie ihren Entschluß änderte, wenn sie entwiche!

Sie denkt nicht daran, sie überlegt, nein, sie träumt.

Kann sie, ohne sich vor Erniedrigung zu fürchten, einer Zusammenkunft mit Napoleon entgegensehen? Kann sie, wenn sie dem Kaiser Achtung einflößt, nicht sein Vertrauen gewinnen und ihm die Wünsche ihres Volkes ans Herz legen? Er würde ihr doch nicht Gewalt anthun! Liebe kann sie ihm nicht entgegenbringen, wohl aber Bewunderung, Enthusiasmus, pietätvolle Dankbarkeit.

Ihre unbefleckte Phantasie, die Phantasie einer Achtzehnjährigen, welche nichts kennt als die wohl etwas platonischen Liebkosungen eines siebzigjährigen Gatten, betritt ein Traumreich, in welchem die Keuschheit des Weibes nichts zu fürchten hat von der Keuschheit des Mannes, wo, befreit von den Fesseln der Sinne, die Seelen zu einander sprechen, sich verstehen, und gegenseitig zu einer Harmonie ergänzen, die man eine göttliche nennen muß.

So ist denn Alles geordnet: sie wird nicht schreiben, wird nicht sprechen. In ihrem Hause wird sie den Tag über fest-

gehalten und am Abend Denen übergeben werden, welche sie abholen.

Langsam schleichen die Stunden dahin, bald blickt sie erschreckt auf die Zeiger der Uhr, bald ahnungsbang auf die Thür, durch die sie zum Richtplatz gehen wird.

Um halb elf Uhr wird an die Thür geklopft.

Schnell stülpt man ihr einen Hut mit langem Schleier über den Kopf, hüllt sie in einen Mantel, führt sie nach der nächsten Straßenecke, an der ein Wagen sie erwartet. Man nöthigt sie hinein. Ein Mann mit langem Bart und rundem Hut, der am Schlage stand, setzt sich neben sie. Es wird kein Wort gesprochen. Schon hält der Wagen vor einer Seitenthür des „großen Palais". Sie wird aus dem Wagen gehoben; man führt sie, indem man die schwankende Gestalt stützt, bis zu einer Thür, welche von innen mit schnellem Griff geöffnet wird; man nöthigt sie zu einem Fauteuil.

Napoleon steht vor ihr.

Sie kann ihn nicht sehn, denn ihre Augen sind voll Thränen. Er kniet zu ihren Füßen nieder, spricht leise und sanft. Bei seinen Worten „Dein alter Mann" springt sie, einen Schrei ausstoßend, auf; sie will fort, sie erstickt fast in krampfhaftem Schluchzen. Diese Worte haben ihr alle Schrecken ihrer Lage, die Verworfenheit des Schrittes, welchen sie thun wollte, in's Bewußtsein zurückgerufen. Er blickt erstaunt drein, er versteht Nichts. Es ist für ihn das erste Mal, daß er in einer solchen Lage ist.

Diese Frau, welche sich wohl hat bitten lassen, aber doch nicht allzu sehr, welche zu einem nächtlichen Stelldichein kommt, und nun, in Thränen fast erstickend, zur Thüre drängt — ist es eine abgefeimte Kokette, oder ist sie naiv ohne gleichen? Ist

es eine Comödie, die man ihm vorspielt, um aus seinen Gelüsten höchste Preise zu ziehen?

Nein, der Schrei, den sie ausstieß, hatte keinen trügerischen Ton, die Bewegungen waren der Ausdruck inneren Dranges, sie waren zu spontan, zu natürlich, von Kunst war keine Rede.

Von der Thür, an welche sie sich anklammert, führt er sie mit sanfter Gewalt zu einem Sessel zurück, und mit einer Stimme, welche weich und schmeichlerisch war, welche nur zuweilen in den ihr eignen scharfen Ton des Befehls zurückfiel, fängt er an, sie auszufragen, indem er zugleich sorgfältig vermeidet, sie zu verletzen. Durch die unwiderstehliche Logik seiner Fragen entreißt er ihr Bruchstücke von Antworten, aus denen er sich Waffen herstellt.

Hat sie sich aus freier Entschließung Dem hingegeben, dessen Namen sie trägt? Geschah es aus Liebe zu Reichthümern und Titeln? Wer hat sie dazu vermocht, ihre Jugend, ihre kaum erblühte Schönheit, dem hinfälligen Greisenalter zu vereinen?

Es war ihre Mutter, welche die Heirath wünschte.

„Du könntest wohl Gewissensbisse haben," ruft er.

„Der auf Erden geschlossene Bund kann nur im Himmel gelöst werden," ruft sie.

Napoleon lacht. Sie ist entrüstet und fängt wieder heftiger an zu weinen. Ihm scheint diese Frucht von einer Art, wie er sie noch nicht gekostet: eine Frau, die ihrem Manne, die den Principien ihrer Religion treu bleiben will, kam zu ihm in der Nacht, in seine Gewalt — wie reimt sich das? Das ist für ihn ein Geheimniß, dem er auf den Grund kommen will.

Seine Fragen beginnen von Frischem: über ihre Erziehung, ihr Leben auf dem Lande, die Gesellschaften, welche sie besuchte, ihre Mutter, ihre Familie. Er muß Alles wissen, auch den

Namen, den sie in der Taufe erhielt und mit dem er sie fortan nennt. —

Um 2 Uhr morgens wird an der Thür geklopft.

„Wie? Schon!“ ruft er. „Süße, klagende Taube, trockne Deine Thränen, ruhe Dich aus. Fürchte den Adler nicht mehr, der keine Kräfte Dir gegenüber hat, als die einer glühenden Liebe, einer Liebe, die vor Allem Dein Herz will. Du wirst ihn zuletzt liebgewinnen, denn er wird Alles für Dich sein Alles — verstehst Du wohl.“

Er ist ihr behülflich, den Mantel umzuhängen und führt sie zur Thür, die Hand auf dem Riegel, läßt er sich schwören, daß sie am andern Tage wiederkommen werde.

Zu Hause angelangt, wird Marie allmählich ruhiger; es ist ihr, als solle ihr Traum Wirklichkeit werden. Er war gut, er war zärtlich, nicht gewaltthätig — hat ihr Nichts angethan, hat sie geschont — warum sollte er es nicht auch am nächsten Abend thun?

Um neun Uhr morgens tritt die Vertraute bereits an ihr Bett; sie hat ein Paket in der Hand, welches sie mit geheimnißvoller Miene seiner Umhüllung entledigt, nachdem sie zuvor die Thür sorglich verschlossen hat. Es kommen verschiedene Schmuckkästchen in rothem Maroquin, Blumen, untermischt mit Lorbeerzweigen und ein versiegelter Brief zum Vorschein. Kaum aber hat sie den Etuis ein prachtvolles Diamantenbouquet und ein mit Diamanten besetztes Gehänge entnommen und läßt die Steine im Sonnenlicht spielen, als auch die Walewska schon nach dem Tand greift und ihn in eine Ecke des Zimmers schleudert. Glaubt man, sie wäre käuflich, und solche Gabe genüge, damit sie sich preisgebe!

Die Vertraute erbricht den Brief und liest:

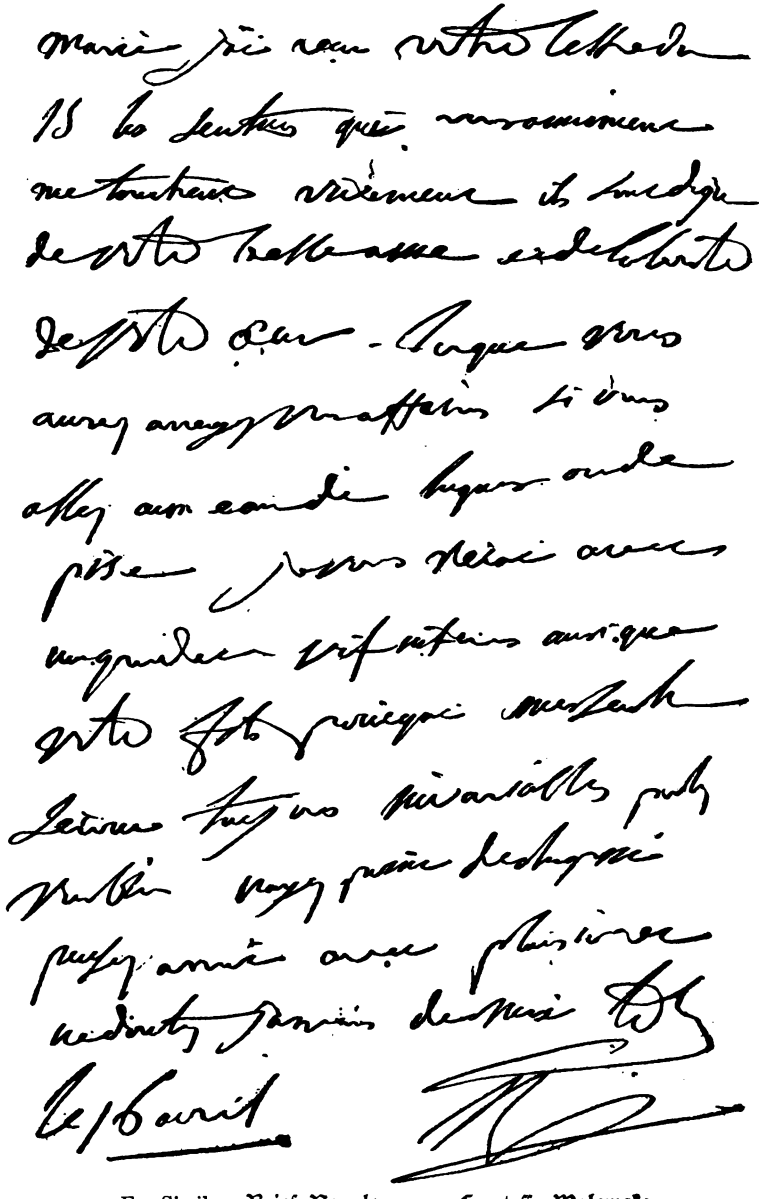
„Marie, meine ſüße Marie! Mein erſter Gedanke biſt Du, mein erſtes Verlangen iſt es, Dich wiederzuſehen. Du kommſt wieder, nicht wahr? Du haſt es mir verſprochen. Wenn nicht, ſo wird der Adler zu Dir fliegen. Ich werde Dich zu Tiſch ſehen, der Freund ſagt es. Geruhe dieſes Bouquet anzunehmen; möge es zu einem geheimnisvollen Verbindungsgliede zwiſchen uns inmitten des Menſchengewühls werden und verſtohlene Beziehungen vermitteln. Den Blicken der Menge ausgeſetzt, können wir uns verſtändigen. Wenn ich die Hand auf's Herz drücke, ſo wirſt Du wiſſen, daß es ganz von Dir in Anſpruch genommen iſt, und um zu antworten, drückſt Du Dein Bouquet an Dich. Liebe mich, meine reizende Marie, möge Deine Hand ſich nie von Deinem Bouquet trennen. N."

Mag in dem Brief ſtehen was immer, Marie Walewska will nichts davon wiſſen, nichts vor Allem von den Diamanten, nichts von den Blumen, den Lorbeerzweigen. Dem bevorſtehenden Diner ſich zu entziehen, würden aber alle ihre Bemühungen vergeblich ſein; um ſie her ſind die Ehrgeizigen in voller Bewegung, ihre Familie iſt trunken von Glück, ihr Gemahl nach wie vor blind, er hat auch nicht den flüchtigſten Eindruck von dem, was vor ſich geht; er iſt es, der am meiſten nach Einladung verlangt.

Bei ihrem Erſcheinen nnter den Tafelgäſten drängt man ſich an ſie heran; man läßt ſich ihr vorſtellen. Es ſcheint, als wüßten alle dieſe unbekannten Leute von dem Vorgange des geſtrigen Abends.

Der Kaiſer ſieht verſtimmt aus, er runzelt die Stirn; er richtet ſeinen böſen Blick auf die arme Frau, dieſen durchdringenden, forſchenden Blick, der ſticht und zugleich brennt.

Plötzlich bemerkt ſie, daß er zu ihr will; in ihrer Angſt, es



Fac-Simile. **Brief Napoleons an Comteſſe Walewska.**
(Ueberſetzung nächſte Seite. — Sammlung des Herrn Brennot.)

könne zu einer öffentlichen Scene kommen, legt sie ihre Hand auf die Stelle, an welcher das Bouquet sich hätte befinden sollen — alsbald mildert sich der zornige Ausdruck seiner Züge, er antwortet mit dem analogen Zeichen und ehe man sich zu Tisch setzt, flüstert er Duroc etwas in's Ohr.

Dieser hat wiederum seinen Platz neben der Walewska und überschüttet sie mit Vorwürfen, daß sie ohne Bouquet komme; sie erwidert kurz, daß sie keine Geschenke der Art annähme; man möge sich das gesagt sein lassen. Das, was sie allein dankbar und hoch schätzen würde, wäre die Hoffnung für die Zukunft Polens.

„Hat Ihnen denn der Kaiser," frug Duroc, „diese Hoffnung vorenthalten?"

Er zählte eine ganze Reihe von Erlassen auf, welche mehr werth seien als Versprechungen. Kann sie denn noch zweifeln, daß der Kaiser sie liebt?

Napoleon hat auch heut nur Augen für sie. Während es den Anschein hat, als wäre er ausschließlich von der Unterhaltung

*) „Marie, j'ai reçu votre lettre du 15. Les sentiments qui vous animent, me touchent vivement; ils sont dignes de votre belle âme et de la bonté de votre cœur. Lorsque vous aurez arrangé vos affaires, si vous allez aux eaux de Lucques ou de Pise, je vous verrai avec un grand et vif intérêt, ainsi que votre fils, pour qui mes sentiments seront toujours invariables. Portez-vous bien, n'ayez point de chagrin, pensez à moi avec plaisir et ne doutez jamais de moi.

Le 16 Avril. N."

„Marie, ich habe Ihren Brief vom 15. erhalten. Die Empfindungen, von denen Sie erfüllt sind, berühren mich lebhaft; Sie sind Ihrer schönen Seele wie Ihrer Herzensgüte würdig. Wenn Sie Ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht haben und in die Bäder von Lucca oder Pisa gehen, werde ich Sie mit großem und lebhaftem Interesse sehen, ebenso wie Ihren Sohn, für den meine Gesinnungen stets dieselben bleiben werden. Möge es Ihnen wohl gehen; machen Sie sich keine Sorgen, denken Sie mit Vergnügen an mich und zweifeln Sie nie an mir. Den 16. April. N."

in Anspruch genommen, hat er fortwährend die Hand auf dem Herzen.

Wenn er kurz vor Tisch Duroc zu sich rief, und ihm Etwas ins Ohr flüsterte, so handelte es sich um den Auftrag, seine Tischnachbarin an ihr Versprechen zu erinnern, daß sie am Abend sich wieder einstellen wolle. Duroc sprach vom Elende irdischer Größe, von dem Bedürfniß, welches ein Souverän wie Napoleon fühlen müsse, ein Herz zu finden, welches ihn verstehe; er sprach über den Ruhm der Mission des Weibes und andere erhabene Dinge.

Sie war einmal gegangen, ohne daß ihr böses widerfahren wäre, da konnte sie es ja noch einmal riskiren. Dieselben Vorsichtsmaßregeln sind getroffen, sie gelangt auf dieselbe Weise zu ihm.

Er ist finster und scheint von Sorgen bewegt.

„Da sind Sie endlich, ich glaubte nicht mehr Sie zu sehen," rief er, entledigt sie ihres Mantels, geleitet sie zu einem Fauteuil und vor ihr stehend, befiehlt er ihr in strengem Tone, sich zu rechtfertigen.

Warum ist sie nach Bronie gekommen? Warum hat sie ihm Empfindungen eingeflößt, welche sie nicht theilte? Warum hat sie, bis auf die Lorbeerzweige, seine Gaben zurückgewiesen? Was hat sie mit den Diamanten gemacht? Er hatte an dieselben die Erwartung „vieler interessanter Augenblicke" geknüpft, sie hat ihm die Hoffnung geraubt. Weshalb? Seine Hand hat sein Herz nicht verlassen, ihre Hand hat sich nicht gerührt, nur einmal hat sie geantwortet.

Indem er sich zornübermannt vor die Stirn schlägt, ruft er:

„Das iſt die richtige Polin! Sie ſind es, die mich beſtärkt in meiner Meinung über die polniſche Nation!“

Ganz beſtürzt über ihren rauhen Empfang und jetzt innerlichſt erſchüttert durch ſeine Worte, ſagt ſie kaum hörbar:

„O! dieſe Meinung, Sire, — ſagen Sie mir dieſe Meinung, ich bitte.“

Er antwortet ihr, daß er die Polen für leidenſchaftlich und leichtſinnig halte. Alles ſei bei ihnen Einbildung, von Syſtem keine Spur. Ihre Begeiſterung ſei eine aus dem Augenblick entſprungene, ſei ungeſtüm und lärmend; ſie verſtänden es nicht, dieſelbe zu zügeln, ſie zu erhalten.

Und dieſe ſeine Meinung ſei auch ihr Portrait, fügt er hinzu. Iſt ſie nicht wie eine Tolle auf ſeinen Weg gelaufen, um ihn zu ſehen? Er habe ſich von ihrem zärtlichen Blick, von ihren leidenſchaftlichen Aeußerungen ſein Herz rauben laſſen, mit demſelben wäre ſie verſchwunden. Er habe nach ihr geſucht, aber vergebens. Als ſie endlich, eine der Letzten, erſchienen wäre, ſei ſie kalt wie Eis geweſen. Sie möge nur wiſſen, daß ſtets, wenn er etwas für unmöglich gehalten habe, er es nur um ſo lebhafter gewünſcht habe. Es entmuthige ihn nichts. Die Idee der Unmöglichkeit ſtachle ihn und er rücke beſtändig vor. Gewöhnt wie er ſei, daß Alle mit Bereitwilligkeit den Wünſchen nachkommen, welche er ausſpräche, träfe der Widerſtand, welchen ſie ihm entgegenſetze, ſein Herz.

Er wird immer erregter; der Zorn — ſei es ein wirklicher oder erkünſtelter Zorn — ſcheint ihm zu Kopf zu ſteigen.

„Ich will! Verſtehſt Du das Wort?“ beginnt er wieder. „Ich will Dich zwingen, mich zu lieben. Ich habe den Namen Deines Vaterlandes wieder erſtehen laſſen, dank mir iſt die Wurzel erhalten. Ich werde noch mehr thun. Aber denke

daran, daß, wie dieſe Uhr, die ich in der Hand halte und jetzt vor Deinen Augen zerſchmettere, alle Deine Hoffnungen dahin ſein ſollen, wenn Du mich auf's Aeußerſte treibſt, wenn Du mein Herz verſtößeſt und mir das Deinige verſagſt."

Vor dieſer Heftigkeit, dieſen Drohungen, vor der Uhr, welche klirrend in Stücke zerſpringt, erſchrickt die arme Walewska derart, daß ſie ohnmächtig zu Boden fällt.

Als ſie wieder zu ſich kommt, gehört ſie ſich ſelbſt nicht mehr! Er befindet ſich dicht neben ihr, trocknet die Thränen, welche ihm Tropfen auf Tropfen über die Wangen rinnen . . .

Von nun an kommt ſie jeden Abend in das Palais, läßt ſeine Liebkoſungen, für welche ſie immer noch den Preis erwartet, über ſich ergehen. Eine proviſoriſche Regierung, der Embryo einer Armee, einige Schwadronen Chevauxlegers, die der Kaiſergarde eingefügt werden . . . iſt das der Preis, den ſie erwarten durfte? Es giebt nur eine Bezahlung, die ſie zufriedenſtellen würde, die ſie in ihren eigenen Augen abſolviren würde: das iſt die Wiederherſtellung Polens als ſelbſtſtändiger Staat.

Unfähig, eine Empfindung zu erheucheln, die ihrem Herzen fremd iſt, eine Leidenſchaft zu ſimuliren, die ihr Schamgefühl nicht zuläßt, hat ſie nichts, deſſen ſie bedürfte, den mächtigen Liebhaber zu beherrſchen, ihn zu gängeln, ja ſie hat nicht einmal Geſchick genug, ihm die Beweggründe ihres Handelns zu verbergen. An jedem Abend lenkt ſie die Unterhaltung auf dasſelbe Thema und jedesmal wird ſie vertröſtet, es werden ihr Verſprechungen gemacht, Hoffnungen in ihr erweckt, aber immer auf ſpätere Zeiten, auf die Zukunft, für die ſie jetzt duldet, ohne zu wiſſen, wann aus dieſem verheißenen Morgen ein Heute werden ſolle.

Unter ihren Landsleuten begegnet ſie keinem Tadel — ihren

Gemahl hat sie allerdings verlassen müssen — man macht ihr von allen Seiten den Hof, man sieht in ihr nicht etwa eine Favoritin, sondern eine, die sich selbst opfert, es ist niemandem unbekannt, in welchem Maße sie leidet und wie sehr sie Achtung und Mitleid verdient. Es sind die eignen Schwestern ihres Gemahls, die Prinzessin Jablonowska und Gräfin Birginska, die ihr Ehrengeleit bilden. Wenn sie wollte, würde sie in Warschau die erste Rolle spielen; wenn sie eine Andere wäre, als sie ist, könnte sie sich als souveräne Gebieterin der Polen bewegen. Da sie aber auf nichts Ansprüche erhebt und mit dem Dunkel vorlieb nimmt, so huldigt man ihr weniger als daß man Mitleid mit ihr hat.

An ihrem Verhältniß findet im Allgemeinen niemand ein Aergerniß, denn die damalige polnische Gesellschaft versteckt die Gewohnheiten der orientalischen Polygamie hinter der sceptischen Eleganz, die einst in Versailles Mode war, hält fest an den Beispielen, welche Katharina die Große gab und findet in der Ehescheidung eine Art gesetzliche, ja religiöse Sanction für außereheliche Phantasieen.

Es gab zu jener Zeit keinen vornehmen Mann in Polen, der nicht neben seiner Gemahlin in der Gesellschaft eine Maitresse, die auch den Titel führte, gehabt, der nicht auf einem seiner Schlösser in der Provinz eine oder mehrere Georgierinnen gehalten hätte.

Aus diesem Grunde erschien auch Napoleon den Häuptern des polnischen Adels als ein überaus sittenstrenger Souverän: er führte Kriege, ohne einen Harem hinter sich her zu schleppen — das erschien ganz außerordentlich. Er hat die Frauen nicht angenommen, die sich eine wie die andere ihm bereitwillig hingegeben hätten — das ist verblüffend. Er hat nur nach Einer

verlangt und wartet, bis sie ihm gehören werde — das ist noch nicht dagewesen!

Die Art, wie der polnische Adel lebte, schien es zu erheischen, daß man Napoleon, der nach Warschau kam, um dort eine Zeit lang zu residiren, Diejenige anböte, nach welcher er am meisten verlangen könnte.

Eine solche fand sich auch, aber sie war von anderem Schlage, als es feile Weiber sind, sie war sittenrein, einfach, schamhaft, edel, nicht bedacht auf ihren Vortheil, voll Vaterlandsliebe, hatte auch das Zeug dazu, eine dauernde Neigung einzuflößen — sie war für Napoleon keine Maitresse von heute auf morgen, sondern eine Art von „Nebenfrau" für ihn, war seine „polnische Gemahlin," welche allerdings an der kaiserlichen Würde, am Glanz des Thrones keinen Antheil hatte — sie war eine Gesandtin der polnischen Nation beim Kaiser Napoleon.

Durch ein bis jetzt nur lose geschürztes Band, welches sie jedoch später enger knüpfen konnte, gedenkt sie, das Herz Napoleons an das Geschick Polens zu fesseln. Durch ihre stumme Gegenwart allein schon will sie ihn nöthigen, an seine Versprechungen zu denken, ihn veranlassen, sich zu rechtfertigen, wenn er dieselben nicht hält, will sie sein Gewissen wachrufen über eine nicht bezahlte Schuld.

Einem solchen Gedankengange ist die Richtigkeit nicht abzusprechen, auch kommt Napoleon in der That beinahe jeden Abend von selbst auf das Problem zurück, welches die Gegenwart der schönen Polin in ihm wachruft.

Er fühlt es wohl und spricht sich offen darüber aus, daß sie nicht ihn liebt, sondern ihr Vaterland; sie bestätigt es ohne Rückhalt, und er, der bei dem geringsten Verdacht, daß eine Frau ihn leiten, ihn benutzen wollte, zornig aufbäumen würde,

liefert ihr, der kindlich Aufrichtigen, seine Geheimnisse aus. Er sieht, wie vollkommen sie von Allem abgelöst ist, was den Ehrgeiz anderer Frauen ausmacht, und wünschte in der That, sie zufrieden zu stellen; allein er ist ein insolventer Schuldner, der das Salair nicht zahlen kann, welches sie zu beanspruchen berechtigt ist. . . .

„Du kannst versichert sein," sagt er ihr, „daß das Versprechen, welches ich Dir gegeben habe, erfüllt werden wird. Schon habe ich Rußland gezwungen, das Stück Land fahren zu lassen, welches es an sich riß. Die Zeit wird das Uebrige thun. Auf einmal geht es nicht. Die Politik ist ein Seil, das zerreißt, wenn man es zu straff anzieht. Inzwischen haben Eure Politiker Zeit, sich auszubilden. Wieviel habt Ihr deren? Reich seid Ihr an guten Patrioten, habt kräftige Arme, ich gebe es zu. Eure Leute haben Ehre, Muth, Tapferkeit, aber das genügt nicht — eine große, allgemeine Einmüthigkeit ist erforderlich."

Unaufhörlich kommt er in seinen Abendunterhaltungen — und das ist so seltsam wie überraschend bei einem Manne, der es nie zugeben wollte, daß Frauen sich um Politik kümmerten — auf Dinge zu sprechen, die geschehen müssen, um die Lage des Volkes zu bessern und ein allgemeines Wohlbefinden herbeizuführen: es müsse eine dahin zielende allgemeine Anstrengung hervorgerufen werden, und wäre es auf Kosten der grundsässigen Aristokratie.

„Du weißt," sagt er ihr, „daß ich Deine Nation liebe, daß meine Absichten, meine politischen Anschauungen dahin gehen, sie in ihrem Ganzen wieder herzustellen. Gern werde ich ihre Bemühungen unterstützen, ihre Rechte wahren, Alles, was von mir abhängt, vorausgesetzt, daß es mich nicht von meinen

Pflichten Frankreich gegenüber abzieht, und den Interessen Frankreichs nicht widerspricht, unzweifelhaft thun; aber Du mußt bedenken, wie weit wir örtlich von einander getrennt sind, was ich heute aufbaue, kann morgen schon in Trümmern liegen. Meine ersten Pflichten gelten Frankreich, ich darf Frankreichs Blut nicht vergießen für eine seinen Interessen fremde Sache, das Volk nicht bewaffnen, um Euch jedes Mal zu Hülfe zu kommen, wenn es nöthig ist."

Von solchen gewichtigen Gedanken wandte er sich, zum nicht geringen Erstaunen seiner Zuhörerin, zu den Klatschgeschichten der Salons, zu den Histörchen und Anekdoten. Er will, daß sie ihm über das Privatleben von Jedem Auskunft gebe, mit dem er in Berührung kommt. Unersättlich ist seine Neugier, sie zieht die geringsten Kleinigkeiten in ihr Bereich. Er sieht darin ein Mittel, um sich hier, wo so große Interessen auf dem Spiel stehen, über die maßgebenden Persönlichkeiten eine Meinung zu bilden.

Aus der Gesammtheit der kleinen, sich leicht seinem Gedächtniß einprägenden Geschehnisse, nach denen er verlangt wie nach Leckereien, macht er seine Schlüsse, und seine Berichterstatterin merkt, wie er sich aus denselben Waffen verfertigt — auch gegen sie selbst. Wenn sie protestiert, über sein Urtheil erzürnt ist, so endet der Streit jedes Mal damit, daß er ihr auf die Wange klopft und sagt:

„Meine gute Marie, Du bist werth, eine Spartanerin zu sein und ein Vaterland zu haben." —

Napoleon würde Marie Walewska nicht so lieben, wie er sie liebt, wenn er sich nicht auch um ihre Toiletten bekümmerte; er hält sich in diesem Punkt nämlich für den größten Kenner. „Sie wissen, wie sehr ich in Bezug auf Toiletten Bescheid weiß,"

ſchreibt er an Savary. Als es ſich nach Errichtung des Conſulats darum handelte, einigen ſouveränen Fürſtinnen Geſchenke zu machen, iſt er es, der dieſelben ausſucht. An ſeinem Hofe entgeht keine geſchmacklos gekleidete Dame ſeinen kritiſchen Bemerkungen, ſelbſt Joſephine, welche ihn an den größten Kleiderluxus, die ausgeſuchteſte Eleganz gewöhnt hat, iſt nicht immer vor einer tadelnden Bemerkung ſicher. Kleider von dunkler Farbe kann er nicht leiden, und Mme. Walewska iſt darauf verſeſſen, ſich ſehr einfach zu kleiden: weiß, grau oder ſchwarz; als er ihr darüber ſein Mißfallen ausdrückte, erwiderte ſie: „Eine Polin ſoll Trauer tragen für ihr Vaterland; haben Sie daſſelbe hergeſtellt, ſo werde ich nur noch in Roſa gehen.“

So führt ihn denn Alles und Jedes auf denſelben Gegenſtand zurück; aber er wird nicht ungehalten darüber, und ſeine lebhafte Liebe nimmt deshalb nicht ab. Zu dieſer Zeit ſchrieb er an ſeinen Bruder Joſeph:

„Meine Geſundheit war noch nie ſo gut wie jetzt, daher bin ich auch viel galanter geworden, als ich es früher war.“

Dieſes Bekenntniß iſt, da es gar nicht ſeinen ſonſtigen Gepflogenheiten entſpricht, ſehr bezeichnend.

Es genügt ihm nicht, die Geliebte allabendlich in ſeinen Privatgemächern zu empfangen, ſie muß bei allen Diners, allen Feſten, an denen er während ſeines Aufenthaltes in Warſchau bis zur Eylauer Schlacht theilnimmt, zugegen ſein — und jeden Augenblick ſpricht er zu ihr in den verabredeten ſtummen Zeichen, während er der Geſellſchaft mit der größten Genauigkeit Ereigniſſe erzählt oder feierliche Reden hält.

„Darüber wunderſt Du Dich,“ ſagte er, „nicht wahr? Bedenke, daß ich den mir zugewieſenen Poſten ausfüllen muß. Ich habe jetzt die Ehre, Völker zu befehligen. Früher war ich nur

eine Eichel, jetzt bin ich der Eichbaum. Ich rage empor, man sieht mich, man betrachtet mich von allen Seiten, aus der Nähe, aus der Ferne. Dieser Umstand zwingt mich, eine Rolle zu spielen; ich kann mich also manchmal nicht natürlich geben; die Rolle muß ich durchführen, um der mir von meiner Stellung auferlegten Repräsentationspflicht zu genügen. — Aber während ich für Alle die hohe Eiche bin, möchte ich für Dich allein die Eichel sein. Wie soll ich es anfangen, wenn die Menge mich beobachtet, Dir zu sagen, „Marie, ich liebe Dich", und ich habe doch jedesmal, wenn ich Dich ansehe, diesen Wunsch."

Als Napoleon sein Hauptquartier nach Finckenstein verlegte, mußte die Walewska ihm folgen; der dortige Aufenthalt hatte etwas Melancholisches, er erinnert sie an Walewice und ihren alten Gatten. Die Einsamkeit war nur unterbrochen durch die Mahlzeiten, die sie allein mit dem Kaiser einnimmt, von einem einzigen Lakaien bedient. Die langsam schleichenden Stunden verbrachte sie mit Lectüre oder Tapisseriearbeiten; als Zerstreuungen galten die Paraden, denen sie vom Schloß aus durch die geschlossenen Jalousien zusah. Sie war abgesperrt gegen die Außenwelt wie in einem Kloster: keine Gesellschaft, kein Vergnügen, kein Kokettiren; aber ihr gefällt dies Leben weit besser, als das prunk- und geräuschvolle, das sie in Warschau führen mußte.

Napoleon vertieft sich während dieser einsamen Tage in Finckenstein immer mehr in ihr Wesen; er erkennt in ihr die Vertreterin eines Frauentypus, wie er ihn in Josephine zu finden glaubte. Es ist die sanfte, gefügige, aufmerksame, schüchterne Frau, die keinen Ehrgeiz besitzt, vielleicht kaum einen eigenen Willen, die ihm ganz angehört, nur für ihn lebt, und die, wenn

ſie von ihm eine Gunſt verlangt, in der Erfüllung derſelben nicht die That eines einfachen Menſchen, ſondern eines faſt göttlichen Weſens ſieht.

Das Alles ſind Eigenſchaften, welche die zarteſten Saiten ſeines Innern berühren, und als die Zeit ſeiner Rückkehr nach Paris gekommen war, verlangte er von ihr, ſie ſolle ihm folgen.

Hat er ihren Traum zur Wirklichkeit gemacht? Hat er ihr Opfer belohnt? Mißbraucht hatte er ſie und ſie in Verzweiflung geſtürzt: ſie lehnt es kurz ab, ihm zu folgen. Sie erklärt, ſie werde ſich in ländliche Einſamkeit zurückziehen, und in Trauer und Gebet auf die Erfüllung des von ihm nicht gehaltenen Verſprechens warten.

Und er:

„Ich weiß, Du willſt ohne mich leben . . ich weiß, daß Dein Herz mir nicht gehört. . . Aber Du biſt gut, ſanft, Dein Herz iſt edel und rein! Kannſt Du mich der wenigen Augenblicke des Glückes, die ich jeden Tag mit Dir verbrachte, berauben wollen? Und man hält mich für den Glücklichſten auf Erden!“

Er ſagt dieſe Worte mit einem ſo bittern, ſo traurigen Lächeln, daß ſie von einem unerklärlichen Mitleid für dieſen Herrn der Welt plötzlich hingeriſſen, das Verſprechen giebt, nach Paris zu kommen.

Sie kam dorthin Anfang 1808; von da an war dieſer geheimnisvolle Liebesbund eine große, wichtige Herzensſache für Napoleon, wenn er ſich trotzdem auch hier und da einen Treubruch zu Schulden kommen ließ.

Das Verhältniß nahm ſo eigentümliche Formen an, daß, wenn man nicht allerhand Beweiſe aufgefunden hätte, wenn nicht von verſchiedenen Seiten ineinandergreifende Details,

authentische Daten herbeigebracht worden wären, die Spuren sich verloren, man einen Zusammenhang der Ereignisse kaum gefunden haben würde.

Während des Feldzuges von 1809, soviel steht fest, begab sich Madame Walewska nach Wien, wo in der Nähe des Schönbrunner Schlosses ein sehr elegantes Haus für sie eingerichtet worden war; dort wurde sie guter Hoffnung und ging von dort nach dem Wiener Frieden nach Walewice, um ihre Wochen abzuhalten. Der Knabe, welchem sie am 4. Mai 1810 das Leben gab, wurde getauft auf den Namen Alexander Florian Joseph Colonna-Walewski.

Nach Allem, was man jetzt weiß, darf man mit Sicherheit annehmen, daß die auffällige und Vielen ganz unerklärlich erscheinende Unentschlossenheit, welche Napoleon bei seinen damaligen, auch das künftige Schicksal Polens umfassenden Verhandlungen mit Oesterreich an den Tag legte, ihren Grund in der Anwesenheit und dem Zustande Derjenigen hatte, welcher er die Wiederherstellung ihres Vaterlandes versprochen hatte.

Ende 1810 kehrte Madame Walewska, begleitet von ihrer Schwägerin, der Fürstin Jablonowska, nach Paris zurück, und brachte ihr eben zur Welt gekommenes Söhnchen mit. Sie bewohnte zunächst ein hübsches Haus in der Chaussee d'Antin, zog dann nach der Rue du Houssaie Nr. 2, und schließlich nach der Rue de la Victoire Nr. 48. Jeden Morgen schickte der Kaiser Jemand, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen; es werden ihr Logen in allen Theatern zur Verfügung gestellt, alle Museen sind für sie geöffnet, Corvisart ist mit der Fürsorge für ihr körperliches Befinden beauftragt, Duroc hat Ordre, ihr materielles Leben auf großem Fuße einzurichten.

Welche Stellung ihr eingeräumt und wie sehr dieselbe mit

Machtbefugniſſen ausgeſtattet war, wird der nachfolgend beſchriebene Vorfall zeigen. In Spaa, wo ſich der Zeit die Damen aufhielten, hatte ein junger Engländer ſich einen allerdings nicht gerade feinen Scherz über die Fürſtin Jablonowska, erlaubt. Die Damen thaten als wüßten ſie von Nichts und luden Herrn M. S. . . eines Tages auf die Promenade ein, ſie in das Waffenmuſeum zu begleiten. Vor einer in demſelben aufgeſtellten Rüſtung der Jungfrau von Orleans machte die Geſellſchaft längere Zeit Halt und betrachtet ſie genau von allen Seiten; plötzlich ſtreckten ſich die Armſchienen aus, ergreifen den Engländer und drücken ihn mit ſolcher Gewalt wider den Bruſtharniſch, daß der junge Mann laut aufſchreit und um Gnade bittet. Erſt auf Befehl der Madame Walewska laſſen ihn die Arme der eiſernen Jungfrau wieder los. Bedenkt man, mit welcher an Eiferſucht grenzenden Fürſorge Napoleon über ſeine Muſeen wachte, ſo wird man einräumen, daß der Vorfall für das Verhältniß zwiſchen ihm und der Walewska einen Fingerzeig bietet.

Sobald es irgend möglich iſt, begiebt der Kaiſer ſich für einige Augenblicke zu ihr oder läßt ſie wohl auch mit ihrem Sohne in die Tuilerien kommen; dieſem iſt gleich bei ſeiner Geburt der Titel als Reichsgraf verliehen worden.

Außer den ſich in Paris aufhaltenden Polen weiß von ihrem Verhältniß ſozuſagen Niemand Etwas. Mme. Walewska zeigt ſich faſt gar nicht in der Oeffentlichkeit und empfängt bei ſich nur einige wenige Landsleute. Ihr Verhalten iſt tadellos, der Aufwand, den ſie macht, hält ſich in den Grenzen der Beſcheidenheit. Wenn ſie Spaa beſucht, iſt ſie ſtets von ihrer Schweſter oder von Schwägerinnen begleitet. Gewöhnlich bringt ſie aber die ſchöne Jahreszeit auf dem Schloß von Brétigny

in Mons-sur-Orge zu, welches der Herzogin von Richelieu gehörte. Man versuchte es vergeblich, sie ihrer Einsamkeit zu entreißen — sie ist stets darauf bedacht, Das vor der Welt zu verheimlichen, worauf andere Frauen stolz sein würden. Dieses Schlößchen in seiner ländlichen Abgeschiedenheit ist ihre ganze Welt; sie verläßt es nur ungern. Natürlich muß sie den oft erneuten Einladungen Josephines, mit ihrem Sohne nach Malmaison zu kommen, zuweilen entsprechen; ihren kleinen Knaben überschüttet die Kaiserin förmlich mit Geschenken; unter die Hofgesellschaft hat sie sich wohl nie gemischt, wenigstens vor 1813 nicht. In dieser Zeit findet man unter ihren Rechnungen die ersten Posten für Hoftoiletten, z. B. eine Robe von schwarzem Sammt, besetzt mit goldgerändertem Tüll, eine andere aus weißem Tüll mit Federbesatz. Bis dahin hatte sie, obwohl sie sich elegant kleidete, bei Leroy halbjährlich nur etwa 3000 Frcs. ausgegeben und hatte kein einziges Hofkleid; sie liebt nach wie vor das Weiß oder matte Farben; es sind Roben verzeichnet von lilafarbener Levantine, von weißem Tüll mit dreifacher Garnitur in Akaziablüthen, oder mit Besätzen in mattem Rosa, mattem Blau — blau-weiß ist ja die polnische Landesfarbe — eine Taffet-Robe mit blauen und weißen Behängen, eine andere von blauem Tüll, garnirt mit Guirlanden von weißen Astern, sind gebucht und bezahlt. Für Napoleon ist es nicht nöthig, daß sie bei Hofe erscheine, um sich ihrer zu erinnern; dafür legt ein Brief Zeugniß ab, der „Nogent, 8. Februar 1814" datirt, also geschrieben ist inmitten der Wirren des auf französischen Boden verpflanzten Krieges, am Tage nach der Schlacht von Brienne, am Abend vor der von Champaubert. Er hatte seinen Generalschatzmeister de la Bouillerie beauftragt, ein Kapital von 50000 Livres Rente für den jungen

Grafen Walewski zu hinterlegen, so daß im Fall seines Todes die Mutter die Erbin würde. Die Befürchtung, es könnte vielleicht nicht allen Förmlichkeiten genügt sein, beunruhigt ihn und er schreibt an La Bouillerie:

„Ich habe Ihren Brief, betreffend den jungen Walewski, erhalten. Ich gebe Ihnen Vollmacht zu thun, was nöthig ist, aber thun Sie es sofort. Mich interessirt zunächst das Kind und dann die Mutter."

Die Walewska weiß davon nichts: weniger auf den eigenen Vortheil bedacht konnte niemand sein! In Fontainebleau, als der Kaiser, von Allen verlassen, den Tod, welchen das Schicksal ihm versagte, als letzte Zuflucht suchte, stellt die Freundin sich ein und wartet in einem Vorzimmer die ganze Nacht, um gerufen zu werden. Napoleon, ganz in Anspruch genommen von seinen Gedanken, erschöpft von den übergroßen Anstrengungen der letzten Zeit gedenkt ihrer erst, nachdem sie schon eine Stunde fort war.

„Die arme Frau," ruft er, „sie wird glauben, sie sei vergessen."

Einige Monate später, zu Ende August 1814, verfügt sie sich mit ihrem Sohne, in Begleitung ihrer Schwester und ihres Bruders, des Obersten Laczinski, nach der Insel Elba und bleibt einen Tag auf der Einsiedelei von La Marciana bei Napoleon zu Gast.

Kaum hatte sie 1815 die Nachricht von dessen Rückkehr nach Paris erhalten, als sie auch schon herbeieilt, und sie vor Allen verdient unter den Frauen genannt zu werden, deren Ergebenheit alles Mißgeschick überdauerte; im Elysée, in Malmaison ist sie anzutreffen.

Nach der Gefangensetzung Napoleons auf Sankt-Helena

hielt sie ihre Freiheit für gekommen und heirathete wieder — ihr Gatte war 1814 gestorben. In Lüttich, wohin er sich nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen geflüchtet hatte, trat sie mit einem Vetter des Kaisers, dem Grafen Ornano, früheren Oberst der Garde-Dragoner, einem der Bravsten der sogenannten grande armée, vor den Altar. Es geschah im Jahre 1816; am 9. Juni 1817 wurde sie noch in Lüttich entbunden und kehrte dann, da ihrem Gemahl die Rückkehr erlaubt war, nach Paris zurück, starb aber schon am 15. December 1817 daselbst in ihrem Hause der Rue de la Victoire.

Ihre Verheirathung hat auf den Gefangenen von Sankt-Helena einen tiefen Eindruck gemacht. „Der Kaiser", so berichtet einer seiner dortigen Gesellschafter, „hatte für Mme. Walewska eine große Zuneigung bewahrt, und es lag nicht in seinem Naturell, zuzulassen, daß eine Person, die er liebte, irgend Jemand liebe als nur ihn selbst." —

In Bezug auf seinen und der Walewska Sohn hat er in seinem Testamente gesagt:

„Ich wünsche, daß Alexander Walewski in die französische Armee einträte."

So ist es auch geschehen. Man kennt die glänzende Carriere, die derselbe machte. Sein Leben als Soldat, als Schriftsteller, als Diplomat und Staatsmann ist zu eng mit der zeitgenössischen Geschichte verbunden, als daß es nothwendig wäre, noch besonders darauf einzugehen.

XVI.

Die Scheidung.

Der Tod des kleinen Napoleon Charles hatte die Absichten des Kaisers in Bezug auf dessen Thronfolge vereitelt, die Geburt Léon's ihm gewisse Zweifel, die er, wie schon ausgeführt wurde, in Bezug auf sich selbst hatte, genommen; vor seiner Liebe zu Madame Walewska war das Bild Josephines in seiner Brust erblaßt. In Tilsit waren zwar keine bestimmten Verabredungen betreffs einer Heirath mit einer russischen Großfürstin getroffen worden, allein es beginnen seit der Rückkehr von dort die Vorbereitungen zur Scheidung, der Gedanke an dieselbe gewinnt Boden beim Kaiser: noch ist freilich zwischen dem Gedanken und der Ausführung eine gar große Kluft. In Angelegenheiten aber, bei denen ausschließlich sein Verstand in Thätigkeit ist, giebt es, so wie einmal der Entschluß gefaßt ist, kein Aufhalten mehr. Hier ist es sein Verstand, welcher sich die nachtheiligen Folgen der Unfähigkeit Josephines, ihm Nachkommen zu geben, und die Vortheile einer zweiten Heirath vergegenwärtigt, aber sein Herz tritt gegen den Verstand auf und zwei volle

Bonaparte und sein Stern.
(Nach einer Zeichnung von J. B. Isabey.)

Jahre hindurch, vom Juli 1807 bis zum October 1809, dauert der Kampf. Aus dem Seelenzustande, in welchen derselbe ihn versetzte, lassen sich manche dunkle Punkte seiner damaligen Politik erklären.

Ehe Napoleon sich zu dem definitiven Entschluß hindurch ringen konnte, mit einer Frau zu brechen, an welche ihn zehnjährige Gewohnheit, eine leidenschaftliche Zuneigung, das Feuer seines Temperamentes, die Eitelkeit knüpfen, ehe er soweit war, sich von einer Frau zu trennen, die er der Art geliebt hatte, daß er sie neben sich auf den Thron setzte, daß er sie und die Ihrigen seinen eigenen Angehörigen vorzog — da mußte erst Faden um Faden das Netz zerreißen: die Scheidung mußte nicht rathsam nur, sondern nothwendig erscheinen.

Mit einem Schlage die Gefährtin opfern, welcher er um so mehr Vorzüge beimißt, jemehr er sich selbst durch seine Absicht schuldbeladen vorkommt, ist ihm unmöglich.

„Sie wird es nicht überleben, sie wird daran sterben," das sind seine stets wiederkehrenden Worte. Auch glaubt er, daß sein Glück von ihr abhängig ist, daß sein Stern an ihr hinge.

Allein dieser Aberglaube ist es nicht, auch nicht die Furcht vor der Meinung seiner Kriegsgefährten, der ganzen Armee, des Volkes, wenn er zwei Jahre nach der Krönung die Gesalbte verstößt — was kümmert er sich um die öffentliche Meinung — es ist sein Herz, das ihm abredet, und auf sein Herz hört er.

Unter solchen Umständen halten Eingeweihte, hält es namentlich Fouché, der sich aus irgend welchen geheimen Gründen für eine schleunige Scheidung interessirt, für angezeigt, die Kaiserin zur Initiative in der peinlichen Angelegenheit zu veranlassen.

Aus den Aeußerungen Josephines wird es Napoleon nicht schwer auf Unterströmungen zu schließen, und er ist schnell bei der Hand, Fouché zu verleugnen: diesen „entlaufenen Polizisten", der sich erfrecht, seine „widrige Fratze" in das kaiserliche Ehegemach zu stecken. Sein ganzer Zorn entladet sich über Fouché. Josephine aber ist so schlau — von Talleyrand berathen, der diesmal Gott weiß aus welcher Veranlassung seinem alten Spießgesellen Opposition macht — Napoleon direct zu befragen; dieser aber wagt nicht, sein Vorhaben einzuräumen und ist nun weiter denn je von demselben verschlagen.

Für jetzt, und für lange Zeit noch, ist es mit dem Durchstöbern der Listen der heirathsfähigen Prinzessinnen, wie sie nach dem Almanach aufgestellt wurden, vorbei; die vertraulichen Erkundigungen der auswärtigen Gesandten sind eingestellt, die Portraits, die sorgsam gesammelt wurden, um zu einem Urtheil zu gelangen, werden bei Seite gelegt. „Napoleons Umgang mit seiner Gemahlin wird wieder lebhafter als er zuletzt war; seine nächtlichen Besuche bei ihr werden häufiger; er schließt sie in seine Arme, er weint, er schwört ihr die lebhafteste Zuneigung." Vergebens bringt man von Neuem in ihn, und wenn man glaubt, man habe ihn bestimmt, so genügt ein Blick auf Josephine, um in ihm all die alten Empfindungen für sie wieder wach zu rufen; sie hält es jetzt für vortheilhaft, wiederholt der Frage näher zu treten, sich den Anschein zu geben, als ob sie die Eventualität einer Scheidung ins Auge fasse. Sie würde, so erklärt sie, seiner Entscheidung nicht vorgreifen. Befiehlt er, so wird sie gehorchen.

Um seine Machtstellung zu sichern, seiner Dynastie ein Fundament zu geben um die Fortführung seines Werkes zu

sichern, soll dieser „Mann mit dem Herzen von Eisen“ eine Frau verstoßen — und kann es nicht!

Hat seine der Kaiserin wieder zugewendete Liebe ihn ihr gegenüber auch wieder treu gemacht? Nein! Denn in den Empfindungen, welche er seiner Frau entgegenbringt, hat die Treue Nichts zu suchen. Seine Liebe setzt sich zusammen aus Erinnerungen, aus Mitleid und Dankbarkeit. Illusionen giebt es keine mehr, weder in Bezug auf ihre Schönheit noch in Bezug auf ihre Jugend. Findet er in seiner Nähe jüngere und hübschere Frauen, so kann er wohl nach ihnen verlangen und sie nehmen, ohne daß seine Gefühle für Josephine beeinträchtigt würden.

Damals — October 1807 — als der Hof in Paris und Fontainebleau residirte, stand Madame Gazzani auf der Höhe ihrer Gunst, aber der sinnliche Genuß, welchen ihre außerordentliche Schönheit bot, konnte den Kaiser nur zwei Monate lang fesseln. In Fontainebleau glaubte man, er würde sich in Madame de B..... verlieben, eine Gesellschaftsdame der Prinzeß Pauline; der Mann, welcher angab, entfernt mit den Beauharnais verwandt zu sein, war in Folge dessen ebenfalls bei Hofe placirt worden. Madame de B. war sechsundzwanzig Jahre alt, und von üppig entfalteter Schönheit — sie maß fünf Fuß und sechs Zoll. Einige fanden ihren Kopf im Verhältniß zur Figur zu klein, ihre Gesichtszüge zu kindlich-unreif: sie haben sicherlich die Dame nicht gesehen als Königin in einer Schachspiel-Quadrille. Dem Kaiser fiel sie bei einem Jagdfrühstück auf, sie pflegte bei keinem zu fehlen; er läßt ihr dies sagen oder, nach Einigen soll er es ihr geschrieben haben. Ihre Wohnung im Parterre des Schlosses lag nach dem Diana-Garten hinaus, und war für Besuche im Abenddunkel wie geschaffen; die Fenster waren niedrig, eine hohe Stufe hätte dem Eindringling

gefährlich werden können, wenn die Bewohnerin nicht so liebenswürdig gewesen wäre, den Zutritt zu erleichtern. Sie befand sich dabei recht gut und ihr Gemahl, der schon bejahrt und von großer Naivetät war, pflegte zu sagen, indem er sich die Hände rieb: „Meine Frau hat in ihrem Verstande erstaunliche Hilfsquellen. Wir sind nicht reich, erscheinen aber doch so, dank ihrem Talent — es ist ein wahrer Schatz!“

Dieser gute Mann wurde, damit seine Gemahlin den ersehnten Titel Baronin führen könne, zum Reichsbaron gemacht. Aber nach Fontainebleau war die Sache zu Ende und für Baron de B. . . . . nicht nur alle Freude dahin, sondern er mußte auch noch manches Unangenehme erfahren, denn seine Gemahlin gerieth mit ihrer Prinzeß heftig an einander, es handelte sich um einen sehr glänzend auftretenden Offizier. Sie wurde aus den Listen gestrichen und mußte sich auf ihr Landgut zurückziehn, der Offizier wurde zu den in Spanien kämpfenden Truppen commandirt und schwer verwundet, blieb aber am Leben; er heirathete auch, nach Paris zurückgekehrt, die inzwischen geschiedene Baronin. —

Napoleon konnte aber trotz Allem den Gedanken an die Scheidung nicht los werden, derselbe folgt ihm überall hin, drückt ihn wie ein Alp; Rathgeber liegen ihm in den Ohren, sein Ehrgeiz redet der Scheidung das Wort, die Vernunft fordert dieselbe. Ende 1807 reiste er nach Italien. Josephine war in großer Unruhe in Bezug auf das Schicksal ihres Sohnes, falls die Scheidung vor sich gehen sollte. Napoleon hatte allerdings 1805 Eugen zum Vicekönig von Italien gemacht, 1806 bei seiner Verheirathung ihm den Titel „fils de France“ verliehn, allein die Zusicherung der Königskrone für Eugen und seine Nachkommen war bis jetzt nur mündlich erfolgt und durch kein Gesetz festgestellt.

Napoleon war Willens, seine Gemahlin, und das Bayerische Regentenhaus zugleich, zu beruhigen, auch schwebte ihm ein Heirathsprojekt vor. Wenn es ihm schon manchmal leid gethan hatte, daß er nicht selber die Prinzeß Auguste, die Vicekönigin, eine sehr schöne Dame geheirathet hatte, so dachte er jetzt an deren Schwester Charlotte. Aus diesem Grunde erfolgte unzweifelhaft die Einladung des Königs von Bayern, der Königin und der Prinzeß nach Mailand. Inzwischen aber machte ihm der Gedanke, daß er der Schwager seines Stiefsohnes werden würde, manche Sorge — er wurde derselben überhoben, da er keinen Gefallen an Prinzeß Charlotte fand; ein anderes Projekt tauchte auf.

Ist jene kleine Lolotte, welche er schon seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hat und welche er einst als Consul durch die Gemächer der Tuilerien führte, um ihr dieselben zu zeigen — nicht schon in heirathsfähigem Alter? Es ist die Tochter aus der ersten Ehe Lucians mit jener Catherine Boyer, welche Bonaparte geliebt hatte wie eine Schwester; sie war die Tochter eines kleinen Gastwirthes zu Saint-Maximin (Var-Departement) und konnte bei ihrem Eintritt in die Familie Bonaparte nicht einmal ihren Namen schreiben.

Seit Lolotte der Obhut Elisa's entrückt, seit sie mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter aus Frankreich fort ist, mochte sie wohl in den Zwist verwickelt sein, der die Brüder trennte. Aber sie ist noch nicht fünfzehn Jahr alt, und noch könnten die Erinnerungen an ihre frühe Kindheit in ihr leben. Es liegt ihm zudem eine Versöhnung mit Lucian am Herzen. Und wenn Lolotte ihn nicht wollte, der Unterschied der Jahre zu schwer ins Gewicht fiele, könnte sie immerhin doch berufen werden, irgend einen europäischen Thron zu theilen, den er auf

die Weise „bonapartisiren" würde: zum Beispiel den spanischen. Die nahe Blutsverwandte, die einzige, die beinah heirathsfähig ist, wäre für sein Zukunftsspiel durchaus keine überflüssige Partie. Er läßt sie also nach Paris holen und bringt sie bei Madame Mère unter. Aber Lolotte bleibt nicht lange. Sie schreibt an ihren Papa erheiternde Briefe über den Hof, und hat keine Ahnung davon, daß ihre Correspondenz überwacht wird. Napoleon sieht bald ein, daß er mit einer „Tochter Lucian's" nichts anfangen kann und schickte sie nach Italien zurück. Sie verheirathete sich 1814 mit dem Fürsten Gabrielli und starb 1865.

So war denn in Bezug auf Heirathspläne die damalige italienische Reise Napoleons ohne Erfolg. Um ihn zu bestimmen, hätte es einer Partie, die fix und fertig war, bedurft: die russische war zu weit hinausgeschoben, mit der bayerischen war es, wie man sah, Nichts; Oesterreich, welches sich 1805 angeboten hatte, besaß zur Zeit keine heirathsfähige Prinzeß. Eine Heirath in der Familie blieb für den Notfall noch übrig. Vorläufig hieß es: warten.

An Napoleons Rückkehr aus Italien schloß sich ein dreimonatlicher Aufenthalt in Paris; während desselben nahm ihn, wie aus Vorhergehendem erinnerlich sein wird, Mme. Walewska ganz in Anspruch. Seine Gedanken sind auch sonst vielfach beschäftigt, besonders mit den spanischen Angelegenheiten, die er gern zu Ende führen möchte, ehe er die Unterredung von Tilsit weiter spinnt. Nur von Zeit zu Zeit kommt er auf die Scheidung zurück, zu welcher ihn jetzt Talleyrand drängt, allein er ist nach wie vor unfähig, sich zu entscheiden, er ist in so nervöser Aufregung, daß er wirklich krank, von Nervenkrämpfen befallen ist. In diese Zeit fällt ein seltsamer Auftritt mit Josephine: sie war in vollem Hofstaat und im Begriff, geladene

Gäste zu empfangen, an sein Lager getreten. Napoleon umklammerte sie plötzlich mit seinen beiden Armen, zog sie zu sich herab und brach in Thränen aus, er beweinte sie und sich selbst und rief unter heftigem Schluchzen, er könne sie nicht verlassen.

Nein! noch konnte er es nicht. Man sollte glauben, Josephine wäre im Besitze eines ihn fesselnden Zaubermittels, eines Talisman. Obwohl er ihr manchmal sagt, er fände sie alt, er fände sie häßlich, so brauchte man ihn nur während seines Aufenthaltes in Marrac zu beobachten, wie er mit ihr verliebte Spielereien treibt, um zu begreifen, daß er nicht von ihr lassen *kann*. Von einer Sorge um die Zukunft, von Hintergedanken an eine Scheidung war dort keine Rede. Auf der Promenade, vor den die Eskorte bildenden Chevauxlegers, läuft er Josephinen am Strande nach, drängt sie ins Wasser und lacht hell auf. Ein anderes Mal, als Josephine im Laufen ihre Schuhe verliert, hebt er dieselben auf und wirft sie weit fort, so daß Josephine gezwungen ist, den Wagen zu besteigen, und er ihre schuhelosen Füße, die er so liebt, sehen und betasten kann.

Es ist nicht allein der physische Reiz, den er empfindet, es ist wahre Herzensfreude, denn niemals war Josephine so aufgelegt, als auf dieser Bayonner Reise, niemals hat sie sich so angelegentlich mit ihm befaßt, niemals in ihren Reizen so feine Berechnung gezeigt.

So findet er sie auch bei der seltsamen Begegnung mit der spanischen Königsfamilie ganz auf ihrem Platz, klug, geschickt und taktvoll. Später auf der Reise durch die südlichen und östlichen Provinzen bei so hoher Temperatur, daß man des Nachts reisen muß, um etwas Frische zu genießen — auf dieser

Reiſe, auf der jede Etappe durch dieſelben Feſtlichkeiten, Empfänge und Vorſtellungen gekennzeichnet iſt, iſt ſie trotz Migräne und ſonſtigem Unwohlſein in nimmermüder Bereitſchaft, iſt ſtets die Repräſentantin ihrer hohen Stellung, hat ein gewinnendes Lächeln auf den Lippen, einige ſchmeichelhafte Worte, die ſchnell Freunde gewinnen; mit einer graciöſen Bewegung reicht ſie den Frauen oder jungen Mädchen einen Schmuck, den ſie nur in der Abſicht, ihn zu verſchenken, ſich irgendwo angeneſtelt hat, um auf dieſe Weiſe dem kleinen Geſchenke eine höhere Weihe und Bedeutung zu geben. Sie verſteht es wunderbar, neben der gebieteriſchen Macht ihrem ſchmeichleriſchen Weſen Ausdruck zu geben.

Und doch, obwohl er während der vier Monate (April bis Auguſt), die er mit ihr allein verlebte — die kurze Epiſode mit der Guillebeau kann nicht zählen — unter ihrem Zauber gebannt war, kommt mit ſeiner Rückkehr nach Paris auch der alte Scheidungsgedanke wieder und es unterliegt keinem Zweifel, daß derſelbe für die Reiſe nach Erfurt ein weſentlicher Beweggrund war. Er will dem Zar Alexander eröffnen, daß er bereit iſt, ſeinen Thron mit einer Großfürſtin zu theilen: aus dem Grunde iſt auch Talleyrand in ſeinem Gefolge. Allein dieſer vielverſchlagene Politiker, anſtatt ſeinem Herrn zu dienen, verräth ihn. Er iſt es, der dem Zar die Mittel an die Hand giebt, der Anfrage Napoleons auszuweichen, er iſt es, der die neue Coalition gegen Frankreich, den Feldzug vom Jahre 1809, vorbereitet.

Von Erfurt muß Napoleon in aller Eile nach Paris zurück und von da an die ſpaniſche Grenze eilen; er ſetzt volles Vertrauen in die halben Worte, die halben Verſprechungen, welche ihm der Zar machte, und bildet ſich ein, daß, ſobald er die ſpaniſche „Meuterei“ niedergeworfen hat, nichts ſo leicht

ſein wird, als der Abſchluß der ruſſiſchen Heirath. Allein es handelt ſich in Spanien um keine Meuterei, ſondern um eine Volkserhebung. Er hatte auf zwei Monate gerechnet und brauchte ihrer drei, um nur einige unfruchtbare Siege zu erringen. Nach Paris zurück rufen ihn die Complotte in ſeiner eigenen Familie, dann die Politik Oeſterreichs, das von Neuem in Waffen ſich zur Offenſive rüſtet, dann die Volkserhebungen, welche die Erzherzöge predigen, der „heilige Krieg“ in Deutſchland von geheimen Geſellſchaften geſchürt. Die Diſtance, die ihn von Paris trennt, iſt in unglaublich kurzer Zeit durchmeſſen: wie auf Sturmesflügeln iſt er zurück. Keine drei Monate vergehen, und er hat einige Verräther entlarvt, eine Armee formirt und nach der Donau in Bewegung geſetzt. Er ſelbſt folgt: der Erzherzog Karl iſt in die Länder des Rheinbundes eingefallen.

In Schönbrunn endlich, nach ſchwerem, aber ſiegreichem Kampfe die Ruhe!

Und mit der Ruhe ſtellt ſich der alte Gedanke wieder ein. Die Scheidung von Joſephine tritt jetzt als eine unvermeidliche Nothwendigkeit auf! Nicht allein um die Verpflichtung, die Thronfolge zu ſichern, beſonders den heimlichen Umtrieben Murats und Carolines gegenüber, handelt es ſich. Auch der Umſtand iſt beſtimmend, daß während ſeiner Abweſenheit von Paris Jemand da ſein muß, der ſo viel iſt wie er ſelbſt, um den ſich ſeine Freunde ſchaaren könnten, z. B. bei einer Landung der Engländer, oder einer Schilderhebung der Royaliſten. Auch iſt in Schönbrunn keine Joſephine, um ihn mit dem Andenken an ſeine Liebe zu verwirren, ſein Herz zu bewegen mit Erinnerungen an die getheilten Freuden und Leiden, und ſeine Einbildung zu erſchrecken durch eine Vernichtung ihres gemeinſamen Geſchickes, den Untergang ſeines Sternes.

Statt Joſephine iſt eine andere Frau in Schönbrunn, die ihm Geſellſchaft leiſtet, ſie iſt ebenſo aufmerkſam, aber viel ſchüchterner, viel zurückhaltender, ſie iſt jünger und ſchöner, und iſt im Begriff, ihn zum Vater zu machen. Hätte er wirklich in Bezug auf Eleonore an ſich ſelbſt zweifeln können, hier iſt es ein Ding der Unmöglichkeit, denn ſeit zwei Jahren iſt ihm jedes Detail aus dem Leben Marie Walewska's bekannt; er ſelber hat ihr auch dies Gefängniß in Schönbrunn eingerichtet, hat ſie ganz nach ſeinem Gefallen abgeſperrt.

Nun kein weiteres Zögern! Es iſt beſchloſſen, es iſt entſchieden, zu Ende der Kampf, der zwei volle Jahre hindurch ſeine Gedanken beſchäftigt, ſein Herz gefoltert hat, dieſer Kampf mit ſich ſelber, der ihm die Ruhe von Tagen und Nächten koſtete, in dem er ſeinen an Hilfsquellen ſo ergiebigen Verſtand erſchöpfte: die Adoption eines natürlichen Sohnes, eine fingirte Schwangerſchaft Joſephines, ein Zurückgreifen auf einen Sohn Hortenſes — es war Alles Nichts; nur einen Weg giebt es, auf dem er das Kaiſerreich für die Zukunft ſichern kann. Um ſich ſelbſt, vor Allem aber Joſephine jede Aufregung zu erſparen, um nicht von Neuem zu zaudern, ſich Anwandlungen von Schwäche hinzugeben, ertheilt er von Schönbrunn aus an den Baumeiſter von Fontainebleau Befehl, die Verbindungen zwiſchen ſeinen und den Gemächern Joſephines zu vermauern. Als ſpäter nach ſeiner Rückkehr Joſephine dort eintrifft, iſt er inmitten ſeiner Miniſter und vertheidigt ſeine Schwelle. Keine Unterredung mehr, keine Gelegenheit zu Erörterungen! Immer ſoll zwiſchen ihm und ihr das Gedränge Vieler ſein. Für den letzten Kampf, an dem Theil zu nehmen Hortenſe ablehnt, beruft er Eugen aus Italien zu ſich. Sobald er gewiß iſt, daß derſelbe unterwegs iſt, findet die letzte Unterredung ſtatt,

Scheidungsscene.
(Nach Chasselat, geätzt von Bosselmann.)

die, in welcher er Josephine seine Entschließung mitzutheilen für seine Pflicht hält. Ist Josephine nicht seit 1807, ja schon seit viel früher, seit immer möchte man sagen, darauf vorbereitet?

Jetzt ist der Augenblick gekommen, dem zu entrinnen sie die Jahre her alle ihre Geschicklichkeit aufgeboten hat, vor dem sie sich derart fürchtete, daß ihr ganzes Leben von Angst vergiftet war. Bei Bonapartes Rückkehr aus Aegypten drohte die Scheidung, bei Beginn des Consulats auf Lebenszeit, bei Gründung des Kaiserreichs, bei jeder Gelegenheit, wo das Glück neue Spenden bot, Scheidung . . Scheidung! — Diesmal aber waren alle Auskunftsmittel, sie zu verhindern, erschöpft. Sie versucht es mit Ohnmachten, mit Thränen, allein das nützt nichts mehr, es bleibt ihr nur übrig, das Beste aus ihrer Lage zu machen. Sie verlangt die Sicherung der Stellung ihres Sohnes durch Garantien, für sich selbst ein Verbleiben in Paris, Bezahlung ihrer Schulden, die Beibehaltung des Titels und der Rechte einer Kaiserin, endlich Geld — viel Geld!

Dem entsprechend erhält sie das Elysée für ihre Residenz in Paris, Malmaison zum Landaufenthalt, Navarra als Jagdschloß, erhält drei Millionen jährlich, einen ihrem früheren gleichen Hofhalt, den ganzen ceremoniellen Apparat einer regierenden Kaiserin, ja es wird ihr eine besondere Stellung im Staat angewiesen, die ihres gleichen nur im alten Rom oder Byzanz finden dürfte.

Aber alles Geld, alle Titel, alle Palais sind in Napoleons Augen nicht genügend — er giebt auch seine Thränen. Während seiner Trauertage in Trianon versucht er sich vergeblich durch Kartenspiel zu zerstreuen; es giebt zwischen Trianon und Malmaison ein Hin- und Herjagen von Courieren, Pagen, Ordonnanz-

offizieren, damit er jeden Augenblick frische Nachrichten über sie habe. Wie der zärtlichste, treuste Liebhaber schreibt er Brief auf Brief; Alle, die zu seiner Umgebung zählen, müssen in Malmaison Besuche machen, er will über die geringsten Details ihres Thuns und Treibens unterrichtet sein, er erweist ihr die erdenklichsten Höflichkeiten — Alles, weil er sich für schuldig hält. Er wünscht, daß sie zu ihrer neuen Lage möglichst gute Miene mache, und ihn dadurch von dem Kummer befreie, sie unglücklich zu wissen.

Als er sich selbst in Malmaison einfindet, um sie zu sehen und zu trösten, umarmt er sie nicht wie sonst, betritt auch nicht ihre Privatgemächer, richtet sich überhaupt so ein, daß alle Welt ihn sehen kann, denn er will, daß Josephine und Jedermann weiß, daß es zwischen ihnen vorbei ist. Er will dadurch vermeiden, daß man glauben könnte, seine Gemahlin von gestern wäre seine Maitresse von heut — wer weiß, vielleicht traut er auch sich selber nicht; er bewiese damit von Neuem, wie lebhaft, wie mächtig, wie dauernd diese Liebe ist, die Alles, selbst Jugend und Schönheit überlebt, diese Liebe, die dreizehn Jahre dauerte, und die leidenschaftlichste, die hartnäckigste, trotz aller gelegentlichen Treubrüche die gebieterischste, die blindeste war, die je ein Mann empfunden hat.

XVII.

Marie Louise.

A.

Bisher hatte Napoleon von allen Frauen, welche sich ihm zu eigen gegeben hatten, angenommen, daß sie unter ihm ständen, auch das Uebergewicht, welches anfänglich Josephine zu haben schien, war vom Jahre 1806 an vollständig verschwunden. Er sah ja jetzt an seinem Hofe die wirklich vornehmsten Damen der alten französischen Gesellschaft: das Geschlecht der Montmorency, der Mortemart, der Laval war vertreten, er wußte jetzt, wo in der Stufenleiter die Beauharnais stehen, er hatte ein Verständniß für die Rangunterschiede gewonnen. Unter den Frauen, zu denen er in intime Beziehungen trat, ist keine gewesen, die durch ihre Geburt oder die Stellung, die sie in der Modewelt behauptet, seiner Eitelkeit geschmeichelt hätte. Er hat sich nach solchen Damen auch gar nicht umgesehen, oder ist ihrer, wenn man doch behaupten will, er hätte es gethan, sehr bald satt geworden, ohne sein Ziel zu verfolgen.

Um durch eine Vertreterin des zarten Geschlechtes den in ihm wohnenden Ehrgeiz zu befriedigen, hätte das Verhältniß auf der Höhe seines Glückes stehen, es hätte sich um die Tochter

eines Imperatoren-Geſchlechtes handeln müſſen. Eine ſolche aber fand er, als der Kaiſer von Oeſterreich ſich um ein Bündniß mit ihm bemühte, und ihm dafür ſeine älteſte Tochter Marie Louiſe zur Ehe anbot.

Diesmal handelt es ſich nicht wie damals bei Joſephine um den Zutritt zu einem ſeiner Phantaſie vorſchwebenden „Faubourg St. Germain," diesmal iſt es ſein Eintritt in die Familie der Könige, handelt es ſich um die Verſchwägerung mit Denen, die die Welt beherrſchen durch das Alter der Race, und die Bilder, die ſie der Geſchichte einprägten, mit den Bourbons, mit den Habsburgern. Das heißt die Erreichung der höchſten Staffel; und — wenigſtens in ſeinen Augen — die Gleichſtellung mit Denen, die ihm auf dem eroberten Thron vorangingen, er wird durch eine Bezeichnung ſich ihnen verbinden dürfen, die beinah eine Deszendenz darſtellt. „Mein Onkel," wird er zu ſagen berechtigt ſein, wenn er von Ludwig XVI., „Meine Tante," wenn er von Marie Antoinette ſpräche, denn ſeine zukünftige Gemahlin iſt zweimal, durch ihre Mutter und durch ihren Vater, die Nichte des Königs und der Königin von Frankreich.

Napoleon und Marie Louiſe.
(Nach einem damaligen Kupferſtich.)

Von nun an, wenn er ſich an die Kaiſer und Könige wendet,

wird er nicht mehr die übliche Formel „Herr Bruder“ anwenden, ſondern als ihr wirklicher Schwiegerſohn, Couſin oder Schwager zeichnen. Das napoleoniſche Herrſcherſyſtem, welches er durch die Heirathen Eugens Stephanies und Jéromes über andere Länder verbreitete und mit den Prinzipien der dort herrſchenden Dynaſtien zu verſchmelzen ſuchte, gewinnt eine weitere Ausbreitung; ſeine Herrſchaft wird von der läſtigen Einwendung, eine durch Zufall geſchaffene zu ſein, erlöſt und die neuen verwandtſchaftlichen Verbindungen geben ihr den Stempel einer Dynaſtie.

Dieſe Heirath alſo iſt die Befriedigung ſeines Ehrgeizes. Aber wie wird er ſich mit einer Gemahlin zurecht finden, die ſo hohe Ahnen hat, die einen ſolchen Zuwachs an Größe mit ſich bringt, die, mit einem inſtinktiven Gefühl für ihre Geltung ausgeſtattet, einen ſtarken Willen haben wird, der das Bewußtſein der Unfehlbarkeit, wie allen geborenen Fürſten, innewohnen, und ſie über Andere erheben muß?

Glücklicher Weiſe, gerade als wäre es mit Vorbedacht geſchehen, iſt hier der Boden geebnet: die junge Kaiſertochter hat keine andere Vorſtellung, als daß der Wille ihres Vaters auch der ihrige iſt; ſie weiß, daß ihre Beſtimmung von den Intereſſen ihres Hauſes abhängig iſt, daß ihre Perſon als Preis in irgend einer Abmachung figurirt, und ſie iſt ſo erzogen, daß ſie ohne jeden Widerſtand, ohne Bewußtſein ſozuſagen, Den heirathet, den ihr die Politik beſtimmt.

Für eine derartige Verwendung iſt ſie von Kind auf vorbereitet und geeignet gemacht, es ſind ihr auch eine Menge Sprachen beigebracht worden: die deutſche, die engliſche, die türkiſche, die böhmiſche, die ſpaniſche, die italieniſche, die franzöſiſche, ſogar lateiniſch hat ſie gelernt — Niemand wußte ja, wohin ſie einſt das Schickſal verſchlagen würde. Es war nur

das Unglück dabei, daß, je mehr Wörter ihr zur Verfügung ſtanden eine Idee auszudrücken, ihr um deſto weniger Ideen blieben.

Man hat ſie auch in den ſchönen Künſten, der Muſik und Malerei, unterrichtet, die eine unſchuldige und zugleich eine erhebende Beſchäftigung für die Mußeſtunden von Prinzeſſinnen bilden, in welches Land immer dieſelben verſchlagen werden. Man hat ſie im katholiſchen Glauben erzogen und ſie ſtreng zu religiöſen Verrichtungen angehalten, man hat ſie aber von allen Streitigkeiten über Dogmen ferngehalten: es könnte ja ſein, daß ihr zukünftiger Gemahl zu den Schismatikern zählte.

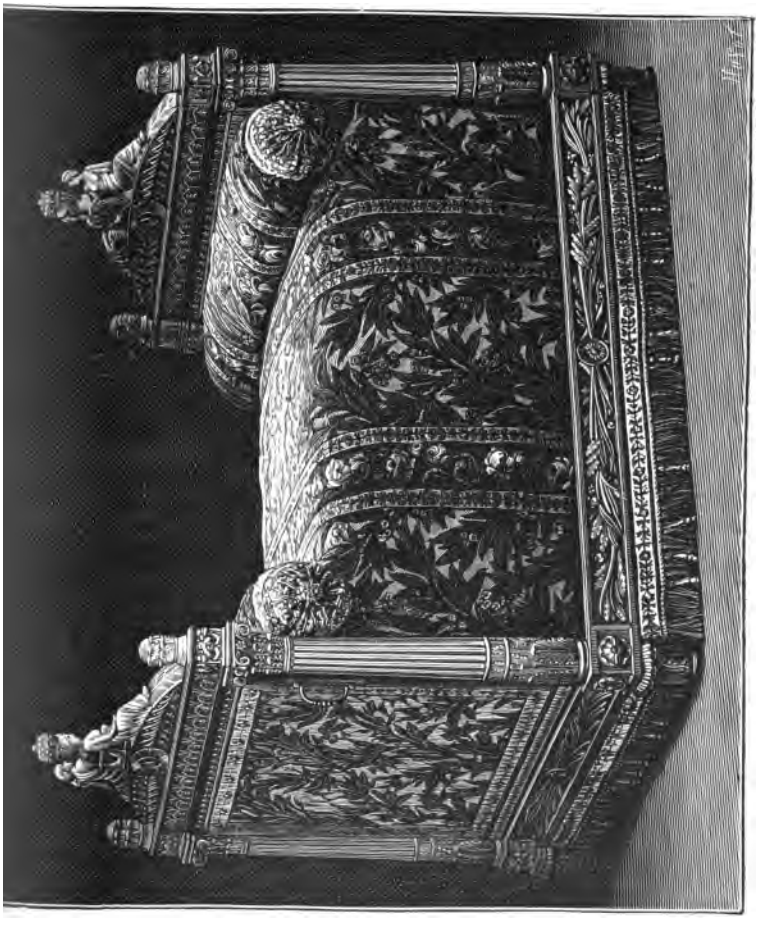
In Beziehung auf ihre ſittliche Entwickelung war der Grundſatz maßgebend: die Erzherzogin darf nicht wiſſen, daß es zweierlei Geſchlechter giebt. Unter Vorſichtsmaßregeln, wie ſie die ſpaniſchen Caſuiſten der großen Schule empfehlen, ging man, um ihrer Unſchuld willen, mit einer ſo raffinirten Schamhaftigkeit vor, daß dieſelbe faſt obſcön erſcheint. Auf den Schloßhöfen wurden nur Hühner gehalten, keine Hähne; in den Vogelbauern nur weibliche Kanarienvögel, keine Hunde in den Gemächern, nur Hündinnen. Die Bücher — und was für elende Bücher waren es — ſtanden unter der Fuchtel der Scheere. Seiten, Zeilen, Wörter wurden herausgeſchnitten, ohne daß es den Ausſchneidern in den Sinn käme, daß vor dieſen Löchern in ihren Büchern die Erzherzogin in Träume verfallen mußte. Durch eine Gouvernante, eine Aja und eine Oberhofmeiſterin werden allerdings dieſe Träumereien im Zaume gehalten. Die Letztere hat den Oberbefehl in den Gemächern der Erzherzoginnen, wohnt dem Unterricht bei, leitet die Spiele, überwacht Dienſtboten und Lehrerinnen. Weder bei Tag noch bei Nacht verläßt ſie ihren Zögling. Ihr Amt iſt

ein hohes, es ſtreift die Politik, die Inhaberinnen gehen, wenn die Miniſter gehen. Marie Louiſe hatte fünf Gouvernanten in achtzehn Jahren. Die Erziehung iſt durch ſo ſtrenge Geſetze geregelt, daß ſie trotz allen Perſonenwechſels unverändert dieſelbe bleibt.

Die Unterhaltungen beſtehen wie in den Klöſtern in der Blumenpflege und dem Vögelfüttern; an den Tagen, die für die Ausgänge feſtgeſetzt ſind, finden Beſuche bei den alten Onkels ſtatt, die in Oel malen und Muſik treiben; es geht dabei ſehr kleinbürgerlich zu. Toiletten giebt es nicht, Schmuck auch nicht, auch keine Bälle, keine Theilnahme an Hoffeierlichkeiten. Das, was ſich am meiſten im Gedächtniß Marie Louiſes feſtgeſetzt, und ſie am meiſten unterhalten hat, iſt die wiederholte Flucht der kaiſerlichen Familie vor den Franzoſen — die Disciplin war dann gelockert, man war nicht ſo verſeſſen auf das Penſum.

Es iſt, wenn alle dieſe pädagogiſchen Sonderbarkeiten in Erwägung gezogen werden, keine Frau, die man Napoleon überliefert, ſondern ein unter eine ſtarre, engherzige Regel gebeugtes Kind, dem jede Disciplin milde erſcheinen, das geringſte Vergnügen neu ſein muß.

Eine Erziehung, bei der die Natur unterdrückt wird, giebt der Befürchtung Raum, daß die Natur ſich rächen werde; man ſehe nur die Töchter Maria Thereſia's, die unter ſolchen Prinzipien aufwuchſen: Marie Antoinette in Verſailles, Marie Caroline in Neapel, Marie Amalie in Parma! Napoleon war der Meinung, daß die Männer derſelben ſich falſch benommen hätten und beſchließt deshalb, daß die Penſionärin, welche er in Empfang nimmt, aus dem Kloſter von Schönbrunn oder Laxenburg in das der Tuilerien oder das von Saint Cloud über-



Das Bett Napoleons.

ſiedeln ſoll; die Beſtimmungen bleiben dieſelben, die Ueberwachung ebenſo ſtrenge: keine Lectüre, die nicht zuvor einer Cenſur unterzogen iſt, kein männlicher Beſuch; an Stelle der Aja eine Ehrendame und vier ſogenannte „femmes rouges“, die beſtändig auf Wache ſind, zwei an der Thür der äußern, zwei an der Thür der innern Gemächer, Tag und Nacht auf Poſten wie Schildwachen vor dem Feinde.

Als Gemahl iſt Napoleon genöthigt, ſeine Penſionärin von dem zu unterrichten, was ihre Erziehung ihr verheimlicht hat: er wird dabei aber dem Schutzgeiſt tugendlicher Unkenntniß ſeinerſeits mit beſonderen Beſtimmungen huldigen: es ſoll kein Mann, ſtehe er hoch oder niedrig, und wäre es nur für einen Augenblick, mit der Kaiſerin allein ſein!

Für Marie Louiſe ſoll die alte Hofetikette Ludwig XIV., die durch die Gleichgültigkeit Ludwig XV., die Schwäche Ludwig XVI. ganz herunterkam, wieder eingeführt werden. Das damalige Königthum verſchleierte ſein Mißtrauen hinter Ehrenbezeugungen; zur Ueberwachung der Königin, unter dem Vorwande jedoch ihr Geſellſchaft zu leiſten, wurden die erſten, vornehmſten Damen des Landes verwendet, Napoleon wird dazu Frauen oder Schweſtern ſeiner Soldaten, die er unter die unerbittliche Strenge der Militärgeſetze ſtellt, nehmen.

Eiferſucht iſt das nicht, denn er kennt ja die Frau noch garnicht, für deren Haltung er Geſetze macht: es iſt Vorſicht, es iſt Klugheit. Im Staatsrath ſagte er einmal: „Der Ehebruch iſt eine „affaire de canapé“. Er meinte damit, der Ehebruch könne ſich vollziehen, während man ſich auf das Sopha ſetzt. Er iſt durchaus überzeugt, vielleicht aus Erfahrung, daß Mann und Frau, wenn ſie allein ſind, leicht ein Unrecht begehen. Mit dieſem Mißtrauen gegen das weibliche Geſchlecht

wird er zum Nachahmer orientalischer Gebräuche, er ersetzt die Eunuchen durch die femmes rouges (rothe Frauen) und die Haremsgitter durch die Vorschriften der Etikette.

Er hat allerdings die Absicht, innerhalb ihres Gefängnisses seiner Gemahlin alle materiellen Annehmlichkeiten zu bereiten, die sie nur wünschen könnte.

In Wien wußte Marie Louise von eleganten Roben, feinen Spitzen, kostbaren Shawls so gut wie nichts: hier soll sie das Alles haben, vorausgesetzt, daß kein Modewaarenhändler ihr nahe kommt, daß die Auswahl durch die Kammerfrauen und Garderobieren erfolgt. Alles soll sie haben, was die französische Industrie an Neuheiten producirt, koste es, was es wolle. Er giebt ihr einen Vorgeschmack in der Brautgabe, die er ihr überreichen läßt, und den Ausstattungsgegenständen — diese Dinge sind unter seinen eigenen Augen verpackt worden.

Es sind: zwölf Dutzend Hemden von feinem Battist mit Stickereien oder Spitzen für 19386, vierundzwanzig Dutzend Taschentücher für 10704, achtzig Nachtjacken für 9060, sechsunddreißig Unterröcke für 6354, achtzig Nachthäubchen für 5652 Frcs., Kopfbänder, Nachttücher, Ueberwürfe, Morgentücher, Roben, von denen die eine 5000 Frcs. kostete; es sind Wischtücher, Handtücher, es ist Wäsche dabei für 94666 Frcs., welche von Lolive und de Beuvry geliefert sind.

Hinzu kommen Spitzen für 81199 Frcs., darunter ist ein Shawl von Alençon für 3200 Frcs., ein Spitzen-Kleid für 4500, für 4800, ja eins für 8000 Frcs. Leroy lieferte 64 Staatsroben — sie kosteten 126976 Frcs., man zählte siebzehn Cachemir-Shawls für 39860 Frcs., zwölf Dutzend Strümpfe, darunter das Paar von 18 bis 72 Frcs.; sechzig Paar Schuhe und Stiefeletten von allen möglichen Farben und Stoffen, in Paris

nach dem aus Wien geschickten Maß angefertigt; sie sind so klein und zierlich, daß Napoleon sie auf den Fingerspitzen tanzen läßt und dabei erklärt, sie versprächen viel.

Alles was Paris nur an Seltenheiten, an Kostbarkeiten, an eleganten Luxusartikeln producirt — damals beherrschte Paris den Geschmack der ganzen Welt — ließ er an sie adressiren: es waren Geschenke für in Summa 411 736 Frcs. Fast ebensoviel wird sie jedes Jahr erhalten, für ihre Toilette allein monatlich 30 000 Frcs.: 360 000 pro Jahr!

In Wien besaß Marie Louise nur geringfügige Schmucksachen, auf die jede Pariser Bürgersfrau mit Verachtung gesehen hätte: Armbänder aus Haargeflechten, einen geringwerthigen Perlenschmuck, einen andern Schmuck mit unechten grünen Steinen und dergleichen.

In Paris wird sie in den Besitz von Diamanten kommen, wie sie keine Souveränin je besessen.

Die dreizehn Diamanten, welche das der zukünftigen Kaiserin übersandte Miniatur-Bildniß des Kaisers umkränzen, kosteten 600 000 Frcs., ein Halsband repräsentirt einen Werth von 900 000 Frcs., zwei Gehänge 400 000. Sie wird in Paris einen aus einer Spange, einem Kamm, einem Paar Ohrgehängen, einer Kette mit zwei Reihen Edelsteinen und einem Gürtel bestehenden, sogenannten großen Schmuck finden, einen andren mit 2257 Brillanten und 306 Rosetten, einen in Smaragden, 5 Brillanten (289 865 Frcs.), einen andern in Opalen und Brillanten (275 953 Frcs.), einen in Rubinen und Diamanten, einen in Turquisen und Brillanten, dazu kommt dann noch der Diamantschmuck, den der Kronschatz lieferte und der auf 3 325 724 Frcs. geschätzt wird.

In Oesterreich waren die Zimmer, welche Marie Louise

bewohnte, von der allereinfachsten Art, sie wird in Frankreich Räume finden, welche unter den Augen des Kaisers erneuert und geschmückt wurden und zwar so, daß sie in Nichts an die frühere Bewohnerin erinnern. Der Kaiser ist so stolz auf diese Einrichtungen, daß er jeden seiner Gäste auffordert, sie zu besichtigen. Eines Tages führte er zu diesem Zweck den König und die Königin von Bayern, welche bei ihm zu Gast waren, die schmale dunkle Treppe hinab, welche sein Arbeits-Kabinet mit diesen für Marie Louise bestimmten Gemächern verbindet, für den fettleibigen König hatte die Sache ihre Schwierigkeiten, er kam nur, indem er sich zur Seite wendete, hinab. Als man endlich unten angelangt ist, wird Napoleon gewahr, daß er den Schlüssel vergessen; es bleibt den drei Majestäten, die sich in tiefster Finsterniß befinden, nichts übrig, als noch einmal den gefahrvollen Weg, diesmal in umgekehrter Reihenfolge, zurückzulegen.

In Compiègne ist es wiederum der Kaiser selbst, der der Königin von Westfalen das Bade-Cabinet Marie Louises zeigt, es ist mit Cachemirgeweben, die einen Werth von 400000 Frcs. repräsentiren, tapezirt und drapirt, die Polster des Mobiliars sind mit demselben Stoff überzogen.

Der Erzherzogin waren in Wien von ihren Erzieherinnen Näschereien ganz untersagt, indem man das Beste ihres Magens im Auge hatte. Da Napoleon aber wußte, daß sie wie alle Wienerinnen, die zu jeder Tageszeit Kuchen und Kaffee zu sich nehmen, Süßigkeiten besonders liebt, so ließ er die Bestimmungen über die Tafel dahin ändern, daß er die Zwischengerichte vermehrte und dem Dessert Bonbons, süße Speisen und Zuckerpasteten hinzufügte.

Obwohl Marie Louise freigebig war, konnte sie doch bisher

nur kleine Gegenſtände eigner Handarbeit verſchenken, jetzt wird ſie in der Lage ſein, ihre Eltern, Brüder, Schweſtern mit Geſchenken zu überſchütten, ſie kann jedes Jahr für 200000 Frcs. an Pariſer Artikeln nach Wien ſchicken.

Ob ſie Gefallen am Theater findet, weiß man noch nicht,

Porträt der Kaiſerin Marie Louiſe.
(Nach Prudhon, phot. von Braun.)

da man ſie bisher von ſolchen Zerſtreuungen fernhielt, aber ſie müßte kein Kind der Zeit, beſonders keine Tochter Wiens ſein, wenn ſie das Theater nicht ganz beſonders lieben würde. So oft ſie will, wird ſie entweder mit dem Kaiſer die Vorſtellungen

und Concerte beſuchen, oder dieſe werden im Palais ſtattfinden.

Und was noch? Alles, was ſie ſich nur irgend wünſcht: Hunde, Vögel, Unterricht in Muſik und Malerei, Kupferſtiche und Seltenheiten — vorausgeſetzt, daß ſie ſich der Disciplin des Harems fügt, daß ſie die ihr vorgeſchriebene Art zu leben, die übrigens im Allgemeinen der ähnelt, an die ſie gewöhnt iſt, annimmt.

Als Unterbrechungen dieſer geregelten Alltäglichkeit gelten die großen, namentlich kirchlichen Feſte, die Hof-Bälle und Geſellſchaften, die Theatervorſtellungen, die Jagden, auch die offiziellen Reiſen; ſie wird bei dieſen Gelegenheiten hoheitsvoll und erhaben, weihevoll möchte man ſagen wie eine Oberprieſterin, in Diamanten ſtrahlend, in einer ſchimmernden Wolke von Ehrendamen und Offizieren, dem Volk wie ein Idol erſcheinen.

So wären denn die Gitter vergoldet, das Gefängniß von der Pracht eines flimmernden Schleiers verdeckt. Hoffentlich wird ſich nun auch die Wandlung der in Schönbrunn gefangenen Erzherzogin in die in Paris gefangene Kaiſerin ohne Erſchütterung vollziehen.

Ihre Verpflichtung zur ehelichen Treue glaubt er ſich durch die getroffenen Maßregeln geſichert und die Gemahlin Cäſars von jedem Verdacht ſicher geſtellt zu haben; daß er mit ſolcher Strenge vorgeht, geſchieht weniger deswegen, weil er der Gatte iſt, ſondern weil er demnächſt Vater zu ſein hofft und es ihm darauf ankommt, daß die Legitimität für alle kommenden Zeiten ſichergeſtellt ſei, — daß die Miſchung des Blutes der Napoleoniden mit dem der Habsburger ſich ſicher und ohne Störung vollziehe.

Daß Marie Louise Mutter werden würde, daran zweifelt er nicht; er hat über ihre Person die allersorgfältigsten, in's Kleinste gehenden Ermittelungen anstellen lassen, man hat ihm berichtet, daß sie „vollkommen normal gebaut" sei — auch fehlt es in ihrer Familie nicht an glückverheißenden Beispielen; Ihre Mutter hatte 13 Kinder, ihre Großmutter 17, ihre Urgroßmutter gar 26. Dies ist, wie er sich einmal in seiner Wachtstubenmanier Champagny gegenüber ausdrückte, der „Uterus", den er heirathen wollte. In Bezug auf sich selbst ist er jetzt völlig beruhigt, es stehen ihm zwei Erfahrungen zur Seite, und jedes Mißtrauen in sich selbst ist beseitigt. Möge sie also nur kommen, möge sie sich beeilen: sie, die die Thronnachfolge für seine Race sicherstellen soll.

Aber wird ihm die Jungfrau auch gefallen? Man hat ihm ihr Porträt geschickt: Sie hat blondes, über der Stirn gescheiteltes und an den Seiten in Locken herabhängendes Haar, die Stirn ziemlich hoch, und die Augen von fayenceblauer Farbe, das Gesicht zeigt einige Blatternarben, die Haut rothe Pünktchen, die Nase ist an der Wurzel ziemlich weit geöffnet, die Lippen sind stark, die Zähne weiß, sie stehen in kleinen Zwischenräumen von einander, sind etwas nach vorn gerichtet, das Kinn ist schwer und hervortretend, der Busen schön, aber sehr voll, ganz wie der einer Amme; die Schultern sind breit und weiß, die Arme dünn, die Hände ganz klein, die Füße reizend. Sie ist für eine Frau groß, sie mißt fünf Fuß zwei Zoll, ist also nur um vier Linien oder neun Millimeter kleiner als Napoleon.

Man könnte sie hübsch nennen, fehlte es ihr nicht an Grazie, an Anmuth. Das sind jedoch Eigenschaften, „die sich mit der Zeit finden werden", ebenso wie die „Eleganz, der ungezwungene Anstand".

Im Ausdruck liegt eine gewisse Hoheit, etwas Imperatorisches, und das ist es, was ihm ganz besonders gefällt. Das ist Race — und Race muß sie vor allen Dingen haben.

Als Lejeune, ein Adjutant Berthiers, welcher den Reise-Etappen Marie Louise's immer um einige voraus ist, in Compiègne sich beim Kaiser meldete, läßt dieser das ihm aus Wien übersandte Portrait herbei holen und fragt Herrn Lejeune, der zum Glück ein ebenso tüchtiger Maler wie Offizier ist, über jedes Detail des Bildes aus und wie es sich in Bezug auf die Aehnlichkeit zum Original verhalte. Der Offizier hat eine von ihm selbst verfertigte Profilzeichnung der Kaiserin bei sich und zeigt dieselbe vor.

„Ah!" ruft der Kaiser erfreut, „da haben wir ja die habsburgische Lippe!"

Dann kramt er hastig in einem Haufen von Medaillen, der auf dem Tische liegt, und vergleicht die Zeichnung mit den geprägten Bildnissen auf den Medaillen: die Habsburgerin ist von unzweifelhafter Echtheit — das ist die Kaiserin, die er sich wünschte.

Er zittert vor Ungeduld, sie zu besitzen, sie sein zu nennen. Er macht täglich zehn bis fünfzehn Meilen weite Jagdausflüge, um Herr seiner Aufregung zu werden. Die Vorbereitungen zum Empfange sollen fertig sein, noch ehe sie angefangen sind. Als man ihm bei Errichtung der Capelle im sogenannten grand salon bemerkt, man wisse nicht wohin mit den großen Bildern, ruft er schnell „eh bien, man verbrenne sie."

Dabei ist er sehr viel mit sich selbst beschäftigt und studirt den Eindruck, den er hervorrufen wird. Von Leger, dem Schneider Murats, läßt er sich ein Staatskleid anfertigen, welches mit Stickereien von oben bis unten, jedoch der Art bedeckt ist, daß

das Tragen des Rockes lästig wird und er ihn bei Seite wirft. Er läßt einen neuen Schuhmacher kommen, damit er ihm feinere Schuhe, als seine bisherigen waren, mache. Er will den Walzer gern tanzen lernen, aber es wird ihm schwindlich dabei. „Es gehen Dinge vor sich," schreibt Catharina von Westphalen an ihren Vater, „die weder Du, noch ich jemals für möglich gehalten hätten."

Mit dem Herannahen Marie Louises nimmt die Ungeduld fieberhaft zu. Nach jeder Stadt, in welcher sie nach der von ihm selbst entworfenen Reiseroute anhält, entsendet er Pagen, Stallmeister, Kammerherrn mit Briefen, mit Blumen, mit Wildpret, welches er selbst auf der Jagd erlegt hat. Von jedem dieser Haltepunkte erwartete er Briefe: Briefe der Kaiserin, Briefe Berthiers, Briefe von seiner Schwester Caroline, welche seiner Gemahlin das Geleit giebt, Briefe von den Hofdamen, den Stallmeistern, den Präfecten, wenn es anginge, möchte er Briefe von den Pagen, den Lakaien, den Postillonen haben.

Schließlich reißt ihm doch noch die Geduld; Marie Louise hat am 26. März zu Vitry übernachtet, am 27. soll sie in Soissons sein, am 28. erst soll dort das Zusammentreffen stattfinden, und dieses ist mit großem Ceremoniell ausgestattet; ein prächtiger Pavillon ist errichtet, Truppen sind nach Soissons commandirt, die festlich geschmückte Stadt harrt voller Erwartung. Allein Napoleon, der am 27. früh ohne Gefolge nur mit Murat von Compiègne abfuhr — es regnete in Strömen — postirt sich unter das Portal der Kirche von Courcelles und wartet.

Endlich taucht die große achtspännige Berline auf und bleibt halten, um die Pferde zu wechseln. Napoleon nähert sich, der Stallmeister vom Dienst meldet ihn, Caroline nennt seinen

Der Empfang Napoleons und Marie Louises in Compiègne.

Namen, der Wagentritt wird herabgelassen, und völlig durchnäßt nimmt er Platz neben Marie Louise, dann vorwärts mit Windeseile; die Dörfer, in denen die Schulzen, die geschriebenen Reden in der Hand, mit ihren Adjunkten aufmärschirt sind, werden durchflogen; in den Städten, den festlich geschmückten, werden die Imbisse kalt, auch das Diner, welches in Soissons Bauffet bestellt hat. So langt man nach 9 Uhr Abends in Compiègne an; der Kaiser macht es mit Festessen und Vorstellungen kurz und führt Marie Louise in ihre Gemächer.

Diese aber erinnerte sich der Worte, die beim Scheiden ihr Vater zu ihr gesagt hatte: sie solle ganz ihrem Gatten angehören und ihm in allen Dingen gehorsam sein . . .!

Am andern Tage zur Mittagstunde läßt Napoleon das Frühstück neben dem Bett der Kaiserin von den Hoffrauen serviren. Im Laufe des Tages nimmt er einen seiner Generäle bei Seite und sagte ihm:

„Mein Lieber, wenn Sie einmal heirathen, so heirathen Sie eine Deutsche, es sind die besten Frauen der Welt, sanftmüthig, gut, kindlich und — frisch wie die Rosen."

Dafür, daß er seine bisher nur durch Procura vollzogene Verheirathung auch ohne die noch bevorstehenden Ceremonien zu einer vollgültigen machte, fand er eine Entschuldigung, indem er lachend sagte, Heinrich IV. habe es grade so gemacht, wie er.

B.

„Ich habe keine Furcht vor Napoleon," sagte drei Monate nach ihrer Verheirathung Marie Louise zu Metternich, „aber ich fange an zu glauben, daß er sich vor mir fürchtet."

Drei Monate alſo hätten genügt, um die Angſt zu zerſtreuen, welche ſie von Wien bis Compiègne gequält hatte und welche ſo furchtbar war, daß alle Functionen ihres Organismus geſtört waren, drei Monate hätten genügt, um die Rollen zu vertauſchen — wie iſt das möglich?

Er, Napoleon, ſollte Furcht haben vor dieſem achtzehnjährigen Mädchen, in deſſen Beſitz er ſich ſo sans façon, huſarenmäßig möchte man ſagen, gleich am Abend der erſten Begegnung, alle Ceremonien überholend, geſetzt hatte?

Nach alter Art, darf man ſagen, denn wenn er ſich innerlich zaghaft, unſicher, verlegen fühlte, wurde er gewöhnlich gewaltthätig und brutal; es lag ihm hier am Beſitz der Frau wohl weniger, als an dem Beſitz deſſen, was ſie repräſentirte und dies war es, was ihm eine gewiſſe Scheu einflößte. Noch vor Kurzem ſchien es unmöglich, eine ſolche Frau zu erringen, zu beſitzen, kaum war ſie in ſeiner Nähe, ſo griff er zu, als könne ſie ihm im letzten Augenblick noch entwiſchen.

Faſt unmittelbar hinterher tritt die Reaction ein, die Frau, deren er ſich bemächtigt hat, bemächtigt ſich ſeiner. Die Sinnlichkeit, welche bisher faſt gar keine Rolle bei ihm ſpielte, ſteht jetzt obenan. Er will geliebt ſein und fürchtet, daß er es nicht iſt.

Eines Morgens läßt er Metternich in die Tuilerien rufen und ſperrt ihn zuſammen mit der Kaiſerin ein. Nach Verlauf einer Stunde öffnet er die Thür und tritt lachend ein.

„Haben Sie ſich gut unterhalten?“ ruft er, „hat die Kaiſerin viel Schlechtes über mich geſagt? Hat ſie gelacht oder geweint? Doch ich will keine Rechenſchaft über Ihre beiderſeitigen Geheimniſſe.“

Trotzdem aber will er ſchon am nächſten Tage Auskunft

von Metternich haben, und als dieſer ablehnt und ihn auf ſeine eigenen Worte verweiſt, ſagt er:

„Die Kaiſerin hat keinerlei Klage, ich hoffe, daß Sie das dem Kaiſer berichten werden, und er Ihnen mehr glaubt, als Anderen.“

Er hatte, indem er ſich einen officiellen Zeugen für Berichte nach Wien verſchaffte, nebenher die Abſicht, für ſich ſelbſt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ſeine Gemahlin mit dem ihr bereiteten Leben, das er ja ganz auf „bürgerlichem Fuß“, wie er ſich ausdrückte, eingerichtet hatte, zufrieden ſei und keinen Hintergedanken habe, daß er neben ihr das häusliche Glück finden würde, welches er ſich wünſchte.

Marie Louiſe aber hatte ſeit ihrer früheſten Kindheit unter dem Einfluß des in ihrer Familie ſo allgemeinen Widerwillens gegen Napoleon geſtanden. Ihre „Mama“ hatte ihr, als ſie ſechs Jahr alt war, erzählt, daß „Monſignore Buonaparte, der Corſikaner“ aus Aegypten geflüchtet ſei, ſeine Armee im Stich gelaſſen habe und daß er Türke geworden ſei. Sie hatte feſt geglaubt, daß Napoleon ſeine Miniſter prügele, daß er mit eigener Hand zwei ſeiner Generäle getödtet habe. Das Jahr, welches ihrer Verheirathung voraufging, und in welches die Schlachten von Eckmühl, Eßlingen und Wagram, in welches das Bombardement von Wien fiel, hatte ſie für das letzte der Welt und Napoleon für den Antichriſt gehalten. „Ich würde vor Zorn vergehen,“ ſo ſchrieb ſie an eine Freundin, „wenn ich mich mit einem ſeiner Generäle zu Tiſch ſetzen müßte.“ Als die Scheidung der Ehe Napoleons bekannt wurde, hatte ſie nicht im entfernteſten daran gedacht, daß von ihr die Rede ſein könne. „Papa,“ ſo ſchrieb ſie, „iſt zu gut, um mir in einer Angelegenheit von ſolcher Bedeutung Zwang anzuthun.“ Sie bedauerte die unglückliche Prinzeſſin,

welche Napoleon erkiesen werde, denn sie war sicher, „daß sie es nicht sein werde, die der Politik zum Opfer fallen mußte.“ Als dann die Wahrscheinlichkeit ihrer Verheirathung an Boden gewann, schrieb sie an ihre Freundin: „Bete für mich . . . ich bin bereit, mein Lebensglück dem Wohl des Staates zum Opfer zu bringen.“ Napoleon erschien ihr wie der Wärwolf im Märchen. Man denke nur, daß der „Mann der Revolution“ viermal ihr Heimathland zu Boden geworfen und zergliedert hatte, zweimal als Eroberer in ihre Vaterstadt, die kaiserliche Residenz, eingezogen war, ihren Vater, die geheiligte kaiserliche Majestät, gezwungen hatte, in sein Feldlager zu kommen und um Frieden zu bitten. Mußte nicht vor ihren Empfindungen als Aristokratin, als Patriotin, als Prinzessin, als Tochter, mußte dieser Mann nicht vor Allem, was dem Menschengeist heilig ist, als Scheusal erscheinen?

Aber seit sie ihn geheirathet hat, sind jene ihr vielleicht auch mehr beigebrachten, als aus ihr selbst stammenden Vorstellungen erblaßt: jetzt hat ihr Temperament die Oberhand. Es ist wohl möglich, daß Napoleon Recht hatte mit der Behauptung, daß Louises Widerwillen gegen ihn — falls ein solcher überhaupt vorhanden war — hauptsächlich in der Auffassung gelegen hat, die sie sich von seinem Aeußeren machte.

„Man hatte ihr immer gesagt,“ so berichtet er selbst, „daß Berthier, was das Aeußere anbelangt, mein vollkommenes Ebenbild sei; und einmal ließ sie sich die Bemerkung entschlüpfen, sie habe zwischen dem ihr Gesagten und der Wirklichkeit einen angenehmen Unterschied gefunden.“

Sollte man demnach annehmen können, daß jene schrecklichen Vorstellungen von ihr wichen, weil Napoleon als Ehemann ihr

in physischer Beziehung behagte? Vielen wird das nicht plausibel sein.

Uebrigens hält der Kaiser darauf, ihr zu beweisen, daß er ein guter Ehegatte ist und bleibt. Er hatte seit dem Consulat aufgehört, mit Josephine dieselben Privatzimmer zu bewohnen unter Hinweis auf seine Beschäftigungen und seine Arbeit, in Wirklichkeit aber, um sich mehr Freiheit zu sichern. Sollte Marie Louise es fordern, so würde er sich wieder „an die Kette legen lassen, denn," so fügte er hinzu, „das ist die wirkliche Apanage, das Recht der Frau."

In Bezug auf Marie Louise hätte ein räumliches Beisammensein allerdings manche Schwierigkeit gehabt, denn während er in seinen Gemächern nicht nur im Winter, sondern beinah den ganzen Sommer über heizen läßt, kann sie, an Abhärtung in den ungeheuren eiskalten Palais ihrer Heimath gewöhnt, die Hitze nicht vertragen. Oft bittet er sie mit der ganzen Zärtlichkeit eines Jungvermählten, „schlafe bei mir, Louise," und sie antwortet, „da ist es mir zu warm."

Als er eines Tages die Gemächer seiner Gemahlin betritt, befiehlt er, da es kalt ist, zu heizen; die Kaiserin aber befiehlt, als sie erscheint, das Feuer auszulöschen. Da „Ihre Majestät in Ihren Gemächern zu befehlen haben, sonst Niemand," so löschen die femmes rouges das Feuer wieder aus und der Kaiser, der friert, geht seiner Wege.

Dergleichen Vorgänge würden ihm eine Untreue hier und da erleichtern, allein er denkt an dergleichen nicht. Im Jahre 1811 hatte es zwar den Anschein, als erweise er der Fürstin Aldobrandini-Borghese, einer geborenen La Rochefoucauld, Aufmerksamkeiten; er gab ihr eine Mitgift von 800000 Frcs., als sie den Fürsten, einen Schwager Paulines, heirathete, und

Marie Louise.

Marie Louise

machte sie zur Palastdame — es war aber weiter nichts, als daß er sich von der Jugend, der Munterkeit und der Eleganz der jungen Dame bestochen fühlte. Auch schien er für die Herzogin von Montebello, Ehrendame der Kaiserin, Interesse an den Tag zu legen, allein auch dies hielt sich wohl innerhalb der Schranken des Erlaubten.

In Caen, während einer Reise durch die Normandie, ist von einer Mme. Pellara die Rede, welche in Pamphleten eine Rolle, in Wirklichkeit wohl keine spielt, dann in Saint Cloud von einer Lise B . . . — Beweise fehlen. Seine eheliche Treue scheint vielmehr außer Zweifel zu stehen; er zeigt jetzt Jedem in Compiègne das geheime Cabinet, aus welchem eine maskirte Thür in den Corridor führt, an welchem die Zimmer der eingeladenen Damen lagen; das Cabinet stand durch eine geheime Treppe mit den von ihm bewohnten Räumen in Verbindung.

Er ist Marie Louise gegenüber voller Rücksichten, und in der Befürchtung, dieselbe könne an seinen Besuchen in Malmaison und der Rue de la Victoire Aergerniß nehmen, werden dieselben mit solcher Vorsicht und in so geheimnißvoller Weise bewerkstelligt, daß eigentlich Niemand dahinter kommt. Die Besuche bei Josephine werden übrigens von Jahr zu Jahr seltener, da er Veranlassung hat, mit der Aufführung derselben unzufrieden zu sein.

Seine junge, blühende Gattin nimmt ihn völlig in Anspruch — allzusehr in Anspruch, sagt Corvisart; auch manche veränderte Lebensgewohnheit zeigt sich. Aus der Zeit seiner Jugend, die ja einsam und melancholisch war, hat er, in sich verschlossen, eine seltsame Vorliebe für Neckereien und lärmende Possenstreiche bewahrt, jetzt, in seinem einundvierzigsten Jahre,

bricht das damals Unterdrückte wieder hervor; es sind wahre Schulbuben-Belustigungen, denen er sich zuweilen hingiebt. So jagt er eines Tages zu Pferde im Park von Saint-Cloud hinter der entflohenen Kaiserin her; die kostbarsten Blumenbeete sind schon von den Hufen zerstampft, da stolpert das Pferd und der Reiter fliegt aus dem Sattel — „es brennt, es brennt," ruft er und lacht sich halbtodt. Das Barrespiel (das deutsche Kämmerchen-Spiel) kommt wieder auf, auch das Versteckspiel: es ist kein Spiel so kindisch-kindlich, daß es nicht zur Belustigung der Neuvermählten diente.

Marie Louise hat sich ohne Weiteres in das ihr zugemuthete Klosterleben gefügt, nur mit einem Wunsch lehnt sie sich gegen dasselbe auf: sie möchte reiten. Dies ist ein Wunsch, den alle Prinzessinnen aus dem Hause Habsburg-Lothringen zu haben scheinen, sobald sie der mütterlichen Obhut entrückt sind, mit Marie Antoinette war es dasselbe — wer gedächte nicht der scheltenden Worte Maria Theresias. Napoleon will natürlich keinen als Reitlehrer zulassen, als sich selber. Das Pferd am Zügel, läuft er neben der noch unbeholfenen Reiterin her; sobald dieselbe den Sitz etwas heraus hat, schwingt sich jeden Morgen nach dem Frühstück Napoleon selbst in Escarpins auf ein Roß, und in der großen Allee von Saint-Cloud, in welcher, um dem Herabfallen vorzubeugen, von zehn zu zehn Schritt Piqueure aufgestellt sind, beginnt ein tolles Jagen der kaiserlichen Majestäten; die Kaiserin schreit, der Kaiser lacht, fällt aber öfter vom Pferde als sie. Abends fangen die Spiele an: Blindekuh, Frettchen im Gehölz, Brüder der Liebe, König von Marocco, der Klosterpförtner, und wie sie alle heißen.

Bisher hatte Marie Louise nur ein gesellschaftliches Talent, auf welches sie sich nicht wenig einbildete: sie konnte die Ohren

F.ois Napoléon.
Duc de Reichstadt.

Franz

Der Herzog von Reichstadt.

bewegen; jetzt kann sie auch Billard spielen und thut es leidenschaftlich gern, ihren Gemahl schlägt sie stets, und dieser, dem dergleichen ungewohnt und unangenehm ist, nimmt heimlich Unterricht bei einem Kammerherrn.

Will sie das Profil ihres Gemahls zeichnen, so ist er stets bereit, ihr zu sitzen, spielt sie ihm auf dem Klavier deutsche Sonaten die er nicht leiden kann, vor, zeigt sie ihm ihre Handarbeiten, die Stickereien für eine Degenkoppel, die ihrer Lehrerin, der Mme. Rousseau wohl mehr zugute kommen, als ihr selbst, so achtet er sorgfältig auf Alles und ist immer bemüht, „seine gute Marie Louise" zu erheitern: vor dem gegenseitigen Dusagen — schlicht bürgerlich — aber entsetzt sich der jetzt so aristokratisch-steifnackige Hof: die Herren vom Faubourg St. Germain lassen es sich nicht einfallen, ihre Gemahlinnen zu duzen!

Marie Louise geht gern auf diese familiäre Art und Weise des Verkehrs ein, sie hat Kosenamen für jede ihrer Schwägerinnen. Madame Mère nennt sie einfach „Mama" — eins aber verlangt sie: ihr Gemahl muß stets um sie, oder wenigstens bei der Hand sein.

Hatte Napoleon bisher seine Lebensweise den ihm obliegenden Arbeiten und Geschäften entsprechend eingerichtet, so muß er diese jetzt häufig über's Knie brechen, ja bei Seite liegen lassen, um den Wünschen — nicht selten den Launen — Marie Louises zu entsprechen. Er hatte früher die Gewohnheit, allein zu frühstücken, eine Tischecke genügte, ein Niedersitzen war nicht gebräuchlich — jetzt, wenigstens in den Jahren 1810 und 1811, ist es zu bestimmter Stunde eine vollständige Mahlzeit, die er mit seiner Gemahlin einnimmt; es wird aufgetragen: Suppe, drei Vorspeisen, ein Braten, zwei Zwischengerichte, vier Extraschüsseln und ein vollständiges Dessert.

Auf Reisen — und es gab deren von 1810 bis 1812 fünf, eine ging in die Normandie, eine andere nach Belgien, eine galt Holland, eine vierte dem Rhein, die fünfte aber Dresden — ist es nicht Marie Louise, welche wie einst Josephine den Kaiser erwartet, sondern es wartet jetzt seine Majestät der Kaiser. Niemals ist Marie Louise zur rechten Zeit bereit, weder für Jagden, noch für Empfänge, noch für die Vorstellungen im Theater — ruhig wartet seine Majestät und peitscht nur unwillig, wie es einmal vor einer Jagd in Fontainebleau der Fall war, den Sand mit der Reitgerte.

Er liebte es früher, auf den Jagden weite Strecken in voller Carrière zu durchmessen, dadurch kam nach langer, angestrengter Arbeit sein Blut wieder in Bewegung. Jetzt, da Marie Louise bei jeder Jagd zugegen sein, aber auch die Mahlzeiten — eine große Hauptsache für sie — nicht versäumen will, so werden die Jagden zu Spazierritten.

Marie Louise sieht es nicht gern, wenn er sich von ihr entfernt — und er bleibt. So nothwendig seine Gegenwart in Spanien und die Uebernahme des Oberbefehles über die dortige Armee ist — er bleibt. Jeden Tag möchte er fort, an der Grenze stehen die Reisewagen, seiner harrend: sie mögen warten bis zum jüngsten Tage — er bleibt.

Napoleon ist Marie Louise gegenüber nicht nur ein treuer, sondern auch ein sehr galanter Gatte, der jede Gelegenheit benutzt, um sich liebenswürdig zu machen; seine Geschenke bezeugen es: zu Weihnachten ein Schmuck mit brasilianischen Rubinen im Werthe von 400000 Frcs., nach ihrer Niederkunft ein Perlenhalsband in acht Reihen und 816 Perlen, welches 500000 Frcs. kostete und später in Blois gestohlen wurde — das sind wahrhaft kaiserliche Geschenke; den verliebten Gatten

aber verrathen jene vielen Spangen und Armbänder mit einem Datum, mit ſeinem Namen in Steinen, oder mit ſeinem Miniatur-Bildniß.

Marie Louiſe huldigt ihrerſeits dieſem ſinnigen Cultus der Liebe und läßt eins ihrer Miniaturporträts von dem Hofjuwelier Nitot mit verſchiedenfarbigen Steinen einfaſſen, deren Bezeichnungen in den Anfangsbuchſtaben die Worte ergeben: „Louise je t'aime“ (Louiſe, ich liebe Dich).

Hätte Napoleon Marie Louiſe nicht ſo lieb gehabt, er würde ſich um Zeitungsartikel und Verſe, welche ihn als verliebten Schäfer darſtellen, wohl ſchwerlich gekümmert haben, ſo aber geht ſofort, wenn ihm in der Preſſe eine Bemerkung zu Geſicht kommt, welche ſeine intimen Empfindungen verletzt, ein Brief, geladen mit Donner und Blitz, an den Polizeiminiſter ab, in welchem er ſeine Liebe zugiebt, es aber aufs Schärfſte verbietet davon zu ſprechen.

Um ſich bei Marie Louiſe eine Liebe zu ſichern, welche den Höhepunkt der ſeinigen erreicht, iſt er voll von Aufmerkſamkeiten für die öſterreichiſche Kaiſerfamilie; alle Augenblicke gehen Bücher, werthvolle Kupferſtiche an den Kaiſer Franz ab, koſtbare Toiletten an die Kaiſerin Marie Ludovica von Eſte, Roben, Spielereien, Möbel, Waffen an Erzherzoginnen und Erzherzöge, außerdem ſendet noch Marie Louiſe mit jedem Courier ihrerſeits Geſchenke nach Wien.

Es war gleich nach den Dresdner Tagen, die Kaiſerin Maria Ludovica hatte die Garderobe ihrer Schwiegertochter geradezu geplündert, als von Paris nach Wien verſchickt wurden: Acht Toiletten-Neceſſaires, von denen das eine 28000 Frcs. koſtete, zwei ſehr werthvolle goldene Uhren, neun Shawls, der Stoff für 31 Roben, 26 fertiggeſtellte Roben, 32 Damenhüte

und andere Kopfbedeckungen, im Ganzen einen Kostenaufwand von 122642 Frcs. 70 cs. erfordernd!

Für den Großherzog von Würzburg, den Onkel Marie Louises, für Metternich, für Schwarzenberg, man möchte sagen für jeden Oesterreicher in Paris hat man am Hofe die erdenklichsten Aufmerksamkeiten.

„Ich stopfe sie voll mit Diamanten", sagt Napoleon und es ist so.

Der unerträglichste Beweis für seine Liebe ist aber der, daß er trotz seiner Eifersucht es nicht wagt, wie sonst zu schelten; dabei war das Mißtrauen nach Jahren noch immer dasselbe, die Vorsichtsmaßregeln bestehen nach wie vor. Als er beim Ausbruch des russischen Krieges fort mußte, ließ er sich mit jedem Courier einen ausführlichen Bericht einsenden über die Spaziergänge, die Besuche, welche die Kaiserin machte oder empfing, über die Art und Weise, wie sie ihre Abende hinbrachte u. s. w. Das Sonderbarste aber ist, daß diese Berichte von einem unbekannten Individuum herrührten, welches nicht richtig orthographisch schrieb und eine Papiersorte verwendete, welche gewöhnlich zum Einwickeln von Kerzen diente. Napoleon hielt diese Berichte nichts desto weniger für so wichtig, daß er sie mit Randbemerkungen versah. Er war nicht allein keines Scheltwortes mehr fähig, er wagte es sogar nicht, wenn ihn im Verhalten der Kaiserin irgend etwas mißfiel, ihr dies gerade heraus zu sagen: er bediente sich in solchen Fällen stets eines Vermittlers.

Marie Louise ließ sich eines Tages bei einem Spaziergang im Park von Saint-Cloud mit der Herzogin von Montebello einen Verwandten ihrer Begleiterin vorstellen und sprach mit demselben.

Am andern Tage erzählte der Kaiſer den ihm ſehr mißfälligen Vorgang dem öſterreichiſchen Geſandten; Metternich

Der Kaiſer, die Kaiſerin und der König von Rom.
(Sammlung des Prinzen Victor Napoleon.)

aber giebt zu erkennen, daß er nicht recht weiß, was er aus der vertraulichen Mittheilung machen ſoll, als auch ſchon der Kaiſer ergänzend hinzufügt:

„Die Kaiſerin iſt noch jung, ſie könnte glauben, ich wäre ein Griesgram. Wenn Sie ihr über das Unpaſſende des Vorganges etwas ſagten, ſo würde das mehr Eindruck machen, als wenn ich es ſage.“

Das Merkwürdigſte in ſeinen Beziehungen zu Marie Louiſe aber iſt vielleicht Das, daß er, der ſo verſeſſen auf die Unantaſtbarkeit ſeiner Machtbefugniß war und auch nicht den Schatten davon Anderen überlaſſen hätte, dieſe im Jahre 1813 mit Marie Louiſe zu theilen ſich entſchließt, und ſie feierlich als Regentin, als „Kaiſerin, Königin und Regentin“ einſetzt.

Wenn dabei auch mehr Schein als Wirklichkeit ſein mag, ſo werden doch alle Erlaſſe der Form nach von der Kaiſerin vollzogen; ſie ertheilt die Gnadenbewilligungen, unterzeichnet die Ernennungen, erläßt Proclamationen. Mit den Bulletins, durch welche ſeit dem Jahre 1800 der Weltgebieter ſein Wort vernehmen ließ, ſeine Siege bekannt machte und mit Commentaren verſah, ſeinen Ruhm verkündete, Auskunft über ſeine Eroberungen gab, iſt es jetzt vorbei.

Es heißt jetzt: „Ihre Majeſtät die Kaiſerin, Königin und Regentin, welche von der Armee die und die Neuigkeit erhielt.“ ... Die in dem Unglücksjahr eingezogenen Mannſchaften nennt man im Volk den Marie Louiſe-Erſatz.

Selbſt der Name Napoleon begann zu verſchwinden, allein der Marie Louiſes ſagte zu wenig, bedeutete in den Augen der Meiſten ſogar Nichts. Marie Louiſe aber wußte damals mehr als Alle, ja mehr als Cambacérès. An den Gedanken, daß *ſie* Alles retten ſollte und würde, klammert ſich Napoleon, je näher die Kataſtrophe rückt. . . .

Da fällt ein Brief, den er an ſie geſchrieben, in dem er ſie über den letzten Verſuch unterrichtet, den er gegen die Invaſionsarmee wagen will, in die Hände des Feindes; Patrouillen der Blücher'ſchen Armee fangen den Courier ab — damit war das Spiel verloren.

XVIII.

Die Insel Elba.

Aus dem raschen und verwirrenden Gange der Ereignisse tauchen einige Fragen auf:

War Napoleon zu dem großen Vertrauen, welches er in Marie Louise setzte, allein durch die Liebe zu ihr bestimmt?

Hatte die Politik ihren Antheil an seiner Handlungsweise?

Dachte er, daß der Kaiser Franz, wenn er seine Tochter und seinen Enkel sich gegenübersähe, einen vernichtenden Schlag nicht führen werde?

Hatte er, als er die Kaiserin auf den vorgeschobenen Posten stellte, bereits auf alle Fälle seine persönliche Abdankung im Auge, um die Dynastie zu retten?

Hat er sich eingebildet, daß die feindlichen Souveräne, wenn sie nicht ihn mehr, sondern Eine der Ihrigen auf dem Throne fänden, diesen umzustürzen, Anstand nehmen und anstatt seinen Sohn zu verjagen, diesen stützen würden?

Um die letzteren Voraussetzungen zulässig erscheinen zu lassen, müßte man auf die Zeit vor der Schlacht von Lützen zurückgreifen und annehmen, daß Napoleon schon damals, trotz

aller zur Schau gestellten Zuversicht, seine Sache für verloren gab, und in der Verwandtschaft mit dem Hause Habsburg seine letzte Stütze suchte.

Ein Verständniß, ein instinktives Erfassen des Complottes, zu welchem sich gegen ihn die gesammte Aristokratie Europas verbunden hatte, ging ihm ab; um zu errathen, daß die junge Fürstentochter, die ihm ehelich beigesellt war, eine ihm von der aristokratischen Oligarchie gebotene Lockspeise war, nur um ihn zu stürzen, dazu fürwahr hätte es einer schwärzeren Seele bedurft, als ein Franzose sie haben konnte, der durch das Blut der Revolution gegangen ist!

Um einen solchen Platz zu ersinnen, ihn durchzuführen, um den Haß aller alten Fürstengeschlechter Europas vor dem Ehebett Napoleons und Marie Louises zu versammeln, bedurfte es eines Aufwandes von Verworfenheit, wie er allein in der aristokratischen Gesellschaftssphäre denkbar, bei Denen vorzufinden ist, welche an skrupelloses Handeln gewöhnt sind, und wenn es ihren Vortheil gilt, weder göttliches noch menschliches Recht respektiren.

Willig schafft man die Gattin herbei — was liegt daran, ob nach erlangtem Siege über Den, der es wagte, die heiligen Hallen zu entweihn, an den Radspeichen des Triumphwagens neben dem zuckenden Fleisch des Usurpators ihre blonden Haare hängen!

Bleibt die Frau übrig, nun, so wird man ihr ein Schicksal bereiten, in welchem sie Trost finden kann.

Napoleon hatte in dieser Richtung nicht den geringsten Verdacht, hat auch niemals zugeben wollen, daß Marie Louise die Mitverschworne seiner Feinde war — und darin hatte er wohl Recht, denn sie war offenbar von Nichts unterrichtet und

hat ihre Rolle so weit besser und natürlicher gespielt, als wenn man sie ihr soufflirt hätte.

Erst viel später, auf St. Helena,*) sei es nun, daß es ihm widerstrebte, der Sache auf den Grund zu gehen, sei es, daß er überhaupt die richtige Veranlassung zu seinem Mißgeschick nicht aufdecken wollte, betont er die Beziehungen, die zwischen seiner zweiten Heirath und den ihr folgenden Ereignissen bestanden haben möchten.

„Es war ein Abgrund," sagte er wiederholt, „den man mir mit Blumen verdeckte."

Sich in diesen Abgrund von Verrath zu stürzen, hatte er keine Lust. Er suchte es stets geflissentlich zu verhüten, daß Marie Louise und das Andenken derselben besudelt, daß sie in der Geschichte als verantwortlich hingestellt werde für irgend eine Phase des großen Dramas, welches einzig aus ihrer sorglosen Unbedachtsamkeit seine Entwicklungskraft schöpft, und welches, wenn man es sich ruhig anschaut, so einfach, so natürlich-heroisch, so gewaltig erscheint, als wäre es geschrieben von einem Aeschylos.

Weit davon entfernt, sich an diese Frau zu halten, welche ihn herabstürzte von seiner Höhe, legt er ihr im Fallen noch Liebe und Vertrauen an den Tag; es ist, als wolle er sie trösten, für die Enttäuschungen, die ihr das gewaltthätige Einschreiten ihres Heimathlandes, die Schilderhebung ihres Vaters bereiten — mußte sie nicht das Alles als einen an ihr begangenen Verrath nächster Angehöriger auffassen? Und auch noch jetzt

*) Siehe das im Verlage von Schmidt & Günther in Leipzig erschienene Werk: Napoleons I. Tagebuch von St. Helena. Geführt von Las Cases. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 2 Bde. à Mk. 4.60.

verzweifelt er nicht, als ob es eine Eigenthümlichkeit seines Naturells wäre, zu hoffen, wo es keine Hoffnung mehr giebt; es ist die Tugend des Starken, und diese hat er auch während des Feldzuges in Frankreich offenbart: da gab es Kämpfe, die

Talleyrand.

an die ruhmreichen Tage von Castiglione erinnern. Erst in den allerletzten Episoden des Kampfes sieht er sich gezwungen, die Möglichkeit einzuräumen, daß der Feind in Paris eindringen und sich der Kaiserin und des Königs von Rom bemächtigen könnte: es wäre freilich, meinte er, nur ein kurzer

Triumph, denn die zeitweiſe Beſetzung von Paris ändere an ſeinem ſtrategiſchen Plan nichts. Aber er kann den Gedanken nicht ertragen, daß ſeine Gemahlin und ſein Sohn die Beute des Feindes werden. Um ſie vor einer ſolchen Beſchimpfung zu ſchützen, ertheilt er Joſeph den ausdrücklichen Befehl, Paris mitſammt dem Hofe zu verlaſſen, und von dort Alles zu entfernen, was zur Vertheidigung dienen könnte, auch ſämmtliche Mitglieder der Regierung. Talleyrand aber bleibt; er hat ſchon ſeit lange in der Umgebung Joſephs, in der der Kaiſerin, der Seine-Präfectur, auf der Polizei Mitverſchworene untergebracht, die ihm gehorchen, als wären ſie ihm durch einen infernaliſchen Pakt verbunden. Mit ihnen führt er ſein verrätheriſches Werk, das er 1807 begonnen hat, 1815 zu Ende.

Die Regierung Napoleons mit Hülfe von 500000 Bajonetten zu ſtürzen, das iſt lange noch nicht Alles, was ſich der Fürſt von Benevent vorgenommen hatte; er wäre nicht zufrieden, wenn er nicht auch das Band zerriſſe, das er ſelbſt zwiſchen Napoleon und Marie Louiſe zu ſchlingen eifrig bemüht war. Der Kaiſer glaubte, daß ihm ein letzter Troſt bleiben, er Frau und Kind bei ſich haben würde. Wenn er die Kaiſerin nicht direkt aufforderte, zu ihm nach Fontainebleau zu kommen, ſo geſchah es deshalb, weil er glaubte, Marie Louiſes Thränen würden auf Kaiſer Franz Eindruck machen und die Zukunft günſtig beeinfluſſen; er glaubte, die Kaiſerin würde ſogleich zu ihm kommen, ſobald er ſelbſt ſich in ſeiner neuen Lage zurechtgefunden hätte, ſie würde als ſouveräne Fürſtin ſeine Nachbarin werden und er ſich mit dem Daſein eines kleinen Fürſten Genüge ſein laſſen. Sie würde kommen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten, da ſie ihn doch liebt, „in ihm mehr den Mann als den Kaiſer“ geliebt hat. So könnte ja immerhin das Leben für ſie Beide noch ein glück-

liches werden, auch für das unter ihren Augen heranwachsende Kind.

Diese Pläne, diese Voraussetzungen theilte Marie Louise in der That mit ganzem Herzen — gewiß sie liebt ihren Gemahl, und würde eilen, sich wieder mit ihm zu vereinen. Allein ihr Vater streckt die Hand nach ihr aus, und wenn ihre Liebe zu Napoleon aus dem Kampf mit dem kindlichen Gehorsam, der kindlichen Ehrfurcht ihrem Vater gegenüber auch siegreich hervorgehn würde — Talleyrand ist bei der Hand, um diese Liebe in ihr zu ersticken. Er hat gewußt, sich in ihrer nächsten Umgebung eine Dame dienstwillig zu machen, welche überaus thätig und in politischen Machenschaften sehr gewandt ist. In ihrer Jugend nach Art der Italienerinnen etwas galant, liebt sie die Intrigue um der Intrigue willen; so oft es ihr möglich war, sich in ein diplomatisches Abenteuer zu stürzen, fühlte sie sich stets in ihrem Element. Sie gehört als Palastdame gewissermaßen zu den Vertrauten und macht Marie Louise, von Talleyrand soufflirt, zunächst aufmerksam darauf, daß Napoleon sie nie geliebt, sie fortwährend auf das Schnödeste hintergangen habe.

Marie Louise zweifelt. Mme. de Brignole ruft zwei Lakaien als Zeugen auf, die Das aussagen müssen, was sie ihnen zuvor im Auftrage Talleyrand's beibrachte.

Da ist Niemand, der die Zweifel der geängstigten Kaiserin stützte, der ihr Energie, Vertrauen einflößte; ihrer natürlichen Schlaffheit verfallen und ganz von ihrem Temperament beherrscht, fühlt sie sich durch die Berichte über die Treulosigkeit Napoleons mehr niedergeschmettert, als durch den Sturz von ihrem Thron.

Endlich, nachdem sie beinah ein Jahr lang gerungen hat, läßt sie sich opfern — eine zweite Iphigenie.

Ja! Beinah ein Jahr lang führte Marie Louise den Kampf gegen das ihr feindlich begegnende Europa. Einen Erfolg aber gab es auf Seiten ihrer Gegner erst dann zu verzeichnen, als man sie dahin gebracht hatte, Liebe durch Liebe zu ersetzen, — sie zum Ehebruch zu verleiten.

Nun war ein souveränes Fürstenthum ihr sicher.

Napoleon weiß von Alledem nichts; von jeder Etappe seines mit so vielen Dornen bestreuten Weges schreibt er ihr grade so wie damals, als sie sich beim Geläut der Glocken und dem Donner der Geschütze Paris näherte. Unter einer Eskorte und dem Schutz von Commissären der Verbündeten, unter dem Mordgeheul bezahlter Volksmassen nähert er sich langsam seinem Bestimmungsort, jener Insel, die man ihm einstweilen überließ, in der Absicht, sie ihm gelegentlich wieder zu nehmen, die ihm sein Freund abtrat, der frühere Churfürst von Salzburg, nachherige Großherzog von Würzburg, noch unlängst sein Gast in Compiègne und in den Tuilerien, der wieder geworden war, was er 1797 war, als Bonaparte sich an seinen Tisch setzte, nämlich Großherzog von Toscana.

Von den Briefen, welche Napoleon von Elba aus an die Kaiserin schrieb, sind nur zwei bis jetzt veröffentlicht worden: einer an „seine gute Louise", der andere an seine „gute Marie Louise." In denselben scheint er seine eigenen Leiden völlig vergessen zu haben und spricht von dem, was *sie* erdulden muß; ist besorgt um ihre Gesundheit, denn man hatte es für nöthig gefunden, ihr die Bäder von Aix les Bains zu verordnen, worin man ein Mittel sah, die Wiedervereinigung beider Gatten einstweilen hinauszuschieben. Corvisart — ob wissentlich oder un-

wiſſentlich bleibe dahingeſtellt — hatte ſich, indem er die Bäder verordnete, zum Partner in dem Spiel der Verbündeten gemacht. Auch ihn hat Napoleon in keinerlei Verdacht. Im Gegentheil, er fühlt eine gewiſſe Genugthuung in Bezug auf die Anhänglichkeit Corviſarts; von Fréjus aus ſchreibt er ihm, und dieſer Brief, wenn der berühmte Arzt ihn verdiente, es wäre ſein ſchönſter Ruhm.

Napoleon iſt weit entfernt, die Badereiſe Marie Louiſes zu hintertreiben, im Gegentheil, er fördert ſeinerſeits dieſelbe, damit die Kaiſerin um ſo früher bei ihm eintreffe. Kann ſie auch dann noch nicht gleich nach Elba kommen, ſo wird ſie doch in ſeiner Nähe, in Parma, ſein und dorthin, damit es ihr an nichts fehle, ſchickt er ſchon jetzt als Wache einige Pelotons ſeiner polniſchen Chevauxlegers und für ihre Ställe an hundert Pferde.

Kaum iſt er in Porto Ferrajo angelangt, als er auch ſchon eifrig daran geht, in jedem der Palais — traurige Palais waren es — die zu ſeiner Reſidenz dienen ſollten, Zimmer für ſie zurechtmachen zu laſſen; er beſchleunigt die Arbeiten nach Möglichkeit — kann ſie doch jeden Augenblick eintreffen; er läßt am Plafond des für ſie beſtimmten Salons zwei Tauben darſtellen, die durch ein am Ende verſchlungenes Band mit einander verbunden ſind: ein ſinniges Bild, je weiter die Tauben ſich im Fluge von einander entfernen, deſto enger ſchürzt ſich der Knoten. —

Der ſchon früher erwähnte Beſuch der Mme. Walewska auf Elba, welcher am 1. September erfolgte, war in tiefes Geheimniß gehüllt. Sie iſt auf der Reiſe nach Neapel, um von Murat eine Dotation einzufordern, welche Napoleon ihr auf Güter bewilligt hatte, die für ihn reſervirt waren und welche Murat beim Sturze des Kaiſers einzuziehen ſich beeilt hatte.

Seit dem 20. Auguſt war Napoleon der großen Hitze wegen nach der ſogenannten Einſiedelei der Madonna von Marciana überſiedelt, die mitten in einem Walde hundertjähriger Kaſtanienbäume liegt und außer der Capelle aus einem einſtöckigen Häuschen, welches vier Zimmmer hat, beſteht; die Mönche ſind in die Keller gezogen. Für das Gefolge, beſtehend aus einem Gensdarmerie-Capitän Paoli, dem Ordonnanz-Offizier Bernotti, einigen Mamelucken und den beiden Kammerdienern Marchand und Saint Denis, hat man unter den Bäumen, neben einer ſich im Moos verlierenden Quelle ein geräumiges Zelt aufgeſchlagen. Um ſeine Mahlzeiten einzunehmen, verfügt ſich Napoleon hinab nach Marciana, wo Madame Mère ſich niedergelaſſen hat.

Bei Empfang des Briefes, in welchem die Walewska ihre Ankunft meldet, werden ſogleich im Geheimen Anordnungen getroffen; die Dame landet in der Nacht zum 1. September; am Strande erwartet ſie ein vierſpänniger Wagen, drei Sattelpferde ſind auch da; ſie beſteigt mit ihrem Sohne den Wagen; ihre Schweſter und ihr Bruder, Oberſt Laczinski, der die polniſche Uniform trägt, beſteigen die Pferde, und im Schimmer und Geflimmer einer wundervollen Mondnacht ſetzen die geheimnißvollen Gäſte ſich in Bewegung. Nach Procchio iſt ihnen der Kaiſer, gefolgt von ſeinen beiden Mamelucken und dem Capitän Paoli, entgegengekommen. Da die Wagen von hier aus nicht weiter können, ſchwingt ſich auch Mme. Walewska zu Pferde und hinauf geht es nach dem Gipfel des Berges. Bernotti übernimmt die Sorge für den Kleinen.

„Madame, hier ſehen Sie mein Palais,“ ruft Napoleon, ſich vor ſeinem Gaſte verneigend, als man vor der Klauſe angelangt war; den Damen wurden die vier kleinen Zimmer zur Verfügung geſtellt, in welchen Betten aufgeſchlagen waren.

Napoleon verfügt ſich mit dem Oberſten unter das Zelt. Die ſo ſchön begonnene Nacht wurde bald pechfinſter, ein ſchwerer Regen, vom Sturme gejagt, peitſchte den Wald. Am Morgen, die Kälte war empfindlich, ruft der Kaiſer nach Marchand und dieſer erzählt ihm, daß in Porto Ferrajo das Gerücht verbreitet wäre, die Kaiſerin ſei angekommen, und daß das Kind der König von Rom wäre. Auf das Gerücht hin habe ſich der Doktor Fourreau bei der Einſiedelei eingeſtellt und harre draußen etwaiger Befehle. Der Kaiſer kleidet ſich ſchnell an und tritt aus dem Zelt: die Sonne ſchien und der Boden fing an zu trocknen. Da gewahrt er ein Blumen pflückendes Kind, es iſt der kleine Walewski; Marchand muß einen Stuhl herbeibringen und nachdem der Kaiſer Platz genommen, winkt er den Kleinen zu ſich, nimmt ihn auf die Knie und Fourreau, der in der Nähe weilt, wird herbeigerufen:

„Nun, Fourreau, wie finden Sie den Kleinen?“

„Ich meine, Sire, der König iſt ſchnell gewachſen.“

Der Kaiſer lacht, denn der kleine Walewski iſt ja um ein Jahr älter, als der König von Rom; ſeine hübſchen Geſichtszüge, die blonden lockigen Haare, die ihm über die Schultern fallen, machen ihn weniger dem König von Rom, als dem bekannten Porträt deſſelben von Iſabey ähnlich, welches ihn etwa um ein Jahr älter erſcheinen läßt als er war.

Napoleon ſcherzt noch ein wenig mit dem Doctor und verabſchiedet ihn ſodann unter Dankſagungen für das Anerbieten ſeiner Dienſte, denn Mme. Walewska tritt aus der Hütte. Seit Warſchau iſt ſie etwas voller geworden, ihre offenen, mildernſten Züge ſind noch eben ſo reizend wie früher. Ihre hinter ihr aus der Thür tretende etwa achtzehn Jahre alte Schweſter gehört zu jenen Blondinen, deren Jugend wie der Wohlgeruch

einer ſeltenen Blume iſt, die junge Dame iſt ſchön wie ein Engel. Das Frühſtück, unter der Anordnung von Madame Mère zubereitet, und von Marciana heraufgeſchafft, wird unter den leiſe rauſchenden Wipfeln der alten Bäume ſervirt; es geht ungemein heiter her. Beim Mittagsmahl will der Kaiſer, daß der Knabe, der am Frühſtück nicht theilnahm, neben ihm ſitze, Mme. Walewska will es nicht zugeben, weil der Knabe zu wild ſei. Napoleon aber ſetzt ſeinen Willen durch; er ſelbſt iſt ja, wie er erzählte, in ſeiner Jugend ſehr unbändig geweſen. „Ich knuffte," ſagte er lachend, „immer den Joſeph, und zwang ihn, meine Aufgaben zu machen. Wenn ich zu trockenem Brode dafür verurtheilt wurde, tauſchte ich es bei unſern Hirten gegen Kaſtanienbrod ein, oder ich lief zu meiner Amme und ließ mir Mußſtullen ſchenken." Der kleine Walewski entſprach auch alsbald den Befürchtungen ſeiner Mutter. „Fürchteſt Du Dich denn gar nicht vor der Peitſche?" rief Napoleon; „ich ſage Dir, nimm Dich vor der Peitſche in Acht; ich habe ſie nur einmal zu koſten bekommen und habe es nie vergeſſen." Und nun erzählte er, wie er als Kind in Gemeinſchaft mit Pauline, ſeiner Schweſter, die Großmutter ausgelacht hätte, und wie ſie Beide dafür von „Madame, die keinen Spaß verſtanden hätte", mit Peitſchenhieben traktirt worden wären.

„Aber ich lache doch die Mama nicht aus," bemerkte der Kleine ärgerlich. „Das wäre eine gute Antwort," meinte der Kaiſer und drückte ſeinen Sohn ans Herz.

Um 9 Uhr Abends ſetzten ſich die Gäſte in Bewegung zur Rückkehr nach dem Landungsplatz; Napoleon gab ihnen das Geleit. „Adieu, mein Herzenskind," ſagte er, als er zum Abſchied den Kleinen umarmte.

Mme. Walewska nahm als Entſchädigung für den Raub

Murats eine Tratte über 61000 Frcs., zahlbar durch den Schatzmeister des Kaisers mit. Ihr Aufenthalt in Neapel hat sich lange hingezogen, im März 1815 war sie noch dort. —

Sollte Napoleon auf Elba irgend ein Verhältniß gehabt haben, so war es gewiß nicht mit der sogenannten Gräfin Rohan, einer Abenteurerin, die sich eingefunden hatte, um irgend Etwas zu reklamiren und ihre Dienste anzubieten; anders steht es um eine Frau, welche er drei oder vier Mal in der Orangie zu Saint-Cloud empfangen hatte, und welche aus eignem Antrieb, von Mitgefühl bewegt, nach Porto Ferrajo gekommen war. Ob sie damals bereits mit dem Oberst B. verheirathet war oder erst auf der Insel die Ehe schloß, ist nicht zu ermitteln, ihre seltene Anhänglichkeit verdiente wohl, daß man mehr von ihr sagen könnte. Sie kam nicht nur nach Elba, auch 1815 stellte sie sich in Rambouillet ein, und beschwor Napoleon, ihr zu erlauben, daß sie ihm folgen dürfe; sie war in Verzweiflung, als es ihr abgeschlagen wurde. Es ist nicht erwiesen, daß er erneuten Umgang mit ihr gehabt hätte. (Die Briefe, welche ein im Solde des Herzogs von Blacas stehender Priester als von Napoleon auf Elba geschrieben, veröffentlicht hat, verdienen keinerlei Beachtung.) Er war zu dergleichen damals wohl nicht disponirt. Seine Lage war kritisch, nicht nur in politischer Beziehung, sondern vor Allem auch in Bezug auf seinen Seelenzustand. Er kannte Marie Louise zu gut, um nicht zu wissen, daß der flüchtigste seinerseits begangene Treubruch, wenn er ihr zu Ohren käme, und von Andern ihr gegenüber geschickt ausgebeutet würde, sie aufs Tiefste verletzt und gegen ihn aufgebracht haben mußte. An so Etwas dachte er wohl, als er Ende August den Capitän Hurault de Sorbée, es war der Mann einer „femme rouge“, nach Aix les Bains schickte, um zu

ſehen, ob er nicht in heimliche Verbindung mit Marie Louiſe treten könne. Der ganze September ging hin, ohne die geringſte Nachricht. Da entſchloß ſich endlich Napoleon und ſchrieb am 10. October an den Großherzog von Toscana, Onkel Marie Louiſes, einen Brief folgenden Inhalts:

„Da ich ſeit dem 10. Auguſt keinerlei Nachricht von meiner Frau und ſeit ſechs Monaten keine über meinen Sohn habe, ſo bitte ich Ew. Königliche Hoheit, mich wiſſen zu laſſen, ob es geſtattet wäre, daß ich Hochdenſelben alle acht Tage einen Brief an die Kaiſerin einhändigen ließe, und daß mir deren Antwortſchreiben zugleich mit den Berichten der Gräfin Montesquiou, Gouvernante meines Sohnes, überſandt würden. Ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß trotz der Ereigniſſe, die bei ſo Vielen eine Aenderung hervorriefen, Ew. Königliche Hoheit mir einige Freundſchaft bewahrt haben. Könnte ich mich deſſen verſichert halten, ſo würde ich mich weſentlich getröſtet fühlen, und Ew. Königliche Hoheit auch bitten, dieſem kleinen Canton, welcher die Gefühle von ganz Toscana für ſeinen Fürſten theilt, alle Gnade zuzuwenden. Ew. Königl. Hoheit wollen an der Beſtändigkeit meiner Ihnen bekannten Empfindungen nicht zweifeln und mich Dero Kindern empfehlen.“

Es handelt ſich in dem Schreiben, wie man ſieht, nur um die Bitte, einem Verwandten, der ſich unglücklich fühlt, einen Dienſt zu erweiſen. Um den Großherzog für ſeine Bitte günſtig zu ſtimmen, bekennt Napoleon ſich ſozuſagen als ſeinen Unterthan.

Keine Antwort!

Inzwiſchen iſt auch das Schreckliche ſchon geſchehen — Marie Louiſe in Schande gefallen. Ob Napoleon es damals ſchon wußte, iſt nicht feſtzuſtellen. Er weiß vielleicht nur, daß man ihm ſeine Frau, ſeinen Sohn genommen hat. —

Da die Bourbonen, die für den Kaiser im Vertrage von Fontainebleau festgesetzte Jahressumme nicht zahlten, so sah Napoleon den Augenblick kommen, da er einen Theil seiner Garde entlassen mußte — die Fürsten Europas konnten seine Deportation nach einer entlegenen Insel, z. B. den Azoren, wie Talleyrand am 13. Oktober es anrieth, „weil sie von den übrigen Welttheilen durch 500 Meilen Wasser getrennt sind," jeden Augenblick beschließen — da will er doch lieber noch eine letzte Parthie mit Frankreich und für Frankreich wagen.

Die Rückkehr nach Frankreich ist beschlossen!

XIX.

Die Hunderttage.

Am Neujahrstage von 1815 hatte Napoleon einen Brief von Marie Louise bekommen mit Nachrichten über seinen Sohn; der Kleine wäre, so schrieb die Mutter, entzückend und würde bald eigenhändig an den Papa schreiben.

Was dieser Bericht bedeuten sollte, weiß man nicht recht, vielleicht war es der Ausdruck von Gewissensbissen. Jedenfalls faßte ihn Napoleon dahin auf, daß Marie Louise keineswegs den Gedanken aufgegeben hatte, sich mit ihm zu vereinigen, und daß sie, wenn sie schwieg, dazu gezwungen wäre; daß es genügen würde, ihr einen Thron anzubieten, um ihre Kerkermeister zu veranlassen, sie in Freiheit zu setzen.

Kaum ist er nur einigermaßen sicher in Bezug auf das Gelingen seines Wagnisses, so benachrichtigt er, es war am 12. März von Lyon aus, die Kaiserin. Aber auch diesen Brief, wie alle, die sie aus Elba erhalten hatte, gab Marie Louise ihrem Vater, und dieser legte sie den Bevollmächtigten der Verbündeten vor.

Gleich nach seinem Einzug in Paris hat der Kaiser den Hofstaat seiner Gemahlin fast ebenso wieder hergestellt, wie er früher war, und Befehl ertheilt, ihre Gemächer zum Empfange

Napoleon (Vater und Sohn).
(Nach einer Lithographie von Carrière.)

in Stand zu setzen. Zehn Tage später, als sie noch immer nicht eintraf, am 1. April, richtet er an den Kaiser von Oesterreich einen offiziellen Brief, in welchem er Gattin und Sohn zurückfordert.

„Da," so heißt es in demselben, „die lange Trennung, welche durch die Umstände nöthig wurde, mich mit dem größten Schmerz erfüllt hat, den je mein Herz empfunden hat, so ist die Wiedervereinigung mein sehnlichster Wunsch, den die tugendhafte Prinzessin theilt, deren Schicksal Eure Majestät mit dem meinigen verbunden haben . . ."

Der Schluß lautet:

„Ich kenne zu gut die Grundsätze Eurer Majestät, ich weiß zu gut, welchen Werth Sie den Familienbanden beilegen, um mich nicht der angenehmen Zuversicht hinzugeben, daß Eure Majestät Alles thun werden, welche Absichten auch das Cabinet haben mag, den Augenblick der Wiedervereinigung einer Frau mit ihrem Gatten, eines Kindes mit seinem Vater, so schnell als möglich herbeizuführen."

Keine Antwort!

Vor diesem Schweigen, das sich auch auf diejenigen Briefe erstreckt, welche er den bei den Bourbonen accreditirten und nach Wien zurückkehrenden Diplomaten mitgegeben hat, wird Napoleons Annahme bestärkt, daß die Politik Marie Louise's Entschließungen lähme: er will daher wiederum versuchen, sie auf geheimen Wegen zu erreichen. Es werden Agenten nach Wien geschickt, die er selbst ausgesucht hat: Flahaut und Montrond; nur Letzterem gelingt es, in die Nähe der Kaiserin vorzudringen, aber als es darauf ankommt, ihr das Handbillet des Kaisers zuzustecken, mischt sich Meneval, der frühere Cabinetssecretär Napoleons und seit 1813 Secretär der Kaiserin, hinein. Er weiß, was zwischen Marie Louise und Neipperg passirt ist — er verbrennt in der Meinung, das sei der beste Dienst, den er dem Kaiser erweisen könne, dessen Billet. Die ganze Wahrheit an den Kaiser zu berichten, wagte Meneval nicht, denn er

dachte an den schweren Schlag, der Napoleon treffen mußte; so richtete er denn einen anonymen Brief mit verstellter Handschrift an den treu ergebenen Lavalette. Dieser, ebenso wie Napoleon, glaubten aber an einen Winkelzug österreichischer Politik.

Die Aufklärung sollte von anderer Seite erfolgen: ein gewisser Ballouhey — er hat für die beiden Kaiserinnen die Buchführung über deren Ausgaben besorgt, es war ein rechtschaffener Mann, auf dessen Treue man sich verlassen konnte — ist auf der Heimkehr von Wien. Eine Ordonnanz wird in seiner Wohnung aufgestellt und hat ihn, sowie er eintrifft, ohne Zeitverlust nach dem Elysée zu escortiren. Am 28. April steht Ballouhey vor dem Kaiser, der ihn zwei Stunden festhält. Noch immer kann Napoleon nicht klar sehen und Ballouhey, der Marie Louise mit demselben Fanatismus ergeben ist, wie früher Josephine, ist zu schüchtern, um zu bestätigen, was längst der Congreß, der Hof, die Stadt Wien wissen und beklatschen.

Man muß auf Meneval warten, der von Wien fortgeschickt, jetzt auch unterwegs ist — nun aber ist eine Täuschung nicht mehr möglich. Marie Louise hatte sich in einem officiellen Schreiben vom 12. März unter den Schutz der verbündeten Mächte gestellt und die zornschnaubende Erklärung der Bevollmächtigten in Betreff Napoleons vom 13. veranlaßt. Neipperg war zugleich zu ihrem Hofmarschall ernannt. Am 18. März hat sie darein gewilligt, daß ihr Sohn sofort von seiner Gouvernante, Madame de Montesquiou, und seinen französischen Dienern getrennt werde. Und als Meneval sich bei ihr verabschiedete, hat sie ihn beauftragt, dem Kaiser zu sagen, „daß sie bei einer Scheidung nie behülflich sein würde, aber daß sie sich mit dem Gedanken schmeichle, der Kaiser werde in eine freundschaftliche Trennung willigen, daß diese Trennung unabwendbar geworden

sei, daß sie jedoch die Empfindungen der Achtung und Dankbarkeit, welche Marie Louise ihm bewahre, nicht beeinflusse. Sie sei entschlossen, und ihr Entschluß unwiderruflich. Ihr Vater selbst würde nicht das Recht haben, sie zur Rückkehr nach Frankreich zu zwingen." Meneval wußte ja über die geringsten Details Auskunft zu geben — wozu jetzt noch die Wahrheit verheimlichen? —

Als Baron Dubois, der berühmte Pariser Frauenarzt, nach der Geburt des Königs von Rom den Kaiser darauf aufmerksam machte, daß eine zweite Niederkunft das Leben Marie Louises bedrohen würde, ließ dieser es sich gesagt sein, obwohl er gern eine zahlreiche Nachkommenschaft, namentlich noch einen Sohn gehabt hätte. Graf Neipperg aber hatte keine solche Bedenken und führte mehrfach den Beweis, wie sehr Dubois sich getäuscht hatte.

Wenn im Innern seines Herzens Napoleon nicht dem geringsten Zweifel mehr Raum geben konnte, so war es aus politischen Rücksichten geboten, der Nation die Wahrheit zu verheimlichen. Vor einem Jahre glaubte er, es gäbe nichts, was das Volk innerlich so bewegen könne, als der Gedanke, daß diese Frau und dieses Kind Frankreich anvertraut seien, heute glaubte er, daß die Gefangenschaft, in der man sie festhielt, daß die Trennung, welche göttliche und menschliche Rechte verletzte, daß dieser Eingriff in die eheliche, die väterliche Liebe, begangen von Königen, welche in Frankreich gute Sitten wieder zu Ehren bringen wollten, daß diese Handlungsweise, diese Widersprüche wohl geeignet wären, die Herzen von Männern und Patrioten aufs Aeußerste zu empören.

Der Schmerz der Kaiserin, als man sie ihrer Pflicht entriß, die dreißig Nächte, welche sie 1814 schlaflos hinbrachte, das

Gefängniß — etwas Anderes iſt es nicht — in welchem man ſie hält, der Vertrag von Fontainebleau, verletzt von eben den Fürſten, welche ihm die Gattin nahmen, die Empörung der alten Königin Marie Caroline, welche ihrer Enkelin einſchärft: „Verhindert man Dich, zur Thür hinauszugehen, ſo geh durchs Fenſter, und eile zu Deinem Mann.“ Der König von Rom — jetzt ſagt der Kaiſer der kaiſerliche Prinz — von ſeiner Mutter getrennt, Madame de Montesquiou weggejagt, um das Leben ihres Zöglings zitternd . . . All dieſe Daten ſoll Meneval in einen Bericht an die Kammer zuſammenſtellen — vielleicht kommt in derſelben ein Antrag zu Gunſten des Königs von Rom zu Stande.

Nicht ein einziges Mal, weder während der Hunderttage noch während der ſechs Jahre ſeines Todeskampfes, hat ſich Napoleon zu einem bitteren Wort, zum leiſeſten Tadel über Marie Louiſe hinreißen laſſen. Immer ſind es Worte der Liebe und des Mitleids; immer weilt ſeine Erinnerung bei ihr, wie ſie im Schmuck der Jugend und Friſche ihn mit dem Zauber der Unſchuld umfing. Es iſt nicht Einer unter den Gefährten ſeiner Gefangenſchaft, der nicht dieſelben Aeußerungen, faſt in den nämlichen Worten, berichtete. Wenn in den Zeitungen irgend eine unglückliche Begebenheit beſprochen wurde, von der ſie betroffen war, ſo läßt er ſich den Artikel zwei-, dreimal vorleſen. Wenn ein europäiſches Schiff im Hafen von James Town landet, ſo überredet er ſich ſelbſt jedesmal, es werde ihm einen Brief von Marie Louiſe bringen, und den ganzen Tag verbringt er in nervöſer Aufregung und ohne zu arbeiten. Wenn ihm einer ſeiner Diener, Las Caſes oder O'Meara weggenommen werden, ſo denkt er ſogleich daran, ſie an Marie Louiſe zu empfehlen; ſo giebt er z. B. dem Chirurgen folgenden Zettel mit: „Wenn er meine gute Louiſe ſieht, ſo bitte ich ſie,

zu erlauben, daß er ihr die Hand küßt." In ſeinem Teſtament ſteht, geſchrieben am 5. April 1821, Folgendes:

„Ich habe ſtets Veranlaſſung gehabt, mich meiner theuren Gemahlin Marie Louiſes rühmen zu können. Ich bewahre ihr bis zu meinen letzten Augenblick die zärtlichſten Empfindungen. Ich bitte ſie, darüber zu wachen, daß mein Sohn vor den Uebeln, die ſeine Kindheit noch umringen, geſchützt bleibe."

Am 28. April, ſieben Tage vor ſeinem Tode, ſpricht er

Der Traum.
(Nach einem anonymen Kupferſtich.)

über die Secirung ſeiner Leiche mit Antommarchi, und beſtimmt in Betreff der Einbalſamirung ſeines Herzens:

„Sie werden es in Spiritus thun und nach Parma an meine liebe Marie Louiſe bringen; Sie werden ihr ſagen, daß ich ſie zärtlich geliebt habe, und daß ich nie aufgehört habe, ſie zu lieben. Sie werden ihr auch Alles erzählen, was Sie geſehen haben, alles, was ſich auf meine Lage hier und meinen Tod bezieht."

In Wahrheit — Hudſon Lowe that wohl daran, Antom=

marchi zu veranlaſſen, die ſilberne Vaſe mit dem Herzen des Verſtorbenen in den Sarg zu thun. Was hätte wohl Neipperg damit gemacht!

Statt der Gemahlin kamen andere Frauen, gleichviel, ob ſie aus Frankreich, Irland oder Polen waren, herbei, um die letzten Tage ſeines Ruhmes, jene drei Monate, durch ihre Treue zu verherrlichen, mit ihrer Schönheit zu ſchmücken, den Kaiſer durch ihre Begeiſterung, ihre Ergebenheit zu erfreuen, und — um ihm als Spioninnen und Aufpaſſerinnen zu dienen, ihre Rathſchläge anzubieten, welche er wohl hätte befolgen können. So die George mit ihren Angaben Fouché betreffend, ſo Mme. Pellagra, welche aus Lyon herbeieilte, und welche ihrerſeits den Herzog von Otranto bei böſen Dingen erwiſcht hatte, ſo Mme. Walewska, welche, von Neapel kommend und im Elyſee mit ihrem Sohn empfangen, ſchlimme Mittheilungen über Murat macht; die erſte aber, die ſich dem Kaiſer vorſtellt und ihren Titel als Palaſtdame wieder aufnimmt und zu den Getreuen des 20. März zählt, iſt Mme. X. In den hellerleuchteten Gemächern der Tuilerien harren ſie mit Ungeduld des von Elba Zurückkehrenden. Auch Andere drängen ſich heran, um ihn wiederzuſehen: die Damen Dulauloy, Lavalette, Ney, Regnauld de Saint-Jean d'Angely, de Beauvau, de Turenne.

Während der traurigen Zeit, die man „la terreur blanche“ genannt hat, und deren Gewaltthätigkeiten man ſich vergeblich bemüht, in mildes Licht zu bringen, haben die Frauen des Kaiſerreichs, welche der Schmuck der Feſte geweſen waren, dieſe eleganten, graziöſen Frauen, inmitten der allgemeinen Verzagtheit und Feigheit, einen Muth, eine Energie, eine Geiſtesgegenwart bewahrt, die ſie unſterblich macht. In den Tuilerien während der Hunderttage, in Malmaiſon nach Belle-Alliance,

haben sie gezeigt, wie sie ihre Treue zu offenbaren, das Unglück zu ehren verstanden.

Es sind nicht nur Bekannte, Berühmte, sondern auch völlig Unbekannte darunter, wie jene Frau, welche sich bei einer Truppenrevue an den Kaiser herandrängt und ihm eine Bittschrift überreicht; es war eine Papierrolle, und als man dieselbe öffnete, fand man fünfundzwanzig Tausendfrankscheine darin. Oder die, welche am Abend, ehe Napoleon das Elysée verließ, um nach Malmaison zu fahren, dem Kammerdiener des Kaisers schrieb, er möchte nach der Kirche St. Philippe du Roule kommen, es handle sich um wichtige Mittheilungen. Und als Marchand sich einstellt, findet er eine verschleierte Dame, die ihm sagt, daß das Unglück des Kaisers sie tief erschüttert habe, daß sie ihn sehen, ihn trösten, bewundern möchte. Napoleon, dem die Sache mitgetheilt wird, bemerkt lächelnd, „das ist eine Bewunderung, hinter der sich irgend eine Absicht verstecken könnte, man muß nicht darauf achten." Trotzdem beschäftigt und rührt ihn die Sache so, daß er später oft auf die Unbekannte von Saint Philippe du Roule zu sprechen kommt.

Fragt man, ob in der Gefangenschaft Napoleon eine Frau, eine Dame fand, welche ihm Trost brachte, wie nur eine Frau im Stande ist, ihn dem Manne zu bringen, so kann man dabei kaum auf die Spielereien der Miß Elisabeth Balcombe während des Aufenthaltes in Briars hinweisen. Man vermuthet aber Etwas in Bezug auf eine Dame, deren Betragen zur Zeit seiner Ruhmeshöhe eine Annäherung an den Kaiser zu verbieten schien; sie war zweimal geschieden, vom Hofe verwiesen worden, und hatte ihren dritten Mann um eine Carriere gebracht, nur deshalb, weil er sie geheirathet. Sie hatte, nachdem sie sich schon in Rochefort an den Scheidenden herangedrängt hatte, sich auf

Tod Napoleons auf der Insel St. Helena am 5. Mai 1821.

St. Helena eingestellt. Wenn die zu ihren Gunsten getroffenen testamentarischen Verfügungen und die Angaben der englischen Commissare auch einiges Gewicht haben, wenn die Gegenwart dieser Dame auch zu Zwietracht unter den letzten Gefährten des Kaisers führte und ihre Abreise noch eine schmerzliche Episode in den traurigen Jahren des Gestürzten bezeichnet, so weiß man doch in dieser ganzen Angelegenheit zu wenig Bescheid, um zu einem bestimmten Urtheil zu gelangen.

Neben ihr begegnet man einer andern, jedoch der höchsten Achtung würdigen Dame: es ist die Gräfin Bertrand. Sie war eine ebenso glückliche Mutter wie Gattin, fand aber eine höchste Genugthuung darin, mit dem Gefangenen seinen letzten Aufenthalt zu theilen. Durch ihre Geburt, ihre Verwandtschaft mit den Fitz James gehörte sie in Paris und am kaiserlichen Hofe zu den Ersten. Auf St. Helena lebte sie in einem Hause, oder vielmehr einer Hütte, die voller Ratten war und dicht neben der Behausung Napoleons lag. Es war ihr versagt, ihn pflegen, ihm nützlich sein zu können. Sie ist aber da, bis zuletzt da: immer schön, liebenswürdig und ernst, über die Unantastbarkeit ihrer Ehre wachend wie eine römische Matrone. Sie erscheint bei der Bestattung, steht am Grabe wie eine Statue, die den Schmerz versinnbildlicht; sie, eine geborene Engländerin, ist die Einzige ihres Landes, die Den beweint, dessen Tod England verschuldet hat.

XX.

Schlußbemerkungen.

Es handelt sich schließlich darum, nach Allem, was man gehört hat, ein Urtheil über Napoleon und seine Beziehungen zu den Frauen zu fällen.

Man hat dreierlei Beziehungen zu unterscheiden: die, welche durchaus physischer Natur sind, die, bei denen eine Seelenthätigkeit sich dem physischen Triebe mischt und die, in welchen der letztere von der Seelenthätigkeit beherrscht ist.

Von den Verhältnissen, welche in die erste Categorie gehören, sind keine verheimlicht worden, man kann sie aber zu Schlüssen auf Napoleons Charaktereigenschaften nicht verwerthen; wären sie hier mit Stillschweigen übergangen worden, so würden Viele glauben, daß sie zu einer ungünstigen Beurtheilung führten. Napoleons Privat-Gemächer bewahrten kein Geheimniß, weil sie eben von Napoleon bewohnt waren. Soviel er auch bedacht war, solches gelegentliches Zusammentreffen zu verheimlichen, die Palastdamen, die Kammerfrauen, die Adjutanten, die Lakaien kamen stets dahinter, und sie führten sozusageu Buch über die

Vorgänge im Schloß, und da Alles, was Napoleon betrifft, mit der Zeit Geſchichte wurde, und man ſich um ſeine geringfügigſten Handlungen, die unbedeutendſten Vorgänge kümmerte, ſo hat Alles, ſei es nun wirklich geſchehen, erdacht oder unerwieſen, Gläubige gefunden. Das einzige Mittel, um der Unwahrheit vorzubeugen, iſt das, daß man das wirklich Geſchehene feſtſtellt, daß man alle Vorgänge, welche von mehreren Zeugen angeführt und übereinſtimmend erzählt werden, als authentiſch und garantirt wahr hinſtellt. Wo nur ein Zeuge zum Wort kam, und mögen die Vorgänge, die er ſchildert, noch ſo viel Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, hielten wir es für das Beſte, zu ſchweigen.

Was aber haben dieſe mitgetheilten Vorgänge Bezeichnendes?

Sie zeigen einmal, daß Napoleon ein Mann war; 1799 zählte er dreißig, 1809 vierzig Lebensjahre; ein Keuſchheitsgelübde hatte er nicht abgelegt. Die Frauen willfahren dem geringſten Verlangen, welches er an den Tag legt. Oft nimmt er ſie im Drange der Nothwendigkeit, ohne ſich von ihnen jemals in der Arbeit ſtören zu laſſen. Unter dieſen Frauen iſt keine, die er verführt hätte, waren darunter ſolche, die ſich noch reiner Jungfräulichkeit rühmten, ſo waren ſie doch inſofern zu den ſchon Erfahrenen zu zählen, als ſie mit dieſer Tugend zu feilſchen verſtanden. Und dann bleibt immer noch die Frage offen, ob ſie wirklich zu den Unberührten zählten.

Sie ſind doch, alle bei Licht beſehen, gleichviel ob ſie verheirathet, ob ſie beim Theater ſind, oder ob ſie zum Hofe gehören, mehr oder weniger nur feile Dirnen. Sie wollen für das Vergnügen, welches ſie gewähren, bezahlt ſein und Napoleon bezahlt ſie: man iſt quitt, wenn man ſich trennt. Von einer raffinirten Sinnlichkeit iſt bei Napoleon keine Rede; er geht grade zu, verliert ſeine Zeit nicht mit Tändeleien; man nennt

ihn brutal, er hat es aber nur eilig, denn es laſtet eine ungeheure Arbeit auf ihm. Wenn er ſeinen Sinnen Genüge thut, ſo geſchieht es, weil ſie es fordern, es iſt grade, wie mit den Mahlzeiten. Niemals ſucht er nach Gelegenheiten, denkt daran, oder ſinnt darüber nach.

Nun fragt es ſich demnächſt, ob ſich ſolche Dinge mit der Moral vertragen. Die Moral ändert ſich bekanntlich je nach den Breitengraden, unter denen die Menſchen leben und je nach der Zeit, in der ſie leben.

Um die Männer des Empire richtig zu beurtheilen, darf man nicht mit der ſcheinheiligen Moral eines Spießbürgers kommen, denn dieſer ſteht nicht unter denſelben Lebensverhältniſſen wie jene; er wohnt ſozuſagen unter einem anderen Breitengrade.

Das Leben, welches jene Männer führen — verſchlagen in alle Winkel Europas — verläuft zwiſchen Tanzmuſik und Kanonendonner. Von den Bällen geht es in den Sattel und hinter den Reiter ſchwingt ſich ſtets der Tod auf's Pferd; ſchweigen die Kanonen, ſo heben Tanz und Luſtbarkeiten wieder an — heute noch — morgen . . . wer weiß. Wenn in dieſes unbeſchreibliche Gewirr Generäle ihre Maitreſſen nachſchleppten, ſo hat das in ihren Augen nichts auf ſich. Unter dem Schlachtenpanzer ſind ſie keuſch . . . Wenn ſie nach langem Feldzuge in einer eroberten Stadt weilen und es packt ſie ein wüſtes, raſendes Verlangen, ſo ſtürzen ſie über eine Frau her, gleichviel was für eine, ebenſo wie über ein Stück verſchimmeltes Brod, wenn ihnen der Hunger die Eingeweide zernagt — kann man ſie da unmoraliſch nennen? Iſt der wegen ſeiner Tugend am meiſten gerühmte unter den Herren Spießbürgern nicht hundertmal weniger enthaltſam als dieſe Männer? Iſt es nicht

bei dem Handwerk, welches sie aus Neigung ergriffen und aus Ehrgeiz fortführen, nothwendig, daß sie von Natur schon den primitiven Zuständen der Menschheit näher sind als Andere? Mußten sie nicht in ihrer Laufbahn alle die wilden und thierischen Eigenschaften ausbilden, die der Kampf bedingt? Haben sie, weil sie Soldaten sind, nicht dieselben Bedürfnisse, dieselben Neigungen, denselben Appetit als andere Menschen, und müssen sie aus Respekt vor der Monogamie stets der abwesenden Gattin treu bleiben?

In dieser wildbewegten Zeit aber fehlt es auch nicht an erhabenen Beispielen, daß Männer von Eisen in einem Herzen voll zartester Empfindungen eine reine heilige Liebe bargen.

Für die große Mehrheit zählen Bivouac-Unterhaltungen, Garnison-Liebschaften gerade ebenso wenig wie in Paris die Treulosigkeit einer Stunde zählt, die sie gern auf's Sorgfältigste verheimlichen, und die vielleicht erst zu Tage kommt, wenn sie todt sind. Diese Männer, trotz der thierischen Instinkte, deren Befriedigung im Felde für sie ein Muß ist, haben in ihren Ehen einen eigenartigen Gefühls-Cultus eingeführt. Für ihre Frauen, die sie fast alle aus Liebe und ohne jede Rücksicht auf Vortheil geheirathet haben, giebt es nichts, was schön genug, reich genug, staunenswerth genug wäre. Um dieser Huldigungen willen plündern sie Europa und werfen die Beute ihren Frauen zu Füßen, den Launen derselben begegnen sie mit einer Geduld, einer Langmuth, einer Sorglichkeit, über die man lachen möchte, wenn sie nicht rührend erschiene.

Was Freigebigkeit, Aufmerksamkeit Frauen gegenüber, was reiche Geschenke, Ausstattungen u. s. w. betrifft, ist Napoleon natürlich Allen voran. Aber diese Gefühls-Ausdrücke haben bei ihm einen ganz anderen Boden als bei jenen, deren Naturell

durch keine Erziehung gebändigt ist, bei denen sie der Ausdruck jener soldatischen Ehre sind, welche Montesquieu nur den Edelleuten zuspricht, während sie behaupten, durch ihre Degen einen Platz neben den Edelleuten gefunden zu haben. Nach Satzungen ihres neuen Ritterthums sahen sie sich nicht weiter um, Lauzun und Tilly galten ihnen ebenso gut als Muster wie Andere. Verachteten sie auch Die, welche früher ihre Posten einnahmen, so wollten sie doch insofern Edelleute sein, als sie sich mit deren Ahnen auf gleichen Fuß stellten. Was waren die Ahnen? Es waren Kreuzzügler!

Das sogenannte „genre troubadour", welches in der Armee des Kaiserreiches so große Erfolge hatte, steht in innigem Zusammenhange mit diesen Anschauungen; ob die Litteratur sie hervorrief, oder ob sie in socialen Bestrebungen ihren Ursprung hatten, bleibe dahingestellt, soviel steht fest, daß zu keiner Zeit Kunst und Litteratur in einem höheren Maße dem entsprachen, was die Gesellschaft von ihnen erwartete, und einen größeren Einfluß auf die Sitten ausgeübt haben. Dieser Einfluß aber war um so lebhafter, je weniger die geistigen Eigenschaften, auf welche er einwirkte, von der Cultur berührt waren.

In dieser Troubadour-Bewegung, welche seit 1806 fast ganz Frankreich ergriff, und in Romanen, Theaterstücken, Bildern, Costümen zu Tage trat, handelt es sich weniger um den Troubadour, als um Den, dessen Thaten der Troubadour besingt: um den Ritter, der, ganz dem Cultus seiner Dame ergeben, für die Heldenthaten, die er in Palästina vollführt, indem er Ungläubige erschlägt, Drachen bezwingt, sich durch einen Blick von ihr belohnt fühlt.

Die Krieger des napoleonischen Kaiserreiches sind alle bemüht, sich nach dem idealen Ritter zu bilden. Wenn sie sich

auch nicht mit der Schärpe in den Farben ihrer Damen umgürten, wie Viele haben nicht an ihren Degen eine Quaſte, die von theuren Händen geſtickt iſt, wie Viele tragen nicht auf dem Herzen ein Bild, ſchmücken ſich am Schlachttage mit einem Tand, einem Geſchenk der Geliebten!

Napoleon folgt weniger als die Andern dem Troubadourmodell; er fügt ſich nicht wie Eugen und andere ſeiner Marſchälle hinein, ohne Einfluß aber blieb es auch auf ihn nicht, in ſeinen Beziehungen zu Marie Louiſe zeigt ſich manche Spur davon. Erſt gegen den Schluß ſeiner Laufbahn tritt bei ihm etwas bisher Unempfundenes hervor, um bald alles Andere zu verwiſchen.

Bis dahin hat ſeine Gefühlsthätigkeit nicht aus der modernen Litteratur geſchöpft; ihre Entwicklung ruht in den Schriften Rouſſeaus. Nach dem Ausſpruch Joſephines hat Napoleon drei Frauen geliebt: Joſephine, Madame X. und Madame Walewska. Man nehme ſeine Briefe an Joſephine: Rouſſeau klingt in jeder Zeile; man nehme die an Walewska: Rouſſeau ſpricht. Und was ſoll man von den Unterhaltungen ſagen? Es findet ſich darin ſtets der Ton der Schriften des Lieutenant Bonaparte, dieſelben Worte, dieſelben Phraſen mit denen er damals in Valence über ſeine Einſamkeit, ſeine Armuth klagte. Kommen nicht aus derſelben Quelle ſeine Gedanken über das Unerreichbare, über das Nichts des Lebens? Als Schüler Jean Jacques hat er ſich die Gedanken ſeines Meiſters ſo tief eingeprägt, daß er ſie zu den ſeinen machte, und daß er, der Alles verſucht, der Alles erreicht hat, ſelbſt das Unmögliche, über Ohnmacht und Ekel klagt. Man kann kaum annehmen, daß auf ſeine Moral jene Lehren wirkungslos blieben. In der Sehnſucht nach einer Frau, die ihn um ſeiner ſelbſt Willen liebt, die nur ihm gehören ſoll, die nur an ihn denkt, die einen fortwährenden Austauſch von Zärt-

lichkeiten mit ihm unterhält, ist er vollkommen natürlich, seinen litterarischen Studien aber fällt er zum Opfer, sobald er sich in Gefühlen zwingt, die ihm von seltener Art und neu erscheinen.

Stets findet er die Frau, welche er liebt oder zu lieben glaubt, unter seinem Ideal. Ein geringfügiges Ereigniß erweckt seinen Verdacht, er bäumt auf und Alles geht in Scherben. Die Empfindsamkeit, ein Product seiner Erziehung, tritt dem practischen, auf positivem Boden stehenden Mann, der er von Natur ist, gegenüber. Sobald er kann, sucht er nach neuer Erfahrung.

Er täuscht Josephine, er hat Maitressen, darunter einige, die er aufrichtig, innig liebt, mit denen er die ganze Scala der Empfindungen jener großen Leidenschaft, die wir die Liebe nennen, durchläuft, — allein in einer Falte seines Innern birgt er für die, die seine erste Liebe war, eine so große Zuneigung, eine so starke Anhänglichkeit, daß er nicht nur Alles vergißt, was sie ihm in ihren Gedanken, ihren Reden, ihren Handlungen Böses that, sondern das Geschehene vertilgt.

An eine Aufführung, in der er Nichts findet, was ihn nicht empören müßte: Liebhaber, Käuflichkeit und Schulden, hat er jede Erinnerung verloren. Er weiß nur, daß diese Frau, welche er dazu herangebildet hat, die erste in Europa zu sein, die er auf den Thron rief, die er salben ließ, die er mit seinen eigenen ganz unerhörten Schicksalsfügungen verbunden hat, die Grazie selbst, die personificirte Eleganz ist; er traut ihr Fähigkeiten zu, giebt ihr Eigenschaften, Tugenden sogar, die sie nicht besitzt, er schmückt sie, wie nur ein leidenschaftlicher Liebhaber seine Geliebte schmückt; wenn er ihr ihre Verschwendungssucht vorhält, so versetzt er sie zugleich in die Lage, noch ferner verschwenderisch zu sein.

Was dieſe Frau in Wirklichkeit iſt, dieſe Frau, deren Haupt er mit dem Diadem der Unſterblichkeit ſchmückt, indem er ſie zugleich mit Legenden umgiebt, das iſt ihm ſo völlig unbewußt, daß, wenn er die Nachwelt täuſcht, es nur eine Folge davon iſt, daß er ſich ſelbſt täuſcht. Seine Illuſionen halten vor bis zu ſeiner letzten Lebensſtunde, noch in St. Helena ſchwebt ſie vor ihm dieſe Joſephine, wie ſie der „General Vendémiaire" zum erſten Mal ſah in ihrem kleinen Hauſe der Rue Chantereine, dieſe Joſephine von Mailand, von Montebello, die die erſte, die einzige kann man ſagen, war, welche in ihm den Sturm der Leidenſchaft entfeſſelte, ihn die Liebe kennen lehrte und ſie ihm zu koſten gab.

Seine Liebe iſt ſchrankenlos, gebieteriſch, ſie will Befriedigung im Augenblick des Verlangens, fürchtet kein Aergerniß, macht bereitwillig Geſtändniſſe der Untreue und iſt zuletzt wie ein lieber Kamerad im Gewirr des Lebens; ſo iſt ſie denn auch mehr eine Liebe, die ſich für Maitreſſen als für eine Ehefrau eignet. Bei jeder Wendung ſeines Schickſals wird es ihm klarer, daß er mit ſeinem Verhältniß zu Joſephine, welches in ſeinen Augen kaum als ein verheirathetes gilt, ein Ende machen muß; er begreift, daß es für immer in dieſer Weiſe nicht fortgehen kann, daß er ſeinem Leben eine feſtere Grundlage geben muß. Er hält ſich vor ſeinem genau wägenden Gewiſſen für nicht verheirathet, da die Kirche übergangen war, und meint, daß er, wenn er acht Jahr ſpäter vor den Altar trat, nur dem Zwange nachgab.

Wäre ein Kind dem Verhältniß entſprungen, dann allerdings wäre es etwas Anderes, dann wäre er gebunden. Und als er endlich, endlich Joſephine verläßt, behandelt er ſie erſt recht als Maitreſſe, tröſtet ſie mit einem gewaltigen Geld-

haufen und ſtattet ihre Lebenseinrichtungen ſo opulent, wie nur denkbar aus.

Man fragt ſich, ob bei all' der Schwäche, welche Napoleon für dieſe Frau hatte, bei aller Bereitwilligkeit, ihre Kinder zu adoptiren, ihre Nichten und Couſinen zu Thronen zu erheben, ob er ſie jemals als zur Familie gehörig betrachtet hat, denn ſeine Empfindungen für ſie äußern ſich ganz anders als die, welche ſich in ihm entwickelten, als er Marie Louiſe heirathete, beſonders als er durch dieſe zum Vater wurde. Da erſt kam, möchte man ſagen, ein eheliches Gefühl, das Bewußtſein des Ehebundes über ihn und beherrſchte ihn ganz. Gewiß, er hat Marie Louiſe nie mit der Raſerei geliebt, wie Joſephine; ſie war ja auch nie Maitreſſe für ihn, ſondern von Anfang an die Ehefrau. Da gab es keine Treubrüche, oder keine Zerſtreuungen, die er außerhalb der Ehe geſucht hätte. Man iſt gezwungen, anzunehmen, daß damals, als er es verſäumte, die Ordnung der ſpaniſchen Angelegenheit in ſeine Hand zu nehmen, die Trennung von ſeiner Frau ihn abhielt. Während er Joſephine jede Theilnahme an den Regierungsgeſchäften verſagte, beruft er Marie Louiſe ausdrücklich dazu und macht ſie zur Regentin; er entdeckt bei ihr mehr Verſtändniß, Geiſt und Einſicht, als er ſeinen alten Rathgebern, als er ſeinen Brüdern ſelbſt zutraut. Der Grund liegt durchaus nicht etwa darin, daß ſie die Mutter ſeines Sohnes war, obwohl es den Anſchein ſo haben mag, ſondern darin, daß er für Marie Louiſe jene in der Ehe wurzelnde Achtung beſitzt, die er für Joſephine nicht hatte.

Dieſer gegenüber, ſelbſt als ſie todt war, war er nichts als ein Liebhaber, für Marie Louiſe der Gatte. In Bezug auf Joſephine iſt es ſeine mit Rouſſeau'ſchen Ideen geſättigte Erziehung, welche mitredet, in Bezug auf Marie Louiſe ſind es der

corsische Atavismus, die alte Ueberlieferung seiner heimathlichen Berge, die ihre Rechte fordern.

Nimmer wird er es einräumen, daß seine Frau ihn verlassen habe, er will nichts davon wissen, daß sie ihn täuscht — sie ist seine Ehefrau, das ist genügend, um sie über gewöhnliche Versuchungen erhaben zu machen. So lebendig ist das Ehegefühl in ihm, daß er auf St. Helena bis in die Todesstunde hinein so thut, als wisse er von nichts, — Zeugniß dafür liefert sein Testament. Er, der so eifersüchtig auf jede der ihm einst angehörigen Frauen war, daß er sich z. B. bitterlich über die Verheirathung der Mme. d'Ornano beschwerte, hatte für Marie Louise als seine Frau nur Worte der Liebe, der Nachsicht, wollte in ihr bis zu Ende das monarchische Prinzip geschützt wissen, welches aus der Achtung vor gekrönten Häuptern eine Pflicht macht? Gefällt es ihm, sich in Illusionen zu wiegen? Findet er für die Fehler Marie Louises besondere Entschuldigungen, oder meint er, so werde das Geheimniß vor der Geschichte besser bewahrt bleiben? Wer kann es sagen!

Man wird in Napoleon, wenn man den physisch-brutalen Drang, der vorübergehende Zerstreuungen veranlaßt, bei Seite schiebt, die Fähigkeit, zu lieben, von derselben hohen Entwickelung finden, wie die zu denken und zu handeln, sie zeigt den Liebhaber, den Gatten in ebenso erstaunlicher Weise wie den Kriegshelden, den Staatsmann. Der Gatte, um der Gattin vor der Nachwelt die Blamage zu ersparen, zwingt sich zum Schweigen und verurtheilt sich selbst von 1815 bis 1821 dazu, eine seltsame Comödie zu spielen, um der Ehre seiner Frau willen. Er bleibt treu, achtungsvoll, zärtlich! Er zeigt die schüchternen Aufmerksamkeiten eines jungen Gatten und während er in Wahrheit unglaublich eifersüchtig ist, beherrscht er sich bis zu dem Punkt,

Das Grab auf St. Helena.
(Nach Baron Gérard.)

daß er Marie Louise, solange sie bei ihm ist, nichts davon merken läßt, und sobald sie von ihm getrennt ist und ihn täuscht, das unbedingteste Vertrauen in sie zur Schau stellt.

Als Liebhaber erscheint er in mancher Beziehung noch seltsamer durch die Unbändigkeit der ihn beherrschenden Leidenschaft. Es giebt auf der Claviatur menschlicher Empfindungen keinen Ton, den er nicht angeschlagen hätte in seinen Liebesverhältnissen. Bald ist es bei ihm eine Raserei der Sinne, ein physischer Drang der allerheftigsten Art, bald eine Seelenstimmung so zart, so sanft, wie sie nur sein kann. Ihm fehlt in der Tonleiter kein einziger Ton, sie sind ihm alle geläufig.

Von den Frauen, denen ein solcher Liebhaber die seltsamsten Ueberraschungen und Enttäuschungen bereiten mußte, ist anzunehmen, daß keine ihn wahrhaft geliebt hat. Keine Frau wird je einen Mann lieben, der sie unter seinen Willen beugen will und sich dem ihrigen zu fügen ablehnt, der ihr seine Empfindungen aufdrängen und sich nicht den ihrigen anbequemen will. —

Noch eine Frage steht zur Beantwortung aus: hat Napoleon sich von den Frauen, die er liebte, in Bezug auf seine Politik beeinflussen lassen? Haben diese Frauen auf seinen Ideengang und damit auf seine Handlungen einwirken können?

Von einer directen Beeinflussung ist allem Anschein nach nirgend die Rede. Aber daß gewisse Eindrücke, welche er von der Einen oder der Andern empfing, daß Gespräche mit ihnen, gelegentliche Umstände, welche dieses oder jenes Verhältniß begleiteten, eine Aenderung in einigen seiner Ideen, auch in seiner Art zu leben, herbeiführten, ist nicht in Abrede zu stellen.

So sehr Josephine auch von Napoleon geliebt wurde, sie steht doch nicht in erster Reihe unter Denen, die man als Hebel gewisser politischer Entschließungen ansehen könnte. Wenn

man glaubt, daß sie es war, welche dadurch, daß sie ihn mit einer halb aristokratischen Gesellschaft umgab, ihn dahin brachte, die Revolution den Ueberlieferungen des ancien régime zu opfern, so würde man sich einem großen Irrthum hingeben. Bonaparte selbst ist es, der es so haben will. Josephine rekrutirt für ihn unter dem Adel auf Grund erhaltenen Befehls. Sie vertheilt Gnadenbezeugungen, weil er meint, dieselben würden eine bessere Aufnahme finden, einen bessern Erfolg haben, als wenn sie aus seiner Hand kämen. Er hat ihr aus demselben Grunde die Streichungen auf der Emigrantenliste, die Rückerstattung eingezogener Güter, die Verabfolgung von Geschenken, durch welche er den Adel zur Dankbarkeit verpflichten, oder wenigstens zur Neutralität veranlassen will, übertragen.

Einige Eindrücke, hin und wieder eine nützliche Auskunft — das ist Alles, was Josephine ihm an Vortheilen eintrug, das sind ihre Erfolge. Größer waren dieselben bei Andern.

Da ist Demoiselle Denuelle de la Plaigne, die, nachdem sie ihm ein Kind geboren, seine Entschließung zur Scheidung reifen macht; da ist Mme. Walewska, die durch ihre Niederkunft seinen Entschluß zur That macht. Und ist nicht auch seine Politik in Bezug auf Polen in den Jahren 1807—9 eine Folge seiner Beziehungen zu dieser Dame? Die unerhörte Nachsicht gegen Bernadotte, ist sie nicht ein Ausdruck seiner unverwischlichen Erinnerungen an Désirée?

So wie Napoleons Verbindung mit Marie Louise vollzogen, und er durch sie in die österreichische Kaiserfamilie eingetreten ist, so hält er auch das neu geschlungene Band für ebenso dauerhaft als das, welches ihn an seine eigene Familie bindet. Der Familiensinn ist in ihm so mächtig, daß er glaubt, Familienverbindungen allein sicherten politische Bündnisse, so

war es vor Oesterreich in Bezug auf Bayern, Baden und Würtemberg. Und so übt auch Marie Louise — nicht direkt — durch die Stellung, welche ihr eingeräumt ist, innerhalb seiner Combinationen einen wichtigen Einfluß auf die Politik, einen noch nicht dagewesenen Einfluß auf sein Privatleben.

Napoleon würde kein Mann sein, wenn es anders wäre, und grade deshalb, weil er das Beste in sich hegte, was der Menschheit zu Theil wurde, weil ihm eine treue Erinnerung an

Der tote Kaiser.
(Miniatur von Hervet. Sammlung des Marquis de Girardin.)

seine erste Liebe blieb, weil er an der Familienliebe, wie sie in seiner Rasse lag, festhielt, und weil er ein Ehemann war, wie ihn die monogamistische Moral will — deshalb, nur deshalb war sein Sturz ein so schrecklicher, ein so hoch tragischer!

Wenn die Frauen in Napoleons Leben gar keine Rolle gespielt hätten, so würde er aufhören das zu sein, was er ist: der erstaunlichste Typus des männlichen Genius!

Er wäre ein geschlechtloses Wesen, eine Ausnahme; er wäre bei seiner geistigen Begabung ein Geschöpf für sich, das die

Menſchheit Nichts anginge, da es keine ihrer Leidenſchaften, mit ihr kein Empfinden gemein hätte, keiner ihrer Ueberlieferungen folgte. So aber iſt ihm, der das Größte leiſtete, was je ein Menſch geleiſtet hat, nichts Menſchliches unbekannt: er ſteht vor Allem als Mann da! Daß er der Frau nachhing, an die Frau glaubte, die Frau liebte, daß er durch die Frau und für die Frau alle Empfindungen, welche ſie einzuflößen vermag, durchlief, das grade ſtellt ihn mitten unter die Menſchen, aus deren Gemeinſchaft ſein Genius ihn ſonſt zu entrücken ſchiene.

Nachtrag A zu Seite 69.

Die Familie der Ranchoup ist nach Ermittelungen, welche das Blatt „Haute Loire“ anstellte, von sehr bescheidenem Ursprung; im siebzehnten Jahrhundert waren die Ranchoup arme Feldarbeiter uud lebten in den Dörfern Bougernes, Solages und Ranchoup, nicht weit von Craponne. Im Jahre 1651 schwingt sich Einer von ihnen zur Würde eines Stadtbeamten von Craponne auf und von der Zeit an gehen sie Verbindungen mit guten Bürgerfamilien ein. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wird ein Peter Ranchoup als Chirurg in Puy aufgeführt; er hinterließ fünf Söhne, davon wurde einer Erzieher des Grafen Mailly, ein zweiter Domherr iu Chartres, ein dritter ging nach St. Domingo; er war verheirathet mit Mademoiselle Denain, der Tochter eines Rhebers zu Bordeaux und hatte einen Sohn Peter Heinrich, der später der Mann der Fourès wurde. Dieser Peter Heinrich kam in jungen Jahren nach Frankreich, wo seine Oheime für seine Erziehung sorgten. Er trat als Cadet in das Regiment Anjou und wurde bald darauf Lieutenant. 1781 nahm er an den Kämpfen in Indien Theil und wurde schwer verwundet. Seine Mutter starb damals und hinterließ ihm dreißigtausend Francs; mit diesem Geld kehrte er nach Frankreich zurück und war bald fertig mit demselben; 1787 trat er in türkische Dienste, wurde Major und machte die Feldzüge in der Moldau und Walachei mit. 1795 ist er Director einer türkischen Militärschule. Zur Zeit des ägyptischen Feldzuges war er in Paris und

bot dem Directorium seine Dienste an, das ihn zu einer Mission nach Ungarn verwandte. Nach seiner Rückkehr von dort 1800 begegnete er Madame Fourès, welche, verführt durch den Titel „Chevalier" und das „de", welches er seinem Namen beigefügt hatte, ihn heirathet und ihm die Ernennung zum Vice-Consul in Santander unter dem 11. Brumaire des Jahres X (19. October 1801) erwirkt. Drei Jahre später wird er Consul und 1807 nach Carthagena in derselben Eigenschaft versetzt. Madame de Ranchoup protestirt gegen diese Versetzung in einem recht ergötzlichen, an Talleyrand gerichteten Brief und in einer directen Eingabe an den Kaiser, in welcher sie für ihren Mann ein Generalconsulat in Danzig oder Hamburg verlangt, das wäre, schreibt sie an Napoleon: „die letzte Bitte", welche sie an ihn richte, und Talleyrand sagt sie: Sr. Majestät würde ihr diese Gnade, „die erste, um welche sie in ihrem Leben bäte", nicht abschlagen. Im Juni 1810 erhält Ranchoup das Consulat in Gothenburg. Seine Frau scheint ihm dorthin nicht gefolgt zu sein. 1812 und 1813 ist sie zu längerem Aufenthalt in Craponne, ob sie dorthin verwiesen war, ist nicht zu ermitteln. 1814 und 15 wird die Ehe, die keine besonders glückliche war, getrennt. Ranchoup erhielt 1816 die Theater-Concession für Nantes, machte aber bald bankerott. Er bestürmte nun das Ministerium des Auswärtigen. Am Rande seiner letzten Eingabe befindet sich die Bemerkung: der Antragsteller scheine verrückt zu sein, es wäre unnöthig, ferner zu antworten. 1826 ist er im Hospital von St. Louis gestorben. Dieses abenteuerliche Leben ihres Gatten ergänzt das eigene Leben der Madame Fourès. Man hätte nun noch nach dem Herrn August Bellard zu forschen, auch nach einem jungen Mädchen, welches 1825 nach der Rückkehr der Fourès aus Brasilien nach Paris bei ihr war, und den Familiennamen Longchamp führte. Nach dem Polizeiregister wurde Madame de Ranchoup auch unter dem Namen Longchamp geführt. Das sind Geheimnisse, die noch der Aufklärung bedürfen.

Paolina Bonaparte, Principeſſa Borgheſe.
(Nach der Tizian'ſchen Venus Victrix von Canova. Villa Borgheſe Rom.)

Verlag von H. Schmidt & C. Günther, Leipzig.

Hochelegante
Prachtwerke zu Festgeschenken!

Preisgekrönt auf der Columbischen Weltausstellung in Chicago und auf der Sächsisch-Thüringischen Ausstellung in Leipzig.

Weimar-Album.

Blätter der Erinnerung an Carl August und seinen Musenhof.
Mit zahlreichen künstlerisch vollendeten Stahlstichen.

Von **August Diezmann.**

In 12 Liefer. à 75 Pf. oder in Orig.-Prachtband M. 15.—. 2. Auflage.

Gewidmet Ihr. Königl. Hoheit dem Großherzog Carl Alexander.

Schreiben aus dem Kabinett des Großherzogs:

Mit aufrichtigem Vergnügen nehme ich die Mir von den Herren Schmidt & Günther gewidmete und überreichte Nummer der neuesten Auflage Ihres „Weimar-Album" entgegen und sage den Herren Meinen verbindlichsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit, die Ich um so höher schätze, als dieselbe Mir den Beweis gewährt, daß die Herren mit wahrhaft künstlerischem Sinn und mit schönem Erfolg bemüht gewesen sind, ein des Namens „Weimar" würdiges Erinnerungswerk zu schaffen.

Weimar, den 20. October 1886. gez. Carl Alexander.

Rom in Wort und Bild.

Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna.
Mit 417 Illustrationen und einem großen Plan der ewigen Stadt.

Von **Dr. Rudolf Kleinpaul.**

In 46 Liefer. à 1 M. oder in 2 Orig.-Prachtbdn. I. Bd. 30 M., II. Bd. 40 M.

Gewidmet Ihr. Majestät dem König Albert von Sachsen.
Bereits **7000 Bände** verkauft.

Florenz in Wort und Bild.

Geschichte — Kulturgeschichte — Kunstgeschichte, mit 147 Illustrationen.
Von **Dr. Rudolf Kleinpaul.**

In 19 Lieferungen à M. 1.— oder in Prachtband M. 30.—.

Gewidmet Sr. Majestät dem König Ludwig II. von Bayern.

Neapel und seine Umgebung.

Mit 142 Illustrationen. Von **Dr. Rudolf Kleinpaul.**

In 15 Liefer. à 1 Mark oder in Orig.-Prachtband in Irisdruck M. 25.—.

Frankreich in Wort und Bild.

Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie u. Production.
Mit 455 Illustrationen. Von **Friedrich von Hellwald.**

In 57 Lieferungen à 75 Pf. oder in 2 Prachtbänden à M. 25.—.

● Die Abonnenten von **Rom, Florenz, Neapel** erhalten **Frankreich gratis** broschiert oder gebunden je nach Bezug! ●

Amerika in Wort und Bild.

Eine Schilderung der Vereinigten Staaten, mit 578 Illustrationen und 1 großen Karte, von **Friedrich von Hellwald.**

In 65 Liefer. à 1 Mark oder in 2 Prachtbänden à M. 40.—.

do. **Pracht-Volksausgabe** mit denselben Illustrationen in 65 Lieferungen à 50 Pf. oder in 2 Prachtbänden in amerikanischen Farben à M. 20.—.

Bereits 11,000 Bände verkauft.

Indien in Wort und Bild.

Mit 417 Illustrationen berühmter Künstler.
Von **Emil Schlagintweit.**

In 40 Lieferungen à M. 1.50 oder in 2 Orig.-Prachtbänden à M. 40.—.

do. **Volks-Prachtausgabe** mit denselben Illustrationen in 45 Lieferungen à 50 Pf. oder in 2 Prachtbänden à M. 18.—.

Bereits 9000 Bände verkauft.

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China).

Mit 317 Abbildungen,
vielfach nach Skizzen des Verfassers, und dem Porträt desselben,
von **Graf Alexander von Hübner**
(vorm. k. k. österr. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe).

In 39 Lieferungen à M. 1.50 oder in 1 Prachtband M. 70.—.

do. **Volks-Prachtausgabe** mit denselben Illustrationen ohne Porträt in 40 Liefer. à 50 Pf. oder in 1 Prachtbd. zu 28 M. oder in 3 Bdn. à 12 M.

Bereits 8000 Exemplare verkauft.

Griechenland in Wort und Bild.

Eine Schilderung des hellenischen Königreiches, mit 200 Illustrationen.
Von **A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.**

In 20 Lieferungen à M. 1.50 oder in Originalprachtband M. 40.—.

Berlin,

die deutsche Kaiserstadt und ihre Umgebung.

Mit 313 Illustrationen. Von **Max Ring.**

In 30 Lieferungen à 1 Mark oder in 2 Orig.-Prachtbänden à 24 Mark.

Das Buch der Hohenzollern.

Mit 186 Illustrationen. Von **Max Ring.**

In 19 Lieferungen à 50 Pf. oder in Prachtband 12 Mark.

Geschichte des Römischen Kaiserreiches

von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren.

Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck, Karte und Plänen.

Von **Victor Duruy,**

Mitglied der Academie française, ehemaliger Unterrichtsminister ꝛc.

Aus dem Französischen übersetzt von **Prof. Dr. Gustav Hertzberg.**

Monument. Prachtwerk in 106 Lieferungen à 80 Pf. oder in Abtheilungen à 4 Mark oder in 5 Bänden à 20 Mark.

Von Leipzig nach der Sahara.

Reiseschilderungen aus Frankreich, Spanien, Algerien und den Ziban-Oasen.

Von **Carletto.**

Mit über 100 Illustrationen und einem Vorwort von **Friedrich von Hellwald.**

Brosch. 6 Mark. In Pracht-Alhambraband 8 Mark.

Das Mittelalter.

Leben und Treiben aller Stände in Europa.

Mit 444 Illustrationen, 21 Vollbildern und Farbendrucken.

Von **Dr. Rudolf Kleinpaul.**

In 23 Liefer. à 1 M. — Bd. I: geh 13 M.; in mittelalterl. Orig.-Pracht-Einband 16 M. — Bd. II: geh. 10 M ; in mittelalterl. Orig.-Pracht-Einband 12 M. 50 Pf. — Complett in einem Bande, eleg. geb. 27 M.

Musikalische Studienköpfe.

Von **La Mara.**

Mit den Verzeichnissen der Werke und dem Porträt jedes Componisten versehen.

I. Bd. (7. Aufl.) Inhalt: Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Liszt, Wagner. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

II. Bd. (5. Aufl.) Inhalt: Cherubini, Spontini, Rossini, Boieldieu, Berlioz. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

III. Bd. (6. Aufl.) Inhalt: Moscheles, David, Henselt, Rob. Franz, Rubinstein, Brahms, Taufig. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

☞ **Bis dato etwa 40,000 Bände gedruckt,** ein deutsches Familienbuch in des Wortes bester Bedeutung.

Napoleon-Litteratur!

Napoleon I. zu Hause.

Von **Friedrich Masson.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 12 Vollbildertafeln. 3. Auflage. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung schreibt am 24. Februar 1895: Masson ist ohne Zweifel einer der besten Kenner von Napoleons Leben; seine Beziehungen zu den Bonapartes haben ihm Quellen erschlossen, die bisher überhaupt nicht und auch jetzt nicht Jedem zugänglich sind. So konnte er der so oft erzählten Geschichte Josephines und Marie-Louises durch eine scharfsinnige und geistvolle Auffassung neues Interesse leihen, das Liebesverhältniß zu jener schönen Polin, welche die Mutter des Grafen Walewski wurde, durch unbekannte Dokumente neu und überraschend aufklären. Selbst unsere Kenntniß der Napoleonischen Politik bleibt dabei nicht ganz ohne Bereicherung ꝛc. ꝛc.

Die Generalin Bonaparte.

Von **Joseph Turquan.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 11 Illustrat. 20 Bogen 8°. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Kaiserin Josephine.

Von **Joseph Turquan.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein**

Mit 9 Illustrat. 20 Bogen 8°. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Schwestern Napoleons

(Prinzessin Elisa, Pauline Borghese).

Von **Joseph Turquan.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 5 Illustrat. 20 Bogen 8°. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Caroline Murat, Königin von Neapel.

Von **Joseph Turquan.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit Illustrationen. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Die Königin Hortense.

Von **Joseph Turquan.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit Illustrationen. 2 Bände. Brosch. à M. 3.60, geb. à M. 4.60.

Das Liebesleben Napoleon I.

Von **Joseph Turquan.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Welt und Halbwelt

unter dem Konsulat und dem I. Kaiserreich.

Von **Joseph Turquan.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Napoleon I. in Wort und Bild.

Von **Armand Dayot.**

Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit über 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern.

In prachtvollst. Ausführung. Gr. 8°. In 34 Lief. à 60 Pf., compl. br. 21 M. Hocheleg geb., mit der Kaiserkrone in Elfenbein-Imitation und unterlegtem Roth-Sammet. Preis 25 M.; **ca. 4000 Exemplare bereits verkauft.**

Napoleons Feldzug in Rußland

von **1812.**

Mit ca. 100 Original-Vollbildertafeln und Textillustrationen.

Von **Faber du Faur,**
ehem. württemb. Artilleriemajor in der 3. Armee (Marschall Ney).

Mit Text von **Major von Kausler,**
ehem. württemb. Generalstabsoffizier.

In prachtvollster Ausstattung. Brosch. M. 12.—, eleg. geb. M. 16.—.

Die Marschälle Napoleon I.

Von **Destrée Lacroix.**

Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Prachtausgabe,	**Volksausgabe,**
brosch. M. 9.—, geb. M. 13.—.	brosch M. 6.—, geb. M. 8.—.

Napoleon I. Tagebuch von St. Helena.

Geführt von **Las Cases.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

2 Bände. Brosch. à Bd. M. 4.60, geb. à Bd. M. 5.60.

Die Memoiren der Gräfin Potocka 1794—1820.

Veröffentlicht von **Kasimir Stryienski.**

Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelica Kauffmann.

Brosch. M. 7.50, eleg. geb. M 10.—.

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot

Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan.

Ein Zeit- und Lebensbild

nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë und deren Tagebuche bearbeitet

vom Urenkel **Moritz von Kaisenberg.**

Reich illustriert. 4.—6. Tausend. Brosch. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Directorium, Konsulat und Kaiserreich 1795—1815.

Von **Paul Lacroix.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit ca. 600 Illustrationen und Vollbildertafeln.

Prachtvolle Ausstattung. Gr. 8°. 31 Lieferungen à 60 Pf.

In Prachtband gebunden M. 24.—.

Napoleon in der Caricatur.

Von **John Grand-Carteret.**

Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 160 Illustrationen. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Die Bürgerin Tallien.

Ein Frauenbild aus der französischen Revolution

von **Joseph Turquan.**

Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Brosch M. 4.60, geb. M. 5 60.

Der König von Rom.

Von **Ch. Laurent.**

Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Illustriert. Brosch. M. 4.60, geb. 5.60.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

YC 75110

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

APR 9 1936

NOV 18 1967 33

RECEIVED

DEC 27'67 -5 PM

LD 21-100m-7,'33

563246 DC204 M32
Masson, F.
Napoleon, I. und die frauen.
APR 9 1937
APR 9 1937
APR 9 1936
MAR 30 1938
563246
DC204
M32
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY